Deutsche Illustrirte Volksbücher

von

Berthold Auerbach.

Mit 400 Bildern nach Originalzeichnungen

von

M. Artaria, K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A.

Zweiter Band.

Karlsruhe

A. Bielefeld's Hofbuchhandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Friedrich der Große von Schwaben.

Eine hundertjährige Erinnerung.

(1859.)

I.

Freitag den 9. November 1759, bevor es tagte, war geschäftiges Treiben im Hause des Bäckermeisters Kodweiß am Marktplatz zu Marbach. Die Stube im Erdgeschoß war voll von Weißbrod aller Art, Laugenbrezeln (Fastenbrezeln), Mütschele (Buttergebäck) und Wecken. In der dunkeln, nur durch das Schiebfensterchen erleuchteten Einfahrt standen Männer und Frauen mit leeren Körben und redeten hin und her. Eines nach dem Andern wurde in die Stube gerufen und Jedem verschiedene Sorten Backwerk vorgezählt und in den Korb gethan, soviel als hineinging. Es waren zwei Frauen, die das Geschäft der Vertheilung versahen. Die Aeltere zählte die verschiedenen Stücke vor, und die Jüngere, die vor einer Ampel an dem großen Tisch saß und einen Bogen Papier vor sich hatte, schrieb einem Jeden das Empfangene auf. Heute war ein großer Tag für Alles, was unterhalb der Weinsteig

in Schwaben lebte, denn es war der letzte Tag des großen Herbstmanövers, das bei Kornwestheim in der Nähe von Ludwigsburg gehalten wurde, oder eigentlich der Tag der letzten Heerschau. Die Leute, die das Brod hier in Empfang genommen hatten, trugen es eben hinaus in das Lager, wo sie es an die Soldaten, noch mehr aber an die zahlreich versammelten Zuschauer aus allen Gegenden des Herzogthums verkaufen wollten. Sie erhielten von jedem Gulden des Erlöses drei Kreuzer für sich. Die letzte Frau, die den Korb gefüllt erhalten hatte und ihn eben auf den Kopf hob, sagte zu der am großen Tisch Sitzenden:

„Wie, Frau Hauptmännin? Soll ich nichts ausrichten an den Herrn Hauptmann, wenn ich ihn sehe?"

„Ja wohl, Frau Schöllkopfin," erwiderte die Frau, und es lag ein Ausdruck in ihrem Ton, der etwas Anheimelndes hatte; „ja wohl. Saget ihm, daß ich Gott sei Dank gesund sei, frisch auf, aber ich könne nicht, wie ich versprochen, zu ihm kommen. Ich darf's nicht wagen . . ."

„Da habt Ihr Recht; es wäre nicht brav, wenn Ihr in den Lärm und in die Gaukelfuhr hineinginget; da ist man ja seines Lebens allein nicht sicher, und wenn man nun gar noch ein anderes Leben unter dem Herzen trägt. Ja, ja, in der ganzen Stadt hört man nicht anders sagen, als: So eine brave, getreue Biederfrau wie die Frau Hauptmännin, so eine gibt's nicht mehr, und sie ist noch jetzt, wo sie doch stolz sein könnt', gerade so wie damals, da sie des Bäckers Lisabeth geheißen hat, und man hat's ihr immer angesehen, daß aus ihr einmal was Besonderes wird, sie hat immer so was apart Feines gehabt."

„Ihr müßt mich nicht so viel ins Gesicht hinein loben," wehrte die jüngere Frau ab.

„Warum nicht?" fuhr die Redselige fort, zu der älteren Frau gewendet. „Man findet nicht so leicht noch Eine, die so als rechtschaffenes Eheweib tragen wird, was sie zu tragen hat. Da geht der Mann in den Krieg und läßt die Frau daheim, und ins Winterquartier kommt der Mann, und im Sommer kommt ein Kind."

Streng erwiderte die jüngere Frau: „Frau Schöllkopfin, die Anderen sind alle schon weit voraus, Ihr müßt eilen, wenn Ihr

ihnen nicht das Beste vom Markt lassen wollt.“ Sie stand auf und brach das Gespräch kurz ab.

„Ja, ja. Ich will machen, daß ich fort komme,“ schloß Frau Schöllkopfin im Fortgehen; „aber ich gehe ohnedies nicht mit den Anderen, die gehen über den Berg, Ludwigsburg zu, und ich gehe lieber auf der Landstraße. Man findet leichter ein Fuhrwerk, wo man aufladen kann, oder man verkauft auch schon unterwegs ein gut Theil. Ihr könnt Euch drauf verlassen: an den Herrn Haupt-



mann werde ich Alles ordentlich ausrichten. Behüt's Gott beisammen.“

Es war jetzt nach dem vorübergegangenen Lärm um so stiller in der Stube, und auch von der Straße hörte man nichts, als bisweilen an den Nachbarhäusern einen Fensterladen öffnen und an den Riegel legen. Die Mutter — denn das war die Bäckersfrau — sagte nach einer Weile zu der jüngeren Frau: „Geh' hinauf und leg' dich noch ein paar Stunden schlafen. Es ist nicht recht von dir gewesen, daß du dir den Schlaf gebrochen; der Vater ist ein alter Bäcker, der hätt' den Schlaf am hellen Tag zu jeder Stunde, wann er will, nachholen können; aber du, du bist ja von den Neumodischen, die immer so Allerlei im Kopf haben, daß sie am Tag gar nicht

schlafen können. Lösch' das Licht aus, es brennt ein Loch in den Tag hinein. Geh' hinauf, mach' die Laden zu und schlaf' noch ein paar Stunden."

„Mutter, wenn ich wach bleibe und Etwas arbeite für die Meinigen derweil sie schlafen, das thut mir besonders wohl: da schläft mein Kind, mein Mann, mein Vater, sie wissen nichts von sich und nichts von mir, und ich thue derweil Etwas für sie. Ich bin in einer andern Welt als die Meinigen jetzt, und bin doch bei ihnen und jede Minute können wir uns haben. O Mutter, mir ist als wär' ich beständig getragen und gar nicht auf der Erde, und mir lacht immer das Herz, als käme in der nächsten Minute eine Freude, wie sie noch nicht auf der Welt war."

„Halt' dich nur ruhig," sagte die Mutter, „du brauchst Ruhe. Und ich sag' dir's gern, so lange wir noch gottlob gesund und in Ruhe bei einander sind. Ich prophezeie dir's: du wirst große Freude an deinen Kindern erleben. Wer so wie du an seinen Eltern Gutes thut, dem wird's von den eigenen Kindern vergolten. Brauchst nicht abzuwehren. Laß dir's ruhig sagen. Es thut mir wohler als dir, daß ich's sagen kann. Geh' aber jetzt hinauf in deine Stube, und wenn du Kaffee willst, ruf's nur durch den Boden herunter, aber bück' dich nicht dabei. Ja, was ich dir noch hab' sagen wollen? Aber nein, geh' nur."

Die Mutter drängte immer mehr zum Gehen, und konnte doch des Redens nicht satt werden; denn wie die Kinder am Abend, so sind alte Leute gern des Morgens gesprächsam.

Die junge Frau ging und die Mutter nickte noch mehrmals hinter ihr drein, als die Thür bereits ins Schloß gefallen war. Und wie sie jetzt sinnend vor sich hinstarrte, dachte sie wohl: „Seltsame Welt! Der Mann draußen unter Waffen, jede Stunde bereit, Leib und Leben dem Tode zu stellen, und derweil kann ihm stündlich daheim ein Kind geboren werden . . ."

Die einzige Tochter des Bäckermeisters Kodweiß hatte einen aus dem Remsthal gebürtigen Wundarzt geheirathet, und die Beiden vereinte nicht nur innige Liebe, sondern auch Streben nach edlerer Erfassung des Lebens. Sie suchten sich jene Freuden des Geistes anzueignen, die allverbreitet sind wie das Sonnenlicht, und nicht erst

durch Reichthum oder besondere gesellschaftliche Stellung sich erwerben lassen. Beide Ehegatten kamen sich verkümmert in ihrer Geistesentwicklung vor; die Frau trug dies leichter als der Mann, denn in häuslicher Begrenzung wurde sie minder an die Mangelhaftigkeit ihres Wissens erinnert als der Mann draußen in seinem Beruf und im Streben nach Erreichung höheren Ranges. Des Bäckermeisters Lisabeth galt schon frühe bei ihren Gespielen als ein Mädchen von besonderer Begabung, aber man hielt sie auch für eine Schwärmerin; sie las nicht nur mit Eifer die Dichtungen von Uz, Gellert und Klopstock, sie spielte auch die Harfe und sang dazu allerlei ungewohnte Lieder. Was man indeß ehedem des Bäckers Lisabeth verdacht hatte, wurde jetzt für die Frau Hauptmännin als wohl anstehend betrachtet.

Die Festigkeit, mit der sie sich im Leben bewährte, zeigte auch, daß sie nicht nur von mächtigen Empfindungen ergriffen werden konnte, sondern auch mit starker Seele an allem Echten festhielt. Ihr Harfenspiel und ihre Bücher schienen sie nicht zu hindern, ja es ihr zu erleichtern, auch in Haus und Feld emsig mit Hand anzulegen. Sie hatte immer etwas Geweckte, sie kam zu jeder Arbeit, wie wenn sie eben erst frische Kraft gesammelt hätte.

Der junge Mann, der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahr als Feldscheer im österreichischen Erbfolgekrieg bei einem bayrischen Husarenregiment in den Niederlanden gedient hatte, fand den Beruf des Wundarztes in der kleinen Stadt nicht genügend, und beim Beginn des siebenjährigen Krieges hatte er sich wiederum anwerben lassen. Er wurde Fähnrich und Adjutant in dem württembergischen Regiment Prinz Louis, das gegen Friedrich II. von Preußen zu Feld zog, und stieg nachmals zum Hauptmann.

Selbst als der Mann aus dem Krieg zurückkehrte, zog die Frau nicht mit ihm nach der Garnisonsstadt.

Es ging zur damaligen Zeit eine Empörung durch die Gemüther, die als verhaltener Groll nur eine Schutzwehr gegen die Entsittlichung war. Die wahnwitzige Verschwendungssucht der kleinen Höfe, Bestechung und Stellenhandel, die ganz offen betrieben wurden, und das Hinwegsetzen über die gewohnten Schranken der Sitte hatte eine Auflösung zur Folge, die den engbürgerlichen Kreisen sich noch

am schärfsten dadurch darstellte, daß in die Städte und Dörfer, die solcher Hofhaltung angrenzten, allerlei abgesetzte Gestalten ausgeworfen wurden.

Auch in dem kleinen Städtchen Marbach lebten solche Persönlichkeiten, die ehedem in der kleingroßen Residenz Ludwigsburg eine kurze Zeit geglänzt hatten, und von den rauschenden Balleten und Opern, die da drüben aufgeführt wurden, sahen die umgrenzenden Städte und Dörfer nur andern Tags die übernächtigen Gesichter und die abgerissenen Fetzen von all der Herrlichkeit.

Da droben auf der Festung Hohenasperg saß die ehemals gefeierte Sängerin Marianne Pirker, eine geborene Württembergerin, gefangen. Sie hatte der Herzogin, die vor drei Jahren ihrem Mann entflohen war, allerlei Nachrichten gegeben, und nun saß sie im dunkeln Kerker auf der Streu, und man erzählte, daß sie im Wahnsinn sich Kränze aus Stroh flechte und aufs Haupt setze.

Erst im Juli dieses Jahres war der edle Moser auf die Festung Hohentwiel gefangen gesetzt worden, und der rücksichts- und gewissenlose Montmartin beherrschte das ausgesogene Land und die italienische Sängerin Gardela den jugendlich schönen Herzog.

Gegen all dies Treiben hatte sich im gesammten Volk und vor Allem in der Frauenwelt eine stille, aber um so entschiedenere Verwerfung festgesetzt.

Darum wollte auch die Hauptmännin hier nichts von Uebersiedelung nach der neuen Trutzresidenz wissen, und nach kurzer Auseinandersetzung mußte ihr der Mann Recht geben, da es vorerst auch nicht nöthig schien, und man keinen Tag sicher war, daß er nicht mit seinem Regiment aufbrechen mußte. Dennoch lag etwas Entfremdetes in der Art, wie die Frau allein lebte. Aber sie konnte sich nicht bemeistern, daß sie täglich das zügellose Leben mit ansehen und dazu still sein sollte.

Sie blieb bei ihren Eltern, und diese Heimkehr als verheirathete Tochter ins elterliche Haus, die sonst manche Unzuträglichkeit mit sich führen konnte, wurde durch die eigenthümliche Hoheit ihres Wesens zu einer besonderen Ehrenstellung.

In der Art, wie jetzt eben die Mutter die Tochter behandelte, sprach sich eine Hochhaltung aus, die über das Gewöhnliche hinaus-

ging, und in der That hatte die junge Frau bei aller herzhaften Rührigkeit etwas so ergreifend Mildes, daß man ihr für Alles doppelt danken mußte, da es schien, als gehörte die rauhe Arbeit gar nicht zu ihr und sie übernähme sie nur als freien Liebesdienst.



Und doch war sie immer bereit und war ihr nichts zu gering; die Eltern hatten nur zu wehren, daß sie nicht Alles allein vollführte.

Die Frau Hauptmännin hatte die Stube verlassen und stand eine Weile unter dem offenen Hofthor und schaute hinaus auf den Marktplatz in den erwachenden Tag. Der Färber im Hause gegenüber hängte in langwallenden Fahnen das blaugefärbte Zeug aus.

Auf dem Dach flatterten die Tauben auf und nieder, jetzt kamen einige herunter und stellten sich auf den Rand des großen Marktbrunnens, der aus drei Röhren helles Wasser sprudelte. Nun aber knallte es von der innern Stadt herauf. Der Vaihinger Bote kam mit seinem Einspänner auf seiner regelmäßigen Fahrt nach der Hauptstadt, die Tauben flogen vom Brunnenrand auf, setzten sich gleich wieder, aber nicht lange, denn jetzt trieb der Nachbar, der Schmied Daiber, seine beiden Kühe zur Tränke an den Brunnen, und ein Kälbchen, das hinterdrein kam und verwundert und zaghaft blökend in der Ferne stehen blieb, machte plötzlich übermüthig lustige Sprünge. Nun kamen auch Mädchen zum Brunnen, sie trugen große, mit Kupferreifen beschlagene Kübel und stellten sich plaudernd zusammen, bis die Kübel voll waren, und eben als der Schäfer mit seiner blökenden Heerde herankam, rief eine Stimme aus dem Innern des Hauses:

„Lisabeth, was stehst du noch so da?“

Es war die Stimme des Vaters, der an der Thür der Backstube stand. Die Frau erwachte wie aus einem Traum, sie hatte all dem Treiben des Morgens zugesehen, als wäre sie eben jetzt neu auf die Welt gekommen. So traumverloren dreinstarren, Alles sehen, an Alles anknüpfen, und doch von nichts wissen — das war seltsam! Jetzt erwachte sie und sagte:

„Guten Morgen, Vater. Es gibt heute einen schönen hellen Tag.“

„Ist mir lieb, ich muß Holz verladen.“

Die Frau ging hinauf in die obere Stube, hier schlief noch ihr zweijähriges Töchterchen. Sie sah nach dem Kinde, deckte es zu und setzte sich dann an das Fenster; aus der untern Backstube herauf zog durch eine im Fußboden angebrachte Oeffnung angenehme Wärme. Die Fenster trieften, die Frau machte die Scheiben hell, dann setzte sie sich still nieder, aber es schien ihr einsam, ihr Herz war zu voll, sie mußte Jemand haben, der mit ihr sprach, und — da ist ja ein freundlicher Zuspruch, der ist allzeit bereit und wartet still, bis man ihn ruft. Sie nahm ein Buch auf, es war sehr zerlesen, denn es waren die Lieder und Oden von Gellert. Sie las darin, aber nur ein einziges Lied, dann schloß sie das Buch, und wieder saß sie lange

still. Es war ihr so voll und genügend zu Muthe, daß sie nicht wußte, ist es Abend, ist es Morgen, ob sie Speise zu sich genommen hatte, ob sie je deren bedurft habe oder noch bedürfe, und doch



nährte sie ein zweites Leben in sich und ihre Seele schien die Sonne zu fragen, die jetzt ihre ersten Strahlen auf den Ritter am Marktbrunnen warf: „Du Sonne! Wie wirst du uns sehen, wenn du morgen wieder scheinst?“

Da rief das Kind aus dem Bett, mit halb deutlichen, aber der Mutter vollkommen verständlichen Worten:

„Der Vater soll kommen!"

Die Mutter erschrak fast über diesen Ausruf. Das Kind gedachte des Abwesenden sonst nie. Aber so ist's: Kinder vergessen leicht einen Entfernten und haben in Anschauung des Gegenwärtigen tagüber nicht Veranlassung nach Abwesenden zu fragen, am Morgen aber aus dem Schlafe heraus kommt plötzlich ein Erinnern über sie.

„Der Vater wird kommen," sagte die Mutter und nahm das Kind aus dem Bett; seine Wangen waren so warm und roth. Nun hatte sie doch ein wirkliches Leben zu herzen und verlor sich nicht ins Unendliche.

Jetzt, indem sie dem Kinde vom Frühstück sprach, wurde sie inne, daß sie selbst hungerte; sie setzte das Kind auf den Boden und sagte ihm die Worte vor, die es der Großmutter durch die Oeffnung in die untere Stube hinabrief. Die Großmutter kam bald. Sie hatte viel zu berichten: „Weißt, wer heut Nacht angekommen ist und drüben im Hirsch wohnt? Er ist schon da gewesen und hat dich sprechen wollen, aber ich hab' gesagt, du schläfst."

„Ja, wer ist's denn?"

„Der Vetter von deinem Mann, der das Schloß zur Examensthür nicht aufmachen kann, der eingefrorene Student, oder wie er sich selber lieber heißt: der ewige Studiosus."

„Was will er denn hier?"

„Denk' nur! Hat man dem berichtet, du seist schon niedergekommen mit einem Buben (Knaben), und er ist nun da, um Gevatter zu stehen. Was nur die Leute haben, daß sie sich so Märchen ausdenken? Du gehst doch noch herum, und da berichten die Leute schon . . . ."

„Ja, immer heißt es von einem Buben, und auch mein Mann will von nichts Anderem hören. Ich mein', es wäre Versündigung."

„Jetzt wein' nicht, ist gar nicht nöthig. Du hast dich doch sonst nicht so viel darum gekümmert, was die Leute reden. Du hast gewußt, was aus deinem Mann wird, bevor sich's vor aller Welt gezeigt hat. Ja, und ich sag's jetzt selber, er ist ein feiner und herzlicher Mensch."

Die Mutter wußte, daß sie ihre Tochter nicht besser erheitern konnte, als wenn sie deren Mann lobte.

Die Großmutter nahm ihr Enkelchen auf den Schooß und gab



ihm aus einem mit zwei Henkeln versehenen Schüsselchen Milch zu trinken und brockte ihm Weißbrod ein. Das Kind wollte immer das Schüsselchen selbst in die Hand nehmen, aber die Großmutter willfahrte nicht und sagte:

„Ich hab' dir schon oft und oft erzählt, das Schüsselchen ist ein Erbstück, wie's keins mehr gibt. Aus diesem Schüsselchen hat deine Mutter von ihrem ersten Jahr an bis zu ihrer Verheirathung tagtäglich ihr Frühstück genossen und es ist noch ganz. Schau, es hat keinen Bruch und keinen Stoß; kannst was daran lernen, daß du auch so ordentlich wirst und auch Alles so ordentlich hältst. Heute hast du zum Letztenmal Milch daraus bekommen, bis du selber bei Verstand bist und darauf Acht gibst. Ich schließ' es von heute an weg."

Die Hauptmännin lächelte. Es war, als ob sie frohe Kindererinnerungen mit hinabschluckte und neu genoß, indem sie jetzt mit großem Appetit zwei ganze Wecken verzehrte. Man muß daran erinnern, daß sie zur damaligen Zeit fast doppelt so groß waren als heutigen Tages.

„Dein Bub hat gottlob Hunger," sagte die Mutter, zufrieden nickend, denn sie konnte sich auch nicht erwehren, immer an einen Enkelsohn zu denken. „Iß nur recht viel, so oft du Lust hast; wenn deine Stunde kommt, kriegst du ohnedies lange nichts mehr und mußt mit Wassersuppe vorlieb nehmen. Soll ich dir noch ein Mütschele holen?"

Sie hatte das noch nicht gesagt, als sie schon das Kind vom Schooß absetzte, hinab in die Stube eilte und mit einer Schürze voll Brod und Brezeln herauf kam.

„Das soll ich doch nicht Alles essen?" fragte die Hauptmännin lächelnd.

„Nein, du sollst auch was zum Aufwarten haben, wenn der eingefrorne Student kommt. Kirschwasser hast du ja noch im Schränkchen."

Der Student ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein Mann schon gegen Ende der zwanziger Jahre, der aber noch immer ein frohgemuther Jüngling war, und er sagte bald nach dem Willkomm:

„Ich bin eben zu früh dran. Ich glaube immer, die Zukunft sei da, und sie läßt noch auf sich warten. Da will ich Gevatter sein, und es fehlt an einer Nebensache, an einem Kind dazu; und wenn's nun gar eine virgo wäre? Frau Base, den Schimpf würde ich

Ihnen mein Leben lang nicht vergessen. Ich bleib' jetzt da als Gevattersmann-Einquartierung; ich hab' jetzt einmal Ferien gemacht, und weil ich noch nichts bin in der Welt, will ich doch wenigstens Gevatter sein."

Er ließ sich die Aufwartung wohl schmecken, vertilgte ein Gläschen nach dem andern und knapperte wohl ein Dutzend Brezeln dazu. Endlich erhob er sich und sagte: „Ich will doch einmal hinausgehen, Benningen zu, und mir den Ort betrachten, wo man hier römische Alterthümer ausgegraben hat. Es ist doch brav von dem Städtchen Marbach, daß es einem Gelehrten wenigstens einige Merkwürdigkeiten aus der Römerzeit bietet. Ihren Sohn, liebe Frau Hauptmännin, wollen wir Romanus taufen, er soll ein Römer werden, eine freie große Seele, erhaben über den Gamaschendienst unseres Jahrhunderts. Zu Mittag bin ich wieder da, Frau Gevatterin, und sagen Sie Vater Kodweiß, ich will erproben, ob sein Marbacher Heuriger das Lob verdient, das er ihm spendet."

Es war wiederum still in der Stube und seltsam still auf Marktplatz und Straße. Auf dem ganzen Städtchen schien Etwas zu liegen wie verhaltene Sehnsucht nach dem nahen glänzenden Feste. Das ganze Städtchen schien still lauschend den Athem anzuhalten, und Jedes rechnete sich's als Verdienst an, daß es der so verzeihlichen Lockung nicht nachgab, zu dem nahen Feste zu eilen. Man hörte jetzt am hellen Tag den Brunnen am Marktplatz rauschen, wie sonst nur in stiller Nacht. Beim Schuster gegenüber, von wo man sonst allzeit Leder klopfen und Lieder singen hörte, war's heute still; Meister und Gesellen hatten sich einen außergewöhnlichen blauen Montag gemacht, und der Klempner drüben am Marktplatz, dessen gellende Schläge weithin drangen, schien auch zu feiern, und die Gießkanne an eiserner Stange, die blinkend im Sonnenschein vor seiner Werkstätte hing, blinzelte wie lustbegierig nach Ludwigsburg hinüber.

Der Färber schaute zum Fenster heraus, und der Schlosser Weigle, der sonntäglich geputzt daher kam, fragte ihn:

„Gehst nicht auch mit hinüber nach Ludwigsburg?" Und er antwortete: „Nach dem Mittagessen. Zum Feuerwerk komm' ich schon noch zeitig genug, und das ist doch die Hauptsache."

Und wieder war Alles still. Die Hauptmännin dachte sich auch

hinüber und wäre auch gern zu ihrem Mann. Aber wie? Wenn sie dem Herzog und seiner Umgebung begegnete, wenn sie von ihnen angesprochen würde! Sie hatte so viel gegen sie in Gedanken, hatte so oft gegen sie gesprochen; es schien unmöglich, daß sie ihre Zunge



halten und alles das nicht plötzlich den Leichtfertigen ins Gesicht hinein werfe, daß sie vor Scham in den Boden sinken müssen. „Nein, nein, du mußt zu Hause bleiben!“ sagte sie laut. Und doch konnte auch sie eine Unruhe nicht los werden. „Jetzt noch, nach zehnjähriger Ehe, sehnte sie sich nach ihrem Mann wie nach dem Bräutigam, ja noch mehr, sie wußte, wie wohlig sich's in gelassener, friedsamer Gemeinschaft lebt, und es schien ihr unfaßlich, daß Eines fern vom An=

dern und nicht im stündlichen Beisammen das Dasein erfülle. Sie belohnte sich für ihr Daheimbleiben nun dadurch, daß sie sich jetzt, mitten in der Woche, ihre liebste Freude gönnte. In der Ecke der wohlgeordneten Stube stand eine Harfe, die Hauptmännin ergriff sie und erging sich in allerlei Tonverbindungen. Sie konnte in dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen kein Lied finden, das in Worten ihr innerstes Empfinden ausdrückte. Jetzt erglänzte plötzlich ihr Antlitz und sie spielte mit einer von Innen quellenden Begeisterung und Leidenschaft, denn sie dachte, wie sie selbst zum letzten Neujahr in melodisch gefügten Worten dem Gatten ihr liebend Herz erschlossen; sie sah noch, wie er sie betrachtete und dann in die Arme schloß. Er war damals erst vor wenigen Tagen aus dem Feldzug heimgekehrt, und die Empfindung dieses Wiedersehens nach banger Trennung hatte die Frau in bräutlicher Glückseligkeit erfaßt und im Worte festgehalten. Und jetzt sang sie zu einer alten Melodie das von ihr selbst gedichtete Lied:

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.
Ich zürne, traun, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit dir die Freuden und den Schmerz!

II.



Die Besuche schienen indeß heute, wie man sagt, einander die Thür in die Hand zu geben. Gegen Mittag kam ein Bernerwägelein angefahren, hielt vor dem Hause still, und ein Bäcker, am grauen Kleide kenntlich, stieg ab. Er nestelte den einen Strang des Pferdes los, grüßte die alte Frau Kodweiß, die zum Schiebfensterchen am Erdgeschoß heraussah, und fragte:

„Ist der Bruder nicht zu Haus?"

„Ei, Ihr seid's, Herr Schultheiß?" rief Frau Kodweiß und kam auch alsbald auf die Straße, dann sagte sie: „Nein, er ist beim Manöver, es ist ja heute der letzte Tag; Ihr müsset bleiben, bis er kommt. Wie wird Der sich freuen! Er ist gar anhänglich an die Seinen, und besonders an den Bruder Schultheiß."

„Thut mir leid, kann nicht bleiben, muß spätestens morgen früh daheim in Bittenfeld sein. Wie geht's der Frau Schwägerin? Ist sie noch wohlauf, oder komme ich recht zur Kindtaufe?"

„Grüß Gott, Schwager!" grüßte die Hauptmännin zum Fenster des oberen Stockes heraus, „kommet doch herauf."

„Ja, ja, komm' gleich."

Der Schultheiß warf zuerst seinem Pferd ein Bund Heu vor, dann ging er mit der Mutter hinauf in die obere Stube, schüttelte der Schwägerin wacker die Hand und sagte scherzhaft: „Da ist noch Alles gut bei einander und sie sieht prächtig aus; aber jetzt nur diesmal einen Prinzen, Frau Schwägerin, dann soll ein Tag werden, an dem sich ganz Bittenfeld freut, denn bei mir daheim ist doch eigentlich der Urstamm."

In ihrer Verlegenheit bat die Hauptmännin, man möge nach dem Vater schicken.

„Wo ist er?"

„Draußen am Neckar beim Holzverladen."

„Wie geht's mit dem Holzhandel?" fragte der Schultheiß, der sich nicht lange bei sogenannten Gemüthlichkeiten aufhielt, „wie ich höre, soll's gut gehen, aber es ist doch ein gefährlicher Handel," fuhr er sogleich fort.

„Ja, ja," ergänzte die Mutter, „mein Mann ist leider Gottes so eigensinnig. Er hat sich da eine Holzniederlage errichtet, sie ist geschickt, aber alle Leute sagen, und ich meine es auch, sie sei gefährlich. Wenn einmal ein rechtes Wasser kommt, kann es — Gott bewahre uns davor — in Einer Nacht unser Hab und Gut mit fortschwemmen. Und es ist doch keine Kleinigkeit, wenn man denken muß: jetzt regnet's schon lang, oder, jetzt kommt der Eisgang und nimmt Einem den Boden unter den Füßen weg. Helfet nur, Herr Schultheiß, daß er vorsorglicher wird, Ihr geltet viel."

„Da kann ich nichts machen," sagte der Schultheiß. Er mischte sich nicht gern in fremde Händel; er blieb für sich und ließ Andere auch für sich.

Als die Hauptmännin ihm jetzt ein Glas Kirschwasser einschenken wollte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Student bereits Alles vertilgt hatte. Die Hauptmännin wollte es verbergen, Frau Kodweiß aber merkte es und sagte: „Der Vetter Student ist heute dagewesen, und wo der eingekehrt ist, da ist hinter ihm der Garaus. Ja, wenn man die Wissenschaften auch so trinken könnte, wie Bier und Wein und Kirschwasser, wäre der der Gelehrteste so weit man schreibt."

Die Hauptmännin suchte den Studenten zu vertheidigen. Sie erkannte, daß das hochtrabende Gebahren des Studenten auch aus einer gewissen höheren Natur, die ihm innewohnte, hervorging, und sie sagte: „Es ist etwas Reines und Gutes in dem Vetter Student, das eben noch keine rechte Heimat in der Welt hat."

„Ja, ja," sagte die Mutter halb scheltend, „du siehst in einem Jeden was Besonderes." Hocherröthend erklärte die Hauptmännin,

daß sie dafür auch glücklich sei in der Welt, und daß sie sich's nicht nehmen lasse, daß überall, wohin man schaue, wenn man nur auf den Grund gehe, sich Herrlichkeiten aufthun, die die Welt zum Paradies machen.

„Die Frau Hauptmännin hat etwas von unserer Mutter selig," sagte der Schultheiß, „die hat auch immer nur Gutes von allen Menschen geredet, an das Gute in jedem Menschen geglaubt, und hat auch tausendmal gesagt: Glaubet nur daran, und ihr werdet sehen, es kommt heraus! Schade, daß Ihr, Frau Schwägerin, und unsere Mutter selig einander nicht gekannt haben. Ihr hättet rechtschaffen Freud' an einander gehabt."

Das Antlitz der Hauptmännin strahlte, denn es gibt für ein reines Gemüth nichts Beglückenderes, als eine Genossenschaft für seine Zuversicht kennen zu lernen, und hier war es noch die eigene Schwiegermutter, die aus der Ewigkeit heraus ihr zugesellt wurde.

Frau Kodweiß, die keine Bewirthung mit Worten gelten ließ, rief in die untere Stube, man möge Etwas zum Imbiß heraufbringen, worauf der Schultheiß entschieden sagte, daß er nichts nähme; er wolle warten bis zu Mittag, er müsse dann gleich fort und fahre hinüber ins Lager.

Die Hauptmännin, ihr kleines Töchterchen an der Hand führend, geleitete den Schwager hinaus an den Neckar zum Vater.

Auf dem Heimweg hielt man sich noch kurz bei der Pathin des Töchterchens auf; denn in der alten Zeit der Gastlichkeit gehörte ein Verwandtenbesuch auch alsbald den Freunden, ja fast dem ganzen Städtchen. Die Frau Collaboratorin — sie war die Wittwe des Collaborators Ehrenmann — gehörte zu den nächsten Freundinnen der Hauptmännin; sie geleitete dieselbe mit ihrem Besuche bis zum elterlichen Hause. Von allen Seiten wurden sie freundlich begrüßt, und Viele sagten, daß es schön sei, daß der Herr Schultheiß auch zum Manöver komme. Die Collaboratorin, die viel einsam denken mochte, bemerkte darauf: „Die Menschen bleiben doch ewig Kinder, Jedes denkt nur an sein neues Spielzeug und meint, wer aus der Ferne kommt, muß auch davon wissen und wegen nichts Anderem daher gekommen sein."

Der Schultheiß sah die Collaboratorin betroffen an. Wo ist

denn Die daheim, daß sie so von oben herunter redet? mochte er denken. Er gab sich indeß keine Mühe, das zu erklären.

Das Essen war fertig, es läutete elf Uhr von der Alexanderkirche, und der alte Kodweiß befahl, daß man anrichte, obgleich der Student noch nicht da war: „Der kommt zum jüngsten Gericht zu spät,“ sagte er, „auf den kann man nicht warten.“



Man saß bereits bei Tisch, als der Student ankam mit zwei Männern, die einen großen Stein auf einer Bahre trugen und in der Einfahrt abluden; in der Stube verkündete der Student sogleich laut, daß er einen Stein gefunden habe, der offenbar Ueberbleibsel des römischen Castrums in der Gegend sei, es sei nichts mehr und nichts weniger als ein Altar des Vulkan, dessen Erklärung ihn berühmt machen werde in der ganzen Welt, und der Junge, der jetzt geboren werde, den setze er gleich auf den Altar.

„Der Stein könnte doch ein bischen zu kalt sein für das junge Kind," entgegnete der alte Kodweiß, „und setzt Euch, Herr Student, sonst fliegen die Leberspatzen alle davon in unsern Magen. Aber jetzt ist's gut, Ihr kommt von einem Lager ins andere. Ihr seid draußen im Römerlager gewesen und jetzt fahrt Ihr heute mit ins Württemberger Lager hinüber. Ja Alle, die wir da sind, fahren wir nach Tisch hinüber nach Ludwigsburg. Der Hauptmann wird schauen, wenn er auf einmal Revue über seine ganze Familie halten kann."

„Ich kann nicht mit," sagte Frau Kodweiß. „Und es muß doch Eins das Haus hüten."



„Und ich möchte auch daheim bleiben," setzte die Hauptmännin hinzu, „ich hab's wohl meinem Mann versprochen, daß ich zu ihm komme, aber ich mein', es wäre nicht recht, wenn ich's thäte."

„Du mußt mit," sagte der alte Kodweiß, und der Schwager und der Student baten ebenfalls, und selbst das kleine Töchterchen rief: „Ja, Mutter, wir wollen zum Vater und zu seinen vielen Soldaten."

Während sich der Student Leberspatzen und Sauerkraut und dazu den Marbacher Heurigen wohl munden ließ, führte er mit guter Laune den lustigen Vergleich aus, was man im Gegensatz zu einem römischen Lager von einem heutigen Lager in künftigen Tagen ausgraben werde: da werde man finden eine zerbrochene Flasche, eine Puderbüchse, einen Frisirmantel und einen abgerissenen Zopf,

eine Weste ohne Hintertheil und eine kunstreiche Wade von Watte — und über diese Herrlichkeiten werden sich die Alterthumsforscher künftiger Jahrhunderte die Köpfe zerbrechen.

Alles richtete sich zur Abfahrt und der Student hatte schließlich keine weiteren Zuhörer mehr als den Schultheiß von Bittenfeld. Aber es war ihm gleich, wem er seine erhabenen Gedanken mittheilte, wurde er ja doch von Niemand verstanden in der ganzen weiten Welt, und es war ihm nur darum zu thun, sich mit den gehörigen Kraftausdrücken kund zu geben inmitten dieser erbärmlichen Welt, die einen Geist wie den seinen nicht fassen und keinen Raum für ihn haben konnte.

Der Schultheiß nahm dem Student Alles, was er sagte, geduldig ab, denn er rauchte dabei behaglich eine Pfeife; und es läßt sich gar nicht sagen, was man Alles anhören kann, wenn man dabei raucht.

III.



Der alte Kodweiß hatte zwei Pferde von einer Holzfuhre genommen und an das doppelsitzige Bernerwägelein gespannt; er saß mit dem Enkelchen auf dem Vordersitz und versprach der Mutter, die es bei sich haben wollte, gut auf dasselbe Acht zu haben. Der Student und die Hauptmännin nahmen den zweiten Sitz ein. Der Schultheiß mit seinem Einspänner hielt hinter ihnen. Die Nachbarn standen umher und schauten zu. Diejenigen, die auch in das Lager wollten, schauten fragend auf, ob sie der Bäcker nicht aufsitzen

heiße, und die daheim bleiben mußten, betrachteten mit einem wehmüthigen Tugendgefühle die Wegfahrenden: sie harrten pflichtgetreu aus, sonst wäre ja das ganze Städtchen wie ausgestorben; nein, sie ließen sich nicht verleiten, auch der Lustbarkeit nachzurennen, obgleich ihnen von allen denen, die jetzt ruhig dahin ziehen können, Niemand dafür Dank wußte, und gewiß Niemand daran denkt, ihnen für ihr Wächteramt auch nur eine Kleinigkeit mitzubringen. —

Die Hauptmännin befahl noch der Magd, daß sie zwei Bündel Stroh hinten in den Wagen lege.

„Zu was soll das?" fragte der Vater rückwärts gewendet.

„Ich kenn' Euch ja, Vater," sagte die Hauptmännin, „Ihr lasset doch bei der Heimfahrt Manchen, dem der Weg zu viel ist, mit aufsitzen, und da sollen sie wenigstens gut sitzen können und nicht auf der harten Wagenleiter hocken."

„Unsere Frau Hauptmännin ist eine große Seele," rief der Student, „wohlthätig für die Nachkommenden, für die Zukunft. Das will ich dem Sohn, der geboren wird, berichten, daß er dessen würdig sei."

„Wartet bis dahin, und ich bitte jetzt um ein wenig Ruhe; ich meine, ich sollte doch zu Hause bleiben," entgegnete die Hauptmännin.

„Nein, nein, jetzt wird nicht mehr abgestiegen!" rief der alte Kodweiß. „Hü! in Gottes Namen," und fort rollten die beiden Gefährte.

Man war kaum eine halbe Stunde gefahren, als die Hauptmännin anzuhalten bat, aber jetzt im Gehen wurde es ihr wieder wohler. Der Student war mit ihr abgestiegen und war überaus zart und aufmerksam gegen sie, und die Hauptmännin sagte, es sei ihr so wohl zu Muthe, sie könne es gar nicht aussprechen, und überhaupt fühle sie sich jetzt gar nicht beschwert, vielmehr als ob sie immer nur schwebe.

Der Student erklärte, daß, wenn ein großer Gedanke uns bewege und in uns lebe, wir nichts von unserem Körper fühlen, es ist, als ob der Gedanke uns banne und hochhielte, wie viel höher muß es danach sein, wo ein wirkliches zweites Leben sich in Einem regt, das muß tragen und heben. Er erzählte die Legende von

Maria, die über den Berg ging und so ruhig athmete, als ob sie still sitze, denn das Kind unter ihrem Herzen trug die Mutter.

„Sie haben doch auch viel Schönes im Kopf,' sagte die Hauptmännin; dann sprachen Beide lange nichts mehr, bis man in der



Ferne Signale hörte und Staubwolken aufwirbeln sah. Jetzt rief der Vater, die Hauptmännin solle aufsitzen, er fahre nur noch im Schritt. Sie mußte willfahren, und der Vater stieg selber ab und führte die Pferde an der Hand, damit sie nicht von dem Trommeln, Schießen, Blasen und Pfeifen wild würden.

Man war endlich am Lagerplatz angekommen. Unabsehbar weit reihte sich Zelt an Zelt; wo sonst nur das Korn wogte, waren jetzt Tausende von flüchtigen Menschenwohnungen, und in großen und festen Reihen zogen die Soldaten auf unter klingendem Spiel,



und dort hielt der Herzog mit seinem Generalstab. Die Reihen salutirten und riefen Hurrah. Der Herzog grüßte wieder.

Man hatte die Pferde an einen Baum gebunden, und Vater und Tochter und Enkelchen standen auf dem Wagen und schauten zu; der Student hatte sich alsbald unter die Menge verloren.

„Jetzt kommt das Regiment, bei dem dein Vater ist," rief die Hauptmännin und hielt ihr Kind fester an sich und schaute erhabenen Blickes aus. Ihr Blick hatte etwas Allmäliges, nicht rasch, nicht blitzend, aber man sah's, er erfaßte und durchdrang das Angeschaute. Und es gibt einen Blick des Auges, der gleich dem Sonnenstrahl die Dinge erwärmt, die er bescheint. Sie war eine schöne Gestalt, hoch aufgewachsen, mit schlankem Hals, mit weißem Antlitz, das die Sommersprossen nicht entstellten, sondern eher dessen Glanz milderten; sie hatte röthlich blonde gelockte Haare, und Alles an ihr bekundete die Mutterhoffnung. Jetzt erglänzte ihr hellblaues Auge noch heller, denn sie sah ihren Mann an der Spitze seiner Schaar daherkommen, gemessenen Schrittes, und Alles klang und sang, und jetzt vor dem Herzog riefen sie Alle Hurrah, und der Vater schwenkte den Degen und er blitzte im Sonnenschein, jetzt schwenkte er ihn nochmals, und sie hatte gewiß nicht unrecht gesehen, er hatte sie bemerkt, der Gruß galt ihr. Er konnte nicht aus der Reihe treten, ihr nicht zurufen, nicht die Hand reichen. Er grüßte zum Drittenmal deutlich und nickte dabei, er sah freudig aus jetzt an der Spitze seiner Schaar, denn sonst war der eben erst 36 Jahre alte Mann oft verdrossen und hatte viel zu klagen, daß er eigentlich nicht zu dem käme, was er im Leben sein könnte. Er fühle einen Trieb nach Wissenschaft, nach großer Bethätigung in sich. Nun aber, in dieser Stunde, sah er doch so freudig aus, so froh gespannt, und als müßte er's hören, als müßte er's fühlen, was sie sprach und empfand, sagte sie in die weite Luftihinaus: „Gottlob! Gottlob, daß du so glücklich bist." Sie wußte sich nicht zu helfen, sie hob ihr Kind auf und küßte es inbrünstig.

Der Vater war wieder verschwunden, nicht mehr zu erkennen in der großen Masse derer, die gleich ihm bekleidet waren, und die Frau setzte sich nieder und hielt die Hand vor die Augen. „Sie wollte nichts mehr sehen, alles Andere kümmerte sie nicht, und in ihr regte sich's wunderbar.

IV.



„Neugebackene Mütschele, Brezeln, Wecken kauft! Sind die brävsten, sind vom Bäcker Kodweiß von Marbach! Kaufet! Kaufet!“ so wurde die Hauptmännin angerufen. Sie schaute auf, und Frau Schöllkopfin, der sie zuletzt noch den Auftrag gegeben, stand vor ihr; sie war aber durchaus nicht freundlich, denn sie rief laut:

„Was? Was ist denn das? Sag' ich vor einer Stunde dem Herrn Hauptmann, daß die Frau Liebste nicht kommen kann; und jetzt ist sie da und macht mich zur Lügnerin? Das Nächstemal gebt Euren Auftrag einem Andern, aber nicht mir. Und man soll's nicht wünschen, aber Spaß wär's doch, wenn das Kind da mitten in dem Durcheinander auf die Welt käme. Hui! das wäre lustig! Und dort geht der Herzog und die Haupt-Italienerin mit der Andern, sie haben blaue Schuhe an, das ist ihre Uniform, die kämen gleich daher und thäten Gevatter stehen!“

Die Hauptmännin wehrte ab und beruhigte endlich Frau Schöllkopf, indem sie ihr versprach, daß sie auch mit heimfahren dürfe.

„Und das bleibt fest!“ rief Frau Schöllkopfin. „Ich bin müd wie ein Jagdhund. Ich kann mich nicht dazu bringen, wie die Anderen, still auf einem Fleck zu sitzen, ich muß mit meinem Kram herumlaufen; und seht, es ist auch besser so, ich bin bald beim Kehraus. Aber ich hab' im Gedräng einen falschen Sechser für gut eingenommen, den müsset Ihr mir für voll einrechnen, und nicht wahr, Ihr thut's?“

„Ja, ja,“ versprach die Hauptmännin, und Frau Schöllkopf ging, ihre Waare anpreisend, weiter.

Jetzt endlich kam der Hauptmann; er sah schmuck und stattlich aus, wie er sich den Tressenhut vom Kopf nahm und den Schweiß von der Stirn trocknete. Er war von kleiner gedrungener Gestalt und seine Sirn war hoch gewölbt. Dabei hatte er nicht nur heute, sondern immer eine soldatisch straffe Haltung. Er küßte das Kind und hob es von dem Wagen herab, der Frau aber reichte er hier vor den Augen Aller nur die Hand. Er ließ durch einen Soldaten einen Stuhl aus dem nahen Schenkzelte holen und half der Frau absteigen, was nur mühsam geschah. Als sie auf dem Boden stand, sagte sie: „Zürne nicht, lieber Mann, daß ich es gewagt habe, jetzt zu dir herauszukommen; ich mache mir schon selber Vorwürfe genug, aber dein Bruder und der Vetter Student haben mir keine Ruhe gelassen."

„Du bist ein stark Soldatenweib, erwiderte der Mann; „und was wir noch bekommen sollen, mit Gottes Hülfe soll's auch stark werden und nicht verweichlicht."

Nun reichte der Hauptmann dem Bruder beide Hände und schüttelte sie ihm wacker, dann führte er Bruder, Schwiegervater, Frau und Kind nach seinem Zelte.

„Du siehst wohl aus!" sagte der Bruder, „das Soldatenleben scheint dir doch jetzt mehr Freude zu machen."

„Ja, ja, an solchen Tagen macht's lebendig. Aber Bruder, du hast das bessere Theil erwählt, bist daheim geblieben im elterlichen Haus, baust deinen Acker, bäckst dein Brod und hast nach Niemand in der Welt was zu fragen, und brauchst nicht zu warten, bis man dir deine Ehre gibt. Wenn man sich von dem täglichen Leben mit seinen Geschwistern lossagt, sollte man die ganze Welt dafür gewinnen. Wenn man nicht was Rechtes, Großes wird in der Welt, ist's am besten, man bleibt daheim in den alten beschränkten Verhältnissen. Ich spür's, ich hätte was Ganzes werden können in der Welt, aber ich werde es nie. Meine Jugend ist verpfuscht worden. Und als verheiratheter Mann erst einen Beruf suchen und sich darin zu was Rechtem machen wollen, das heißt noch selber wachsen wollen, während man schon Kinder hat. Jetzt gehört das Wachsen den Kindern, und der Vater bleibt wie er ist. Ich lasse aber doch nicht ab, bis ich Etwas finde, woran ich sehe, warum ich da bin. Mir wäre

jetzt das liebste, wenn ich nichts als Bäume pflanzen könnte auf der Welt."

Etwas verdrossen sagte der Schultheiß: „Du weißt ja,



man hat an dir gethan, was in unserm Stand eben erschwinglich war."

Und der Hauptmann erwiderte: „Ich mache Keinem einen Vorwurf, es hat dabei Niemand anders gekonnt, aber daß ich eben Chirurg, Barbier war, das geht mir mein Leben lang nach. In mir wollt' ich's schon verwinden, aber meine Kameraden vergessen's nicht, sie spötteln noch immer gern darüber, und es ist nicht gescheit von mir gewesen, daß ich daheim in Kriegsdienst gegangen bin. Sind Sie nicht ein Vetter von dem und dem? Das ist die erste Frage, die man in unserm Schwabenländle immer hört. Ich hab' mich meiner Verwandtschaft gottlob nicht zu schämen, aber die Leute möchten mit den Fragen doch Einem immer gern den Rock ausziehen und einen andern anthun. In einem andern Land hätte ich's weiter gebracht. Aber genug! Jetzt bin ich froh, daß ich dich bei mir hab', und ich hab' das beste auf der Welt: ich hab' eine rechtschaffene Frau. Brauchst die Augen nicht niederzuschlagen, Elisabeth! Vor meinem Bruder darf ich mich doch meines Glückes rühmen. Jetzt bleibst du aber auch ordentlich bei uns, Johann. Ich kann mich erst recht freuen, wenn ich weiß, wie lange ich eine Freude habe."

„Ich muß noch heute Abend heimezu. Ich habe Leute nach Waiblingen bestellt und die warten auf mich."

„Nun gut, so wollen wir die paar Stunden lustig sein. Hast du nicht gesagt, Frau, daß der Vetter Student auch da sei?"

„Ja, aber er ist verschwunden, wie wir angekommen sind."

Der Hauptmann wollte seinen Burschen nach Speise und Trank schicken, aber der alte Kodweiß sagte: „Heut' kriegt man nichts Ordentliches hier, darum habe ich von unserm guten rothen Schalksteiner mitgebracht, und da ist auch ein gut Essen."

Man saß wohlgemuth beisammen, die Brüder erzählten einander von ihrem Leben, und der Hauptmann konnte nicht genug rühmen, wie tapfer sich seine Frau benähme, sie habe ihn, trotzdem sie nichts auf der Welt mehr liebe als ihn, schon zweimal ohne Widerrede in den Krieg ziehen lassen, nur damit er es höher bringe, denn die Ausübung der Wundarzneikunde hatte ihn in Marbach nicht genährt und auch seinem Streben nicht genügt, und er hatte nichts mehr zu wünschen in der Welt, als daß ihm die Vorsehung einen

Sohn schenke, dem er das einbringen wolle, was an ihm verfehlt worden sei.

„Ja, ja," sagte der Bruder Schultheiß, „du hast dein Leben lang immer Plane gehabt; du lebst in der Minute nur gut davon, wenn du dir ausdenkst, wie's immer weiter wird, immer schöner, immer größer." Er erzählte nun der Frau, wie der Bruder Kaspar in dem kleinen Dorfe Bittenfeld bei Waiblingen, als der Vater schon früh gestorben war, sich allerlei Abenteuerliches ausdachte, was man in der Welt ausführen könne.

Die Wiedererweckung vergangenen Jugendlebens that dem Hauptmann und seiner Frau gleich wohl, und der alte Kodweiß drückte sein Behagen nur damit aus, daß er einem Jeden mit den Augen winkte, auszutrinken, und dann wieder frisch einschenkte.

Endlich kam der Student und rief mit vollem Lachen: „Mir geschehen die besten Abenteuer."

Er konnte vor Lachen kaum anfangen, bis er endlich berichtete: „Wie wir ankommen, denke ich: ich muß mich doch unter das Getümmel mischen, und suche nach einem Platz, um Alles gut zu überschauen. Da sehe ich ein paar Ludwigsburger Neu-Residenzler, sie kommen heran, wohl versehen mit Speis' und Trank, und haben eine Leiter und steigen damit an einem Baume in der Allee hinauf. Kaum hat aber der Letzte den Ast erfaßt und will die Leiter nach sich ziehen, ja, prosit Mahlzeit! Da ziehe ich ihm die Leiter weg, lege sie an einen andern Baum an und steige auch hinauf. Die Spießbürger schimpfen was sie können, aber das kümmert mich nicht, das erlustigt mich nur. Aber hinter mir drein steigen auch noch Andere auf meine geraubte Leiter, ich muß nur machen, daß ich auf den Baum komme; und richtig, noch eine dritte Partie macht es mir nach und stiehlt uns die Leiter, sie legen die Leiter an einen dritten Baum und ihnen gelingt es, dieselbe nachzuziehen. Jetzt hättet ihr das Schimpfen hören sollen von einem Baum zum andern, und unwillkürlich stellte sich ein Stück Griechenthum, ein Stück olympisches Fest mitten in eine durchlauchtigste herzoglich württembergische Zopfparade hinein: Drunten der griechische Chor der Volksmenge, der die Empfindungen der auf der Höhe des Daseins Hangenden und ihre Wechselreden mit klassischen Betrachtungen ausdeutete; sie

klatschten und pfiffen, je nachdem die antiken drei Schauspieler auf den Bäumen einander gut heimbezahlten. Wir spielten auf einer wahrhaft hohen Bühne ohne Wechsel der Decorationen. Eine Weile wurde es still, so lange die Heerschau an uns vorüberzog, die Musik ertönte und salutirt wurde; auch wir von den Bäumen schrieen Hurrah! und Hoch! und die Spießbürger auf dem ersten Baume schwenkten ihre Flaschen. Als aber die Heerschau vorüber war, da ging der dreifache Chorus aus den Bäumen von Neuem los."

Der Student ahmte das Schimpfen, Schelten und Schreien der verschiedenen Gruppen und dabei die vielfachen Zurufe des Volkes aus der Tiefe so glücklich nach und wußte namentlich die Stimme eines Kropfigen so lächerlich geschickt wiederzugeben, daß die Frau Hauptmännin rief:

„Um Gotteswillen, haltet ein, ich halt' es nicht aus vor Lachen."

Nun erzählte der Student rasch zu Ende, wie dann alle drei Gruppen mit Hülfe der Polizei, die allen Zauber löst, von ihrem Banne auf den Bäumen befreit wurden, und wie die große Menge sie mit Jubel begrüßte und noch lange verfolgte.

Die Erzählung dieses Zwischenfalles brachte neue Heiterkeit in das Zelt und der Hauptmann fragte den Studenten, ob er noch immer sein Examen nicht gemacht habe.

„Ich glaube, ich werde unexaminirt sterben und von den vier Fakultäten im Jenseits auf Einmal zum Doktor gemacht. Aber ich bleibe auch nicht in dem kurzbeinigen, gestauchten Schwabenländle, wo hinter jeder Pfarrscheuer ein eingebildetes Genie hockt, das da glaubt, die ganze übrige Welt mit Geringschätzung über die Achsel ansehen zu können."

Die Hauptmännin, die sich eine „gute Schwäbin" nannte, vertheidigte indeß das schöne Heimatland mit seiner unverwüstlichen Bürgertugend und seinen tiefen Quellen inniger Gemüthserquickung. Sie nannte es undankbar, wenn man, weiteren Zielen zustrebend, das geringschätze und vergesse, was die Heimat uns ins Herz gepflanzt. Ihre Wangen glühten, da sie dies sprach, und nicht ohne Geschick wußte sie dabei nach Frauenart auch zugleich die früheren Unmuthsäußerungen ihres Mannes zu widerlegen. Er fühlte das und faßte nur still nach ihrer Hand.

Der Hauptmann war indeß auf seinen Lieblingsgedanken gekommen, und das war, daß ihm keine Mühe, kein Opfer zu schwer wäre, um sein mangelhaftes Wissen zu ergänzen. Er erzählte, daß er da, wo er bei dem Chirurg in der Lehre war, eine Lebensbeschreibung Alexanders von Macedonien gefunden habe, an der die letzten Bogen fehlten, und wie ihn das gequält habe; und fast so sei sein Leben und Wissen auch: es fehlten die letzten Blätter und sie wären nicht mehr zu ergänzen. Der Student gab ihm in spöttischer Weise Recht. Er konnte das Streben des Mannes nicht recht begreifen. Denn wer den regelmäßigen Gang durchlaufen, wer die niederen und dann die höheren Schulen besuchte und methodisch geleitet wurde, der versteht nur schwer den Heißhunger nach Wissen, wie er sich in Dem ausbildet, der sich allein und aus der Hand des Zufalls Wissenschaft und Erkenntniß erobern muß: wie da ein Buch, das ihm plötzlich zukommt, zu einem alleinigen und doch fremdartigen Führer wird, es fehlt der Zusammenhang, in dem es im Reiche des Wissens steht, und der einsam Arbeitende und Denkende knüpft an das Vorliegende die abenteuerlichsten Erlebnisse und glaubt sich wunder wie groß in seinem Besitzthum; erst später erkennt er, welch einen dürftigen Ausschnitt aus dem großen Reiche des Wissens er übersah und durchforschte.

Der Schalksteiner kam der Laune des Studenten wohl zu Hülfe und er gefiel sich wiederum darin, einen Vergleich des Zeltlebens von Troja mit dem jetzigen zu machen. Der Hauptmann und seine Frau nickten lächelnd, als er ihnen die Rollen von Hektor und Andromache zutheilte; sie mochten fühlen, daß es in jeder Lebenslage und in jedem Zeitgewande gegeben ist, die echte in sich gediegene menschliche Kraft zu bewähren.

Der Bruder Schultheiß verabschiedete sich und auch der alte Kodweiß drängte zur Heimfahrt. Er wollte nicht beim Feuerwerk bleiben. Als die Hauptmännin sich zum Fortgehen anschicken wollte, fiel sie ihrem Mann um den Hals, verbarg ihr Antlitz an seiner Brust und sagte: „Um Gotteswillen, Mann, ich fürchte, ich fürchte, ich kann nicht mehr heim; ich fühle mich Mutter werden.“

Der Hauptmann erblaßte, er hieß alle Anderen hinausgehen, da hörte man plötzlich vor dem Zelte die Stimme der Frau Schöllkopfin, sie rief:

„Meister Kodweiß, das Geschirr ist leer, es gibt morgen schön Wetter! Euer Brod steckt in hundert Magen und Eure Tochter hat mir versprochen, daß ich mit Euch heimfahren kann. Geht's denn nicht bald fort?"

„Ruf' mir die Frau herein," sagte die Hauptmännin drin im Zelt. Der Hauptmann ging hinaus, er stand eine Weile erbebend bei dem Vater und dem Vetter. Bald kam Frau Schöllkopfin wieder aus dem Zelt und sagte:

„Schnell anspannen! Es kann noch gut werden. Aber es ist höchste Zeit! O! Ihr Männer! Ihr Männer! Was thun nicht die Weiber um euch. Geht die gute Frau in solchen Umständen noch daher, um ihren Mann zu sehen, und er, er lauft, wenn die Trommel gerührt wird, wie's ihm einfällt, nach den Niederlanden und nach Böhmen in den Krieg. Was steht ihr da, wie die Kuh vor dem neuen Thor? Machet, daß der Wagen herkommt, sonst hat das arme Kind nicht einmal einen Ort, in dem es geboren und heimatberechtigt ist."

„Ein im Feldlager geborener Sohn, das wäre herrlich!" rief der Student; aber Niemand hörte auf ihn. Der alte Kodweiß eilte nach dem Wagen, und der Hauptmann, der das Töchterchen dem Vetter übergab, zu seinem Oberst. Der Oberst Friedrich von der Gablenz ertheilte dem Hauptmann gern den Urlaub, da andern Tages nur noch die Entlassung der zu den Herbstmanövern Einberufenen zu bewerkstelligen war. Ja, der Oberst versprach, als Taufpathe zu erscheinen, wenn das Neugeborne ein Knabe sei.



V.

s war ein milder Novemberabend, wie er in den schwäbischen Reblanden sich auch manchmal noch im Spätherbst einfindet. Die Nacht war schnell hereingebrochen. Unter dem Schutze des Dunkels wurde die Hauptmännin ohne Aufsehen auf den Wagen gebracht. Das Stroh, das sie für Andere vorsichtig mitzunehmen befohlen, kam ihr jetzt zu statten. Die Zeltdecke wurde darüber gebreitet und sie mit einer andern Decke zugedeckt, so daß sie fast wie in einem Bett lag. Eine Hauptsorge war, das Töchterchen zu beschwichtigen, das immer weinte und schrie, da es mit der Mutter so fremd hantieren sah.

Bis man das Gelärme hinter sich hatte, gingen die drei Männer neben dem Wagen, um Neugierige und Störende abzuhalten. Frau Schöllkopfin saß neben der Hauptmännin. Als das Toben und Lärmen nur noch von ferne erscholl, that es der alte Kodweiß nicht anders, die Herren — der Hauptmann und der Student — mußten auch auf den Wagen sitzen. Er selber führte die Pferde an der Hand, denn dort vom Lager her prasselte und knatterte es und manchmal stiegen Raketengarben, feurige Bienenkörbe und buntfarbige Leuchtkugeln zum Sternenhimmel hinauf.

„Mit dem, was dieses Feuerwerk kostet, könnten Tausende sich

diesen Winter erwärmen," sagte der Student, „aber das dumme Volk gafft zu und denkt nicht daran, daß man ihm seine warme Stube in die Luft schmeißt. Doch nein, ich habe Unrecht, ich habe heute ein Lied gehört, das in vier Zeilen die ganze Last zusammenbündelt, die auf unserm Volke lastet:

O lieber Tod von Basel,
Was haben wir denn than,
Daß du uns arme Schwaben
Willst nimmer leben lan?"

Der Hauptmann bat dringend und streng um Stille. Er beugte sich hinüber zu seiner Frau und fragte, wie es ihr ergehe.

„Gut!" erwiderte sie leise; „sei nur nicht so ängstlich, sei nur ruhig, und jetzt dank' auch der Vorsehung, daß du Das geworden bist, worüber dich deine Kameraden, wie du glaubst, scheel ansehen; das gibt mir jetzt besondere Beruhigung, und sieh, von dem Tag an laß dich's nicht mehr verdrießen, und was auch wahr oder nicht wahr daraus kommt, denke nur: daß ich jetzt deßwegen auch ruhig bin, das ist ein Segen, dem nichts gleichkommt. Gelt, Kaspar, du bist nie mehr betrübt darüber? Sag' mir das jetzt und ich bin glücklich!"

Er faßte schnell ihre Hand, küßte sie, und sie fuhr fort: „Wie ich vorhin ein wenig eingeschlafen bin, da war mir's, als sähe ich dich, wie du im vorigen Jahr in Böhmen warst; und einmal habe ich dich gesehen als Lieutenant und einmal als Feldarzt und einmal als Feldgeistlicher. Du bist ja auch Alles auf Einmal gewesen, wie sie dir Alle nachrühmen. Danke der Vorsehung für die vielen Gaben, die du hast, und laß uns still beten, daß sie solche auch unserm Kinde schenke."

„Red' jetzt nicht so viel," sagte der Hauptmann. „Ich weiß Alles, ich kenne deine innersten Gedanken. Halte dich nur recht ruhig."

Er setzte sich wieder still auf den Vordersitz und ein Glücksgefühl ohne Gleichen kam über ihn. Er sah, was er an seiner Frau hatte, und sein einziger Wunsch war, daß ihn Gott das noch lange sehen und erkennen lassen möge. Der ganze Himmel glitzerte und flimmerte in Sternenpracht, und der Hauptmann schaute still hinauf; da sagte der Student, der neben ihm saß:

„Der Bursch wäre zu beneiden, wenn er heute, am Vorabend des Luthertages, wie Luther selbst unter freiem Himmel geboren würde.“



Der Hauptmann antwortete nichts und hielt dem Vetter nur die Hand auf den Mund, daß er doch fortan schweigen möge.

Singend und jauchzend zogen Manche vorüber, die aus den

Lustzelten von der Heerschau heimkehrten. Der Hauptmann hätte gern, wie dem Studenten, so allen Menschen den Mund zugehalten, daß sie seine Frau nicht aufwecken und beunruhigen möchten; sie fühlte das, was der vor ihr Sitzende dachte, denn sie sagte leise zu Frau Schöllkopfin: „Saget meinem Mann, daß das Singen und Schreien mich gar nicht stört; ich bin wohl und wach, nur darf ich mich nicht rühren."

Der Hauptmann küßte still den Trauring an seiner Hand, als ihm Frau Schöllkopfin diese Worte berichtete.

Man fuhr still dahin. Die Frau, die mit offenen Augen in dem Wagen lag, schaute hinein in das zahllose Heer der Sterne, und sie fühlte sich hineingehoben in das All und wußte nicht mehr, wer sie war, woher sie kam und wohin sie strebte. Die ganze Welt war Eins, ein Mutterherz pochte im All.

Mutterseelenallein! Wenn du das Wort hörst, wenn du es empfindest, berührt es dich wie Glockenklang den tief im Walde Verborgenen; Wehmuth und Genügen, Verlangen und gestillte Sehnsucht begegnen einander in diesem Wort, und die Welt ist in dir und du in der Welt, es gibt keine Trennung mehr, und doch bist du allein, aber das All ist im Einen.

Der Student auf dem Vordersitz sagte jetzt leise zu dem Hauptmann: „Der griechische Philosoph Plato behauptet in seinem Phädon: all unser Lernen sei nur Erinnern, und die Thatsache, daß wir im Leben oft Dinge wahrnehmen, betrachten und inne werden, die wir schon einmal gesehen, erlebt und geträumt zu haben glauben — komme daher, weil sich die Seele eines Vorlebens erinnere, das diesem unserm jetzigen Dasein vorausgegangen sei. Ich möchte aber sagen, daß es nichts ist als das Erwachen der Gedanken, Träume und Phantasien, die die Mutter hatte, derweil sie das Kind unter dem Herzen trug. Es läßt sich nicht fassen, wie das einwirken mußte auf das ganze Dasein des Kindes, und auch das Samenkorn still in der Erde entwickelt und entfaltet sich unsern Blicken ungesehen. Wir wissen nur das, was außerhalb im Licht erscheint. Und jetzt, wie geht die Unendlichkeit vor uns auf, die Unendlichkeit der Welt und des Menschenlebens! Da ist die Erde, da droben das zahllose Heer der Sterne, die große unendliche Welt. Alles das wartet auf

ein Menschenkind, das morgen aufschaue und alle diese Herrlichkeit und Größe in sich aufnehme, und hier eine Mutter, und in dem Worte Mutter ist die Unendlichkeit der Menschheit . . ."

Der Student wurde in seinen gehobenen Betrachtungen unterbrochen, denn:

„Gott Lob und Dank! Schau dort, da sind die Lichter von daheim," rief der alte Kodweiß, der bisher kein Wort gesprochen hatte, jetzt laut und froh aus erleichterter Brust. Die Hauptmännin richtete sich auf und athmete tief, sie sah die Lichter aus der Heimatstadt flimmern. Wie weit, weit war sie gewesen, wohin war ihre Seele getragen worden — sie fand sich wieder in der wirklichen begrenzten Welt. Unter der Decke faltete sie im Dankgebet die Hände, daß sie wohlbehalten heimkäme.

Den Hauptmann verdroß die Härte jedes Steines, als man über das Pflaster fuhr; er fühlte doppelt und dreifach, wie wehe das seiner Frau thue.

Als man zum Marktplatz kam, sah man just über dem Giebel des Hauses ein flimmerndes Doppelgestirn, und der Student rief mit lauter Begeisterung:

„Schau dort, wie auf den Giebel gesetzt, das Brüdergestirn Castor und Pollux, die Unzertrennlichen. Im Hausflur mein Altar des Vulkan und über dem Giebel das Sternenpaar! Sei gegrüßt, du neuer Weltbürger."

Der Hauptmann konnte nicht anders, er umarmte still den Studenten.

Man brachte die Hauptmännin glücklich in das Haus, und jetzt im Elternhaus war sie plötzlich wieder munter, sie öffnete alle Schränke und gab der Mutter an, wo man Alles finde. Ueber die Harfe in der Stube breitete sie die Decke, sie wußte, daß sie sie lange nicht mehr berühren werde. Die herbeigerufene Wehmutter erklärte, daß man noch ruhig sein könne. Die Hauptmännin schlief bald ein. Die Collaboratorin war aus dem Bett geholt worden, sie wachte nun bei der Freundin. Man trennte sich still, bereit, dem ersten Rufe zu folgen.

VI.

Am Morgen — vom Färberhause gegenüber flatterten heute lustige rothe Fahnen im hellen Sonnenschein — da war unruhiges Leben im Hause des Bäckers Kodweiß. Die Frau Collaboratorin hatte eine große, mit Brustlatz versehene Bäckerschürze angethan und ging ordnend im Hause hin und her. Nachbarn und Verwandte gingen fragend und dienstanbietend aus und ein; auf dem Tische stand immer wieder frischer Kaffee und Butter und Brod, ungefragt griff Jedes zu, und der alte Kodweiß und dessen Frau nickten freundlich dabei, denn wenn die Freude in ein Haus einzieht, so ist es, als ob eine Blume aufbreche und ihren Duft, den sie bisher in sich gehalten, ausströme zur Erquickung Aller.

Die Männer waren in die untere Stube gebannt und sprachen allerlei fremde Sachen, als wollten sie durch Aussprechen von Fremdem und Anklammern an Fernabliegendes nur um so ungestörter im Innern an das bebende Ereigniß selber denken.

Der Student zwang den Hauptmann, ihm von dem letzten Feldzug in Böhmen zu erzählen, wie er mit dem österreichischen Heere gegen Friedrich II. gestritten, und wie sie jämmerlich zerschlagen und zerstreut und von Seuchen heimgesucht wurden.

Der ganze Widerstreit von Erhebung des Gemüths und nament-

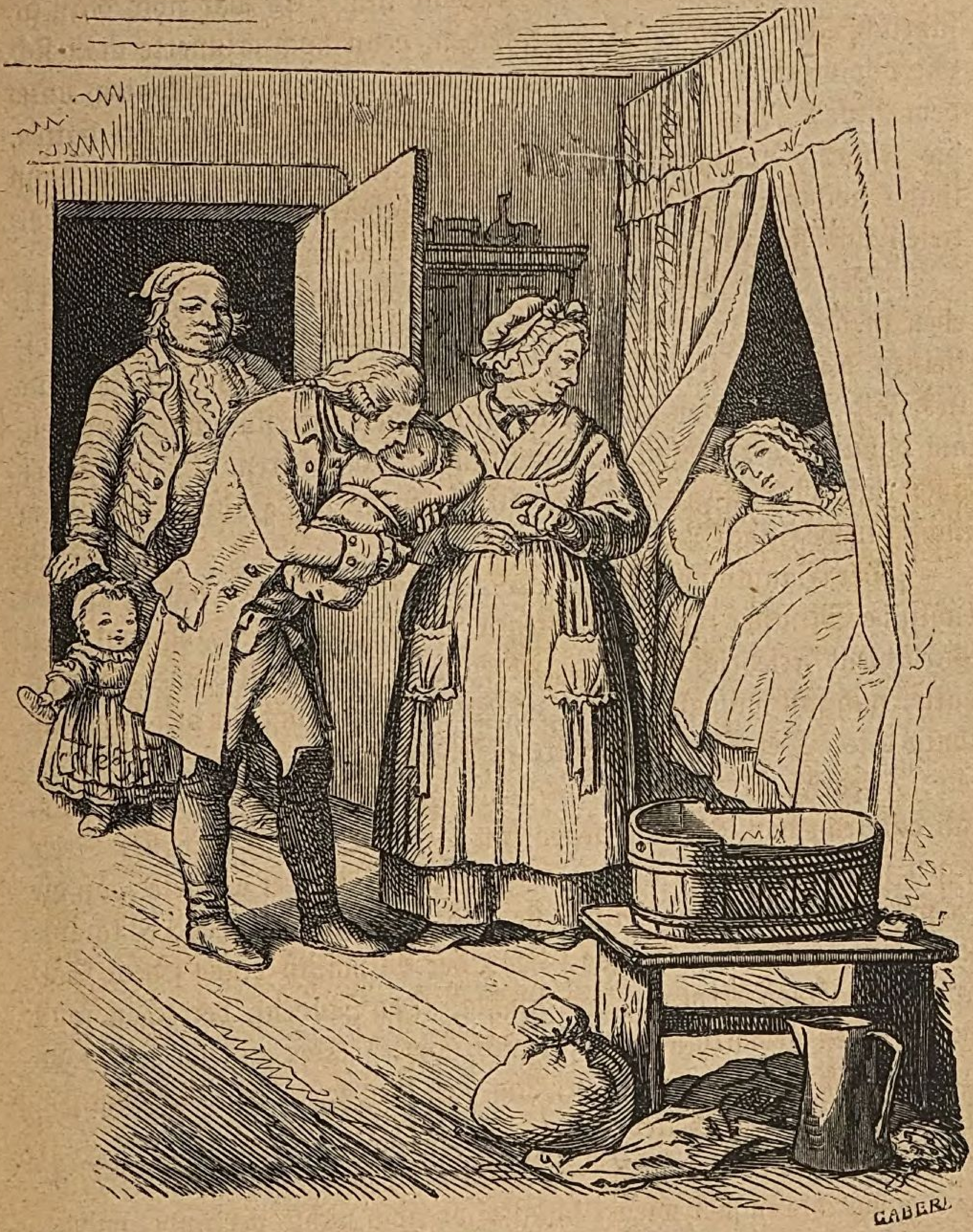
lich von der Zwiespältigkeit der Empfindung, die in denjenigen deutschen Ländern waltete, die weder unter das österreichische noch unter das preußische Scepter gehörten, alles das that sich hier in der kleinen Bäckerstube am Marktplatz zu Marbach auf. Es war noch dazu gefährlich, über Friedrich II. zu sprechen, denn noch erinnerte man sich, wie vor wenigen Jahren die zum Dienste gepreßten Soldaten unter dem Rufe: „Wir ziehen nicht gegen die Preußen!" revoltirt hatten, die Kaserne anzündeten und auseinanderstoben; und wie sie dann später nochmals am Eingang des Eybachthales bei Geißlingen revoltirten und siebzehn auf der Stelle füsilirt wurden.

Der Student hatte eben so viel Hohn dafür, daß Friedrich II. eben in diesem Jahr schlechtes Geld hatte prägen lassen, als daß die kleinen deutschen Fürsten, die ihre Truppen für das deutsche Reich ins Feld stellten, von Frankreich große Geldunterstützungen bezogen, um damit ihre aberwitzige Hofhaltung auszustaffiren. Er war indeß noch rücksichtsvoll genug gegen die Uniform des Hauptmanns, um nicht kurzweg nach Ludwigsburg zu deuten.

Der Hauptmann hatte nur leichthin erwähnt, daß auch der englische Minister Pitt im vorigen Jahr ganz offen im englischen Parlament Friedrich II. den Helden des Protestantismus genannt hatte, und fast willenlos sprach er seine Begeisterung für den Preußenkönig aus. Der Student wollte nicht viel davon wissen; er behauptete: Friedrich II. sei wohl ein Held, aber er sei es auch hauptsächlich dadurch, daß Die, die gegen ihn kämpfen, nicht mit voller Seele gegen ihn streiten. Er machte es gar spaßig, wie er erklärte, daß die Gegner Friedrichs schon halb besiegt in die Schlacht gehen; er kämpfe daher mit lauter Ein-Armen, denn der Mißmuth binde jedem Soldaten den Einen Arm auf den Rücken. Der Student, der schon sonst immer einen gewaltsamen Uebermuth hatte, überbot sich jetzt noch und gab sich selber zum besten, um den Anderen über das Bangen dieser Stunde wegzuhelfen.

Der Hauptmann nickte, er sprach und hörte wie im Halbtraum, denn er horchte immer wieder hinaus, ob noch nichts verkündet würde. Er behauptete, daß Friedrich II. durch die verlorene Schlacht bei Kunersdorf noch nicht vernichtet sei, er behauptete das stark und fest und wußte doch kaum, daß er es that. Er sprach das, was er sagte,

wie aus der Erinnerung, wie etwas Auswendiggelerntes, und jetzt deklamirte der Student eines der Kriegslieder von Gleim, die damals als fliegende Blätter durch alle Lande flogen und mit neuem, unge-



wohnt hellem Klang überall ertönten. Er verwahrte sich indeß dagegen, daß er, wie der Hauptmann und so viele Andere, von Friedrich II. eine Erneuerung deutscher Kraft und Reichshoheit erwarte.

„Wir Schwaben," rief er mit gewaltiger Stimme, „können uns nicht daran gewöhnen, daß von der Burg Hohenzollern bei Hechingen da droben die deutsche Reichshoheit wieder ausgehen soll!"

„Die Burg der Habsburger am Vierwaldstädter See ist nicht größer," erwiderte der Hauptmann und wußte kaum, daß er es sagte.

Plötzlich rief eine unsichtbare Stimme von der Decke herab: „Ein Sohn! Ein Sohn!" Und von der Treppe, von der Hausflur, in der Küche, überall rief es: „Ein Sohn! Ein Sohn!"

Der Hauptmann eilte die Treppe hinauf, aber auch hier noch mußte er eine Weile warten. Endlich durfte er eintreten. Auch das Schwesterchen, das ganz verscheucht in der Küche gehalten war, trat jetzt mit dem Großvater ein und stand verwundert und furchtsam an der Wiege und schaute auf das Brüderchen, von dem so oft die Rede gewesen war; die Großmutter legte dem Vater das Kind in die Arme, er faßte es behutsam, küßte es leise auf die Stirn, es schlug die blauen Augen auf. Er gab das Kind der Großmutter zurück und nun kniete er am Bett der Mutter nieder und sagte: „Danken wir der Vorsehung, daß unser höchster Wunsch erfüllt ist. Und dir verspreche ich: ich will nicht ablassen und Alles dafür hingeben, damit ich aus dem Kriegshandwerk heraus und zu dem komme, was mein Herz begehrt: große Baumpflanzungen machen und die Welt verschönern und nähren helfen. Ich will dich und unsern Sohn pflegen, daß er Wohlgefallen finde vor Gott und den Menschen."

„Das nehme ich an, aber das Erste nicht," erwiderte die Frau, indem sie die Hand auf die Stirne des Vaters legte. „In solcher Stunde darf man kein anderes Versprechen geben und keines annehmen. Du sollst dich in nichts übereilen."

„Jetzt wird nichts gemeint und nicht viel gesprochen," sagte die Großmutter, und der Hauptmann mußte die Stube verlassen. Noch im Fortgehen nickten Mann und Frau einander fröhlich zu, denn von der Straße herauf hörte man heimziehende beurlaubte Soldaten singen:

„Mein Vater hat's g'sagt,
Und mein' Mutter hat's denkt
Ich gäb ein'n Soldat
Zum Leib-Regiment."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Hoffentlich nicht.“ Die Mutter nickte ihm zu und ergänzte: „Es ist doch schön, unser Sohn hört gleich singen.“

Als der Hauptmann in den untern Hausflur kam, sah er den Studenten auf dem von ihm sobenannten Altar des Vulkans sitzen, und der Student hielt eine große Anrede an den Neugebornen über ihm und hieß ihn Götterwaffen schmieden.

Der Hauptmann lächelte und sagte: „Alles auf der Welt kann man sich ausdenken, aber das nicht, das ist ganz anders, ganz anders, wenn es da ist. So dastehen und seinen Sohn lebendig in den Armen halten, sein eigen Leben, sich selbst und doch ein anderes. Und das schaut mich an mit den Augen der Mutter . . .“

„Hat er auch Sommersprossen und gelockte röthliche Haare wie die Mutter?“ fragte der Student, und der glückliche Vater fuhr ohne auf die Unterbrechung zu achten fort: „Solch einen Augenblick erlebt zu haben, solch einen Blick der Augen gesehen zu haben, das heißt ewig gelebt!!“

Der Student erwiderte:

„Der Junge bringt ein Stück Heidenthum mit auf die Welt. Nicht umsonst habe ich gestern den Altar des Vulkan gefunden und ins Haus gebracht. Sieh, Vetter, die Mutter mit dem Kinde — es ist das Bild der ewigen, unauflöslichen Liebe im Heiligthum der Natur und des Menschenherzens. Die Griechen haben aber auch den Vaterblick zu einer Göttererscheinung geschaffen. Es ist die hehre Gestalt des Silen, des derben lustigen Pädagogen, der den neugebornen Bacchus auf den Armen hält und ihn als eigen und doch gegeben begrüßt. Dein Junge ist erkoren, beide Elemente zu vereinigen. Wenn der Bursch nur schon so weit wäre, daß ich ihn unterrichten dürfte.“

„Ja, wenn du noch in der Gegend bist, mußt du mir helfen, ihn erziehen. Das ist jetzt meine höchste Lust, mein schönstes Glück, daß ich denken kann, so Gott will, an meinem Sohne einzubringen, was an mir versäumt worden ist. Ich habe schon, da ich noch nicht voll zehn Jahr alt war, meinen Vater verloren, und ich mußte mich durchschlagen mit aller Noth in der Welt. Ich kann nicht mehr das werden, was ich meine, daß ich hätte werden können. Aber ich weiß doch so viel, daß ich's an meinem Sohn einbringen kann, und jetzt ist Alles versöhnt und gut; er soll mein Leben fortsetzen, besser als ich's kann.“

„Immer weiter hinaus!“ entgegnete der Student lachend. „Hast auch du den alten Philistertrotz, den Transport der Lebensrechnung auf Conto des Sohnes zu übertragen? Es geht nicht! Jeder kriegt ein frisches Folio und Jeder muß von vorn anfangen zu buchstabiren.“

Der Hauptmann antwortete nichts, er fühlte, daß ihn ein Gedanke belebte, den er nicht im Widerspruch mit einem Andern zurechtsetzen konnte, er riß sich los von Allen, die ihm Glück wünschten und ihn bestürmten. Er konnte jetzt Niemand mehr sprechen, er schickte Boten nach Vaihingen zu dem Bürgermeister Hübler, der Gevatter stehen sollte, und nach Ludwigsburg zu seinem Oberst, und ihm selbst war's, als müßte er ins Weite, ins Ungemessene, um sein übervolles Herz auszuströmen und die ganze Welt mit Glückseligkeit zu erfüllen. Aber trotz aller Bewegtheit des Gemüthes war der Soldat in ihm so stark, daß er sich zunächst ganz ordonnanzmäßig kleidete, und das geschah fast willenlos. Untadelig, als ginge es zur großen Parade, verließ er das Haus, und ihm selber war es jetzt beim ersten Ausgang nach der Geburt seines Sohnes, als wäre auch er jetzt neu geboren; er grüßte die gewohnte Welt wie eine neue.

Er ging hinaus vor die Stadt, den Neckar entlang, rasch, lange, als strebte er einem Ziele zu, und wußte doch nicht wohin, nicht wonach.

Er sehnte sich, jetzt in dieser hohen Glückseligkeit etwas fest gründen, etwas thun zu können, das dem Kinde für seine ganze Lebenszeit zugute käme, eine That, die zur nie versiegenden Quelle werde.

O, wer die Kraft hätte, die ein Ausfluß jener göttlichen Macht ist, die durch das Werde die Welt schuf! Wer in Einem Worte fassen und geben könnte den Pulsschlag des Herzens, daß es fortlebt in einem Andern, zu seinem Heile! Du kannst es nicht! Du bist ein lallendes Kind, dem die Sprache gebricht, in dir regt sich's dunkel, aber die Macht des Geistes fehlt dir . . .

Das Gute, das du vermöchtest, läßt sich in seiner ganzen Ausbreitung nicht in einem Augenblick gründen, es muß gepflanzt und gepflegt werden in fortgesetztem Thun. Und willst du deinem Sohn einen Segen geben, der ihm sicher ist, so mache dich selber immer mehr zum rechtschaffenen Menschen — in dir selbst liegt sein Quell zum Guten. Wolle fortan nichts mehr für dich, wolle es nur, um

Andere damit zu beglücken; laß gestillt sein all dein Sehnen, du hast nichts mehr für dich zu bitten, ihm, ihm sei Alles.

Er stand plötzlich still, faltete die Hände auf der hochklopfenden Brust und rief: „Du Wesen aller Wesen, zu Dir bete ich, daß du meinem Sohne an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte." Und als hätte er eine Antwort erhalten vom unendlichen Geiste, so still beschwichtigt und befriedigt ging er dahin. Er sah den Strom, die Berge, den Himmel mit neuen Augen, denn seinem Sohne gehörte das auch, und er hätte ihm gern ein Zeichen, einen Gruß gebracht aus der freien Natur, ihm gern eine Blume in die Wiege gelegt; aber es blühte jetzt keine mehr ringsum. Und das eben ist ein Wahrzeichen der neuen Welt, daß sie sich an dem unmittelbaren Gedanken allein genügen muß, und es ist immer mehr die Aufgabe der Menschheit, den Gedanken des Ewigen, ohne Bild und Zeichen rein und klar zu erkennen und auszubreiten. Im Herzen des Vaters stieg der Vorsatz auf, daß, wenn sein Sohn mit Geistesgaben begnadet würde, er Geistlicher werden sollte. Er sprach das nicht aus, aber im Herzen beruhigte es ihn wie eine stille That. Er hatte heute die tiefste Erlösung gefunden, er wollte nichts mehr für sich; was er im Leben noch wünschte und erstrebte, wollte er nur um seines Sohnes willen.

Aus der Stadt kamen Bursche und sangen mit heller Stimme:

„Der rechte Kukuk, der bin ich ja schon!
 Kukuk!
Bin ich meines Vaters sein einziger Sohn!
 Kukuk!"

Der Hauptmann staunte und erschrak fast, als die Singenden, mit weißen Bündeln auf dem Rücken, jetzt näher kommend, stehen blieben und ihn militärisch begrüßten. Er wußte kaum mehr, daß er noch etwas Anderes war als Vater eines Sohnes, und das hier waren heimziehende Soldaten und er war ihr Hauptmann. Die Soldaten aber kannten das Wesen des Hauptmanns heute auch kaum mehr. Er, der sonst immer so straff militärisch, kurz und knapp im Worte war, reichte einem Jeden die Hand und segnete sie, daß sie das Glück hätten, ein Jeder dem Vater jetzt wieder die volle Sohnesfreude heim zu bringen.

Sie sahen ihn staunend an und marschirten weiter, und aus der Ferne sangen sie:



„Wilhelm bin ich der Telle,
Von Heldenmuth und Blut,
Mit meinem G'schoß und Pfeile
Hab ich die Freiheit gut

Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei,
Einen festen Bund geschworen
Haben unsre Gesellen drei."

Der Hauptmann schaute ihnen lange nach, und jetzt gewahrte er, wie weit er stromauf gegangen war. Er sah hier vor sich den Fluß seines Heimatthales, die Rems, sich in den Neckar ergießen. Er stand lange betrachtend, dann kehrte er um, heim zu seinem Sohne. Der tiefste Herzenswunsch des Vaters hatte auf diesem Gange einen Ausspruch gefunden. Nun konnten alle Leute wieder reden, was sie wollten, er hörte ihnen geduldig zu.

Er wurde in der Stadt oft angehalten und beglückwünscht, er dankte herzlich.

Als er heimkam, sagte ihm der Schwiegervater, daß die Frau, aus einem guten Schlaf erwacht, nach ihm verlangt habe. Er ging hinauf. Freudestrahlend erglänzte jetzt das Auge der Mutter, und sie sagte zu dem Nähertretenden: „O guter Mann, du bist gewiß weit draußen gewesen. Du bringst so frische Feldluft mit. Geh zu dem Kinde, laß es sie einathmen.“

*　　*
*

Sonntag den 11., am Tage nach seiner Geburt, wurde der Knabe getauft und erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich. Der Vetter Student, der sich als Gevatters-Einquartierung tapfer bewährt hatte, erhielt natürlich eine Pathenstelle, nicht minder „Frau Sophia Ehrenmännin, verwittibte Collaboratorin von hier“, aber neben dem Bürgermeister von Vaihingen und dem aus dem Städtchen selber, stand auch ein Mann mit vielen Orden, denn der Oberst von der Gablenz war von Ludwigsburg herüber gekommen in voller Uniform, und hielt den jungen Täufling.

Beim Taufschmaus in der untern Stube ging's hoch her. Der Student verkündete wiederholt in den höchsten Ausdrücken, daß der Täufling ein Weltgenie werden müsse, denn der Nährstand — „und nicht wahr, der Bäckerstand ist doch wirklich der Nährstand?“ schaltete er lachend gegen Kodweiß ein — „also der Nährstand in Euch, der Lehrstand als in mir, und der Wehrstand hier in dem Herrn Oberst haben an seiner Wiege gestanden!“ Da sagte der alte Kodweiß:

„Ich weiß nicht, was Ihr von dem Buben wollt. Warum muß er gerade was Besonderes werden? Sein Großvater väterlicherseits und mütterlicherseits waren Bäcker; daß der Herr Sohn Hauptmann

geworden, das geht nicht so fort; es ist recht und billig, daß der Enkel wieder Bäcker wird."

„Und der Mensch lebt nicht vom Brod allein," schaltete der Student dazwischen. Es wurde kaum gehört, denn der Oberst von Gablenz ergriff das Glas, stieß mit Kodweiß zuerst an und rief dann laut: „Hoch lebe der neugebackene Bäckermeister!"

Alles stimmte fröhlich mit ein.

Der Student aber ließ sich das Wort nicht nehmen: „Vetter Hauptmann," fragte er, „dein Sohn hat so viele Namen, „wie wirst du ihn denn rufen?"

Der Hauptmann sah betroffen drein, sein Auge glänzte, er wagte aber vor seinem Oberst — obgleich dieser in der Neigung für Friedrich II. vielfach mit ihm übereinstimmte — doch nicht im Beisein Anderer seiner Verehrung Worte zu geben. Ohne daher zu sagen, an wen er dabei gedenke, antwortete er nur mit freudiger Stimme: „Friedrich!"

„Sei's denn!" rief der Student. „Und mein Spruch heißt: Hoch lebe Friedrich der Große von Schwaben!"

* * *

Sein Name aber ist:



Hartes Brod.

Eine Geschichte von Unterwegs.

Sehr gern. Ich erzähle Ihnen gern meine Lebensgeschichte. Ich nehme Ihre Cigarre an; ich habe mir zwar das Rauchen abgewöhnt, aber wenn mir's der Zufall gibt, habe ich auch meine Freude daran. Bis ich diese Cigarre ausgeraucht habe, bin ich mit meiner Erzählung fertig."

Der Erzähler, ein schlanker gebräunter Mann, der Alles mit der linken Hand that und die Rechte ganz ruhig auf dem Tisch liegen ließ, fuhr, nachdem die Cigarre gut im Zuge war, fort:

„Ich bin nicht hier im Voigtland, ich bin im Elbthal, an der Grenze Böhmens, im Meißner Hochlande geboren. Ist es nicht albern, daß man das schöne Land die ‚Sächsische Schweiz' nennt? Schon diese zusammengestellten Zischlaute sind widerwärtig und mißtönend, und dazu ist ja das Wort Schweiz ein Name, nicht ein Begriff.

„Es rennen und reiten den Sommer über gar Viele über unsere Berge und durch unsere Thäler, klecksen ihre Namen auf die geduldigen Felswände und geben dem Echo allerlei Abgeschmacktheiten zu wiederholen. Ich arbeitete mehrere Jahre in einer Felswand, die ein berühmtes Echo hat. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was für eine Vorstellung ich mir damals von den vornehmen Menschen machte, die am Werktage spazieren gehen und zu allerlei Uebermüthigkeiten aufgelegt sind. Später lernte ich einsehen, daß

diese Menschen auch aufathmen von allerlei schweren Arbeiten und Sorgen, wenn auch ihre Arbeiten und Sorgen andere sind als die unseren, die wir mit Hammer und Meißel unser Brod verdienen mußten.

„Mein Vater, der ebenfalls Steinbrecher war, hatte seinen besondern Spaß daran, wenn das Echo angerufen wurde, Allerlei zu antworten, und noch am Tag bevor ihn der Tod ereilte, war er voll Uebermuth.

„Wir jüngeren Leute mußten immer an die gefährlichsten Punkte. Da mußten wir oft tagelang in einer den ganzen Körper verkrümmenden Lage hämmern und meißeln, und es hieß immer: wenn ein junger Bursch stirbt, ist das Unglück weniger groß, er hat ja keine Familie, die um ihn trauert.

„Am Mittag — es war am siebenten Juli — schickt mich mein Vater nach dem Dorf, um Bier zu holen. Die anderen Genossen — denn wir arbeiteten immer in Genossenschaft — wollten nicht, daß man mich schicke, es könne ein älterer Mann gehen; aber mein Vater bestand darauf, daß ich gehe. Und wie ich dem Dorf nahe bin, höre ich hinter mir krachen und donnern und dann trabt es den Berg herunter, wie wenn eine Heerde von Unthieren aufstampfte, und dann klatscht es in den Strom. Der Schall ist weit weg, es kann nicht in unserm Bruch sein. Unsere Wand war noch nicht so weit gelockert, daß sie sich ablösen konnte. Ich gehe nun ins Dorf, lasse mir den Krug füllen, aber wie ich auf dem Rückweg bin, begegnen mir schon weinende Frauen. Das Unglück ist geschehen. Unsere Wand hat sich zu früh gelöst. Mein Vater ist verschüttet. Wir arbeiten mit aller Macht, Tag und Nacht. Es kommt Hülfe aus der Nachbarschaft, es ist lebensgefährlich hier zu arbeiten, denn noch droht eine andere Wand hinter uns loszugehen. Wenn Alles am Leben geblieben, wäre das ein großer Arbeitslohn ohne langwierige Anstrengung. Aber jetzt? Was nützt das?

„Meine Mutter sitzt unten am Ufer auf einem Stein und läßt sich nicht zureden, daß sie heimgehe und warte, bis wir Nachricht bringen. Am zweiten Mittag finden wir die drei Verschütteten. Einer war noch am Leben. Mein Vater und mein Ohm waren todt.

„Der Kirchhof liegt von unserm Dorf weit entfernt, es führt kein Fahrweg dahin. Die Leichen meines Vaters und meines Ohms wurden in einem Kahn stromab geführt und das Trauergeleite fuhr in zwei Kähnen hintendrein. Ich werde den Tag nie vergessen, als wir so dahinfuhren, wo der Gesang über das Wasser dahinscholl, und Alles war so hell und frisch, als ob's gar kein Leid auf der Erde geben könnte.

„Meine Mutter war bald ruhig, denn es sind in unserm Dorfe mehr Wittwen als verheirathete Paare. Und gleich am andern Tage nach dem Begräbniß ging meine Mutter in den Wald, Beeren zu sammeln, um etwas daraus zu lösen. Man hat in unserer Lage nicht Zeit, langer Trauer nachzuhängen. — Ich war nun der einzige Versorger der Mutter und hatte guten Verdienst. Leider gibt es bei den Steinbrechern keine Genossenschaft, die der Wittwe ein kleines Jahrgeld zahlen, und noch heutigen Tages sind die Leute nicht dazu zu bringen, eine solche Genossenschaft zu bilden oder in eine Lebensversicherung zu treten, und doch sind sie alltäglich der Todesgefahr ausgesetzt. Ich habe mir, als ich das letzte Mal daheim war, viele Mühe gegeben, eine solche Genossenschaft zu bilden, aber es gelang nicht. Es ist aber jetzt im Werke, daß eine große Actiengesellschaft sämmtliche Steinbrüche erwirbt und dadurch wird sich auch eine Wittwenkasse für die Steinbrecher bilden.

„Ich war als einziger Versorger einer Wittwe militärfrei und ich war noch nicht einundzwanzig Jahre alt, als ich heirathete. Meine Frau ist eine Schifferstochter. Sie werden sie kennen lernen; sie hat immerwährend etwas Frisches und Regsames, und damals war sie noch jung und voll Lustigkeit und hatte noch kein Leid erfahren. Wir waren glückselig als uns das erste Kind geboren wurde, und meine Mutter pflegte und wartete den Knaben, der den Namen des Vaters trug. Ich kann nicht sagen, daß ich damals viel Gedanken hatte, weder über Glück, noch über Unglück; ich lebte so dahin, ging meiner Arbeit nach, im Sommer tagtäglich in den Steinbruch, und im Winter half ich meinem Schwiegervater Kähne bauen. Ich war vierundzwanzig Jahre alt. Es war uns noch ein Kind geboren, aber es war bald wieder gestorben.

„Ich war draußen im Steinbruch. Es war noch lange zu arbeiten, bis er reif war. Wir arbeiten bis zum Mittag. Die Frau bringt mir das Essen und geht mit dem Kinde wieder heimwärts. Es bricht eben ein Gewitter aus, das immer mächtig knattert, wenn sich's in unserm Thal verfangen hat. Ich habe stets sorglos gearbeitet; man lernt die Gefahr vergessen, wenn man ihr beständig vor Augen steht, aber bei einem Gewitter war mir's immer unheimlich. Ich sage den Genossen, wir wollen Schicht machen; sie lachen mich aus, daß ich, einer der Jüngsten, mich von der Arbeit zurückziehen will. Ich steige nun mit ihnen den Berg hinan, ich gehe an der Seite entlang, denn ich muß einen Umweg machen, um zu meiner Arbeit zu gehen. Da knattert ein Donnerschlag und mit Einemmale löst sich die Wand ab — Staubwolken und Funken steigen auf. Alles schreit: ‚Rettet Euch!‘ mitten im Gebrüll des Donners und Gerassel der Steinwände. Ich reiße einen Kameraden, der neben mir steht, bei Seite, und in diesem Augenblick stürzen wir. — Wie ich mich erhebe, liegt der Kamerad neben mir begraben, und mein rechter Arm, mit dem ich ihn gehalten, ist unter einen Block gequetscht. Sonst bin ich frei . . .

„Ich will Ihnen nicht lange erzählen, wie mir zu Muthe war, als ich so dalag. Stundenlang hat es gedauert, und der Donner rollt und die Blitze zucken drein. Ich schreie, was ich kann, man hört mich nicht. Schiffe fahren vorüber, die Mannschaft schaut nicht um; sie hören mein Geschrei nicht. Es fällt ein mächtiger Regen hernieder und jetzt rutscht noch eine Wand nach, glücklicherweise weit von mir entfernt. Ich rufe wieder, ein Schiff hält an. Es kommt Hülfe. Ich werde heimgetragen mit zerschmettertem Arm.

„Da bin ich nun, ein verlorner Mann, ein Krüppel, ärger als todt. Der Arzt erklärt, daß ich zu retten sei, aber den Arm könne ich nicht mehr gebrauchen. Und so liege ich nun wochenlang und kann mich nicht rühren. Die Zeit des Fiebers war noch die beste, da wußte ich nichts von mir; wie nun aber die Heilung beginnt, da erst bin ich traurig geworden, gar entsetzlich, und statt daß ich meiner Frau und der Mutter zurede, müssen sie mich trösten. Ich kann endlich wieder im Dorf herumgehen, mich am

Ufer auf Bauhölzer setzen, aber ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll, die Zeit wird mir entsetzlich lang.

„Der Arzt bringt es durch gute Leute zusammen, daß ich ins Bad nach Töplitz reisen kann. Es sei doch möglich, daß mein Arm wieder lebendig werde, denn wie ein Stück Holz hing er jetzt an mir.

„Ich bin im Bad, es thut mir in der ersten Zeit gut; ich kann einen Stock in die rechte Hand nehmen, aber heben und bewegen



kann ich ihn nicht, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer mir's war, den ganzen Tag nichts zu thun, als mich zu pflegen, und derweilen sind die Meinen in Hunger und Noth. — Manche Badegäste, die mich so dasitzen sehen, fragen nach meinem Elend, und ich erzähl's ihnen. Damals zum Erstenmal in meinem Leben habe ich mir was schenken lassen.

„Ich habe mir vorgenommen, mich gar nicht vor den Leuten zu zeigen, denn ich habe mich geschämt, was geschenkt zu nehmen, und kann es doch nicht abweisen, wenn sie mir was geben wollen.

Es thut mir weh, aber ich denke auch wieder: du hast kein Recht, dich da stolz zu zeigen; du mußt es für die Deinen annehmen.

„Und jetzt, als ich bereit war, Geschenke anzunehmen, hat mir Niemand mehr etwas geschenkt, und darum zu bitten — lieber hätte ich mir die Zunge gebissen.

„Ich bin wieder heimkommen und bleibe ein Krüppel mein Leben lang. Und jetzt ist das Unglück im Unglück über mich gekommen. Wissen Sie, was das ist?"

„Nein."

„Ich hab's auch nicht gewußt, bis ich's an mir selbst erfahren. Ich habe dagesessen stundenlang und tagelang und in mich hineingedacht, und da habe ich mit Gott gehadert: warum hat er mir das gethan, daß ich in der Arbeit . . . in redlicher Arbeit so zerschmettert wurde? . . . Wenn mich ein Felsen an den Kopf getroffen hätte, es könnte nicht weher thun, als mir diese Gedanken gethan.

„Ich gehe am Tage wie verlassen umher und kann in der Nacht nicht schlafen, und je mehr ich grüble, um so heftiger klopfen die Pulse in meinem Arm, wie wenn der Arm auch mit empört wäre. Am liebsten wäre ich gestorben und am liebsten hätte ich mich ins Wasser geworfen. Ja, ich habe einmal in der Nacht am Strom gestanden und habe mich ertränken wollen. Da höre ich von einem am Ufer liegenden Schiffe das Lied singen: ‚Der Kukuk auf dem Zaune saß', und wie ich das höre, war ich wie aufgewacht, und in mir hat's auch geheißen: Es wird schon wieder lustig sein, wenn der Regen vorüber ist. Und als ich heimkam und Frau und Kind schlafen sah, da sagte ich zu mir: Nie mehr soll ein solcher Gedanke über mich kommen. Seitdem ich das gedacht habe, war ich nicht mehr so traurig. Es war mir, als wenn plötzlich etwas kommen müßte, was mich erlöst, mich wieder heilt. Es ist eben der gute Gedanke, der gute Entschluß gewesen, der mich befreit. Aber noch habe ich ihn nicht recht erkannt. Da endlich, ich weiß noch die Minute, wie es war: ich sitze im Garten, die Hühner gackern und auf der Steinmauer liegt die Katze und streckt behaglich alle Viere von sich, und ich sehe eine Schnecke kriechen an der Gartenmauer hinauf. Wie

mühsam geht das, und doch, sie kommt vorwärts, und wie ich so immer mehr dem Thier zusehe, wird mir's ganz deutlich: Was noch die Kraft hat zum Leben, hat auch noch die Pflicht zum Leben; es kommt nur darauf an, daß man das Unglück nicht als Unglück gelten läßt. Du findest auch etwas, es gibt ja viele Menschen, die von Geburt aus noch viel schlimmer dran sind als du. Und wie ich so dasitze, geht ein Schulkamerad, der in der Stadt wohnt, am Garten vorüber. Er ist Lithograph, hat guten Verdienst und hält sich sauber. Ich muß nun wieder mein Unglück erzählen und er gibt mir an, daß er ein Geschäft für mich wisse, es sei geringer Verdienst dabei, aber doch noch immer besser als nichts. Ich sage, daß ich jedes annehme, und er verspricht, mir Bilder zu verschaffen, die ich mit Farben anstreichen soll. Am Sonntag kommt er und bringt einen großen Pack und lehrt mich, wie man das macht. Ich bin ungeschickt mit der linken Hand, und doch habe ich Hunderte und Hunderte von Bildern einen ganzen Winter lang angemalt. Hauptsächlich die Geschichte von der Genofeva. Zuerst nimmt man grüne Farbe und macht auf einem Blatte nach dem andern den Wald, dann braue Farbe, die kriegt das Reh und die Blockhütte, und dann Fleischfarbe für den Schmerzenreich und die Mutter.

„Am widerwärtigsten war mir immer die gelbe Farbe für den Mantel des Golo, aber ich habe doch auch Freude an alledem gehabt. Nun kommt aber ein anderes Unglück: ich kann das Sitzen nicht vertragen. — Es wird die Eisenbahn durch unser Thal gebaut. Der Arzt gibt mir den Rath, ich soll mich um eine Bahnwärterstelle bewerben. Ich gehe auch von Haus zu Haus hin und her und habe gute Fürsprache, zuletzt aber heißt es doch, daß Soldaten bevorzugt werden. Ich fange wieder an, den grünen Wald und das braune Reh und den gelben Mantel des Golo zu malen, habe aber keine Geduld mehr dabei und verderbe viele Blätter und muß mir von meinem Lohn abziehen lassen, der ohnedies gering war. Nun haben wir eine Stunde von unserm Ort einen grundbraven Menschen, das ist der Floßmeister; der war immer gut zu mir. Es gibt im Märchen Menschen, die alle Zauber lösen können; es kann aber auch Einer gebannt sein, weil er das

Wort nicht findet. Er war zweimal beim Examen an der forstwissenschaftlichen Schule durchgefallen; er hatte seine Sache gelernt, aber sobald er vor den Examinator kommt, kann er kein Wort mehr herausbringen, und so ist er nun sein Leben lang zu einer niedern Bedienstung verdammt; er trägt es geduldig, lebt für sich, studirt viel, aber er weiß ganz gewiß, wenn er sich zum Examen meldet, fällt er wieder durch. Sich selber kann er nicht helfen, aber mir hat er geholfen. Er hat schöne Bücher und hat mir oftmals eins geliehen. Und wie ich ihm wieder eins bringe, sagt er: ‚Erhard, du solltest Schulmeister werden.‘ — Wenn man mich gerade in die Luft gehoben hätte, daß ich hätte fliegen können, so ist mir's gewesen. Das ist's! Das kannst du werden, hab' ich gedacht. Freilich ist mir gleich wieder die Angst gekommen, ich habe in der Schule eigentlich nichts Rechtes gelernt, und was ich gewußt, hab' ich wieder vergessen. Und wer weiß, ob ich den Kopf dazu habe?... und wenn auch, woher nehme ich das Geld zum Studiren? und wie soll's mit Frau und Kind werden? Ich habe das dem Floßmeister vorgestellt; er bleibt aber dabei, es werde schon gehen, wenn ich nur fest wolle. Ich komme heim und erzähle es meiner Frau, und die sagt: ‚Das ist das Rechte, das Einzige; du hast den Kopf dazu. Und weißt du, wie wir's machen? Die Mutter behält unser Kind und ich gehe wieder in die Stadt in Dienst; was ich verdiene, davon kannst du leben, und ich kann gut kochen; will dir schon immer was zukommen lassen, daß du nicht Noth leidest.‘

„Das hat mich aufgerichtet. Ich gehe nun täglich in die Schule zum Lehrer. Ich habe von vorn angefangen Rechnen und Rechtschreiben. Anfangs habe ich mich geschämt, vor den Kindern zu zeigen, daß ich noch lerne wie sie; ich verwinde das aber bald. So geht's den ganzen Winter durch. Im Frühjahr kommt meine Frau aus der Stadt und sagt, daß sie einen guten Dienst bekommen. Und nun gehe ich hin und melde mich. Es hat viel Mühe gekostet, bis ich aufgenommen wurde, aber ich ließ nicht mehr ab. Ich muß sagen, ich bin von meinen Kameraden und von den Lehrern gut behandelt worden. Meine Frau habe ich wieder ganz neu lieb bekommen, wie wenn wir erst Liebesleute wären. Am

Sonntag sind wir mit einander spazieren gegangen, und ihre Herrschaft hat mir auch viel Gutes gethan.

„Die Jahre gehen herum.

„Jetzt habe ich eine geringe Stelle und bin glücklich dabei. Freilich ist die Schulmeisterei auch ein hartes Brod, aber doch nicht so hart, wie das Steinbrechen."

Lederherz.

Aus den Erinnerungen des Pfarrers vom Berge.

Wahre Menschenfreundlichkeit zeigt sich darin, daß wir jedem Mitlebenden, der uns ungekannt und flüchtig begegnet, die gemeinsam gegebenen Augenblicke mit Gutem zu erfüllen trachten. Die wahre Menschenliebe bethätigt sich darin, daß wir den Gedanken der Zusammengehörigkeit festhalten, auch da, wo wir Widerspruch und Gegensatz vor Augen haben. Nur wenn wir uns liebevoll gegen Menschen andern Glaubens, anderer Ueberzeugung bewähren, nur dann haben wir das Recht, uns Bekenner der Religion der Liebe zu nennen. Menschenfreundlichkeit, die sich nur auf Bekannte, Menschenliebe, die sich nur auf Glaubensgenossen beschränkt, verdienen diesen Namen nicht.

Gewiß hat sich hierin Jeder Unterlassungssünden vorzuwerfen. Auch ich. Aber ich erinnere mich gern, daß es mir einmal beschieden war, mit freiem Gemüthe und in ganzer Liebe einem Andersgläubigen hülfreich zu sein.

Die Hausirer und Trödler sterben in unseren Tagen aus. Seitdem wir Eisenbahnen haben, holt sich Jeder, was er bedarf aus den stehenden großen Magazinen. Ehedem aber war solch ein Hausirer, bei dem Alles zu haben und Alles anzubringen war, eine eigenthümliche Figur im Dorfe. Jedermann kannte ihn und er blieb doch immer ein Fremder.

Als ich in Waldhausen Pfarrer war, hatten wir solch einen Hausirer, der fünf Tage in der Woche im Dorfe daheim war,

ohne sich je ansässig zu machen. Sein Heimatsort war acht Stunden von uns entfernt, und in der Regel war er schon Sonntag in der Frühe bei uns; er wanderte die Nacht hindurch mit seinem schweren Quersack den weiten Weg. Er hatte nichts Zudringliches, und ich erinnerte mich bei ihm gern eines Wortes, das einst bei unseren Landständen ausgesprochen wurde. Es war da viel davon die Rede, wie gefährlich die Hausirer seien, wie sie die Menschen zum Ankauf von Dingen verleiten, deren sie nicht bedürfen, und da sagte ein alter trocken witziger Professor: „Ja wohl, ich kenne die Gefährlichkeit dieser Wegelagerer auch. Ich gehe einmal vom Collegium nach Hause, und da hält mich am hellen Tag auf offener Straße solch ein Wegelagerer von Hausirer an und fragt mich: ‚Nichts zu handeln?‘ Ich sage Nein und ... da war die Gefahr vorbei.“

Unser Hausirer war ein Jude mit Namen Herz oder Hirz, was eigentlich Hirsch heißt; Jedermann aber kannte ihn unter dem Namen Lederherz. In meinem Dorfe war es nämlich der Brauch, daß die Bauern sich große Spangen Sohlleder kauften, um benöthigten Falls beim Schuster zur frischen Besohlung Stücke aus der Spange ausschneiden zu lassen. Der Lederherz lieferte den Vorrath, und dazu trug er noch sein Schild mit sich herum; denn die Ellenbogen seines Rockes waren mit Lederstücken besetzt, in Herzform ausgeschnitten.

Ich war bald ein Jahr im Dorfe, der Lederherz hatte nie versucht, irgend ein Geschäft mit mir zu machen. Meiner Frau kaufte er indessen die Federn von unseren Gänsen ab, und sie machte auch zuweilen einen Tauschhandel mit ihm, wobei sie oftmals seine Redlichkeit und Klugheit rühmte und mir auch von seinen Lebensverhältnissen erzählte. Er war der älteste von vier Geschwistern und hatte, wie er sagte, „das Heirathen versäumt“; denn er mußte für die Anderen sorgen, denen er aus seinem Erwerbe zur Begründung eines Hausstandes verhalf. Jetzt, sagte er, habe er's leicht, denn er habe nur noch seine alte, bald achtzigjährige Mutter zu ernähren.

Erst im zweiten Winter wurde ich selbst mit ihm bekannt. Er war auf die Bedürfnisse aller Menschen bedacht, und so brachte

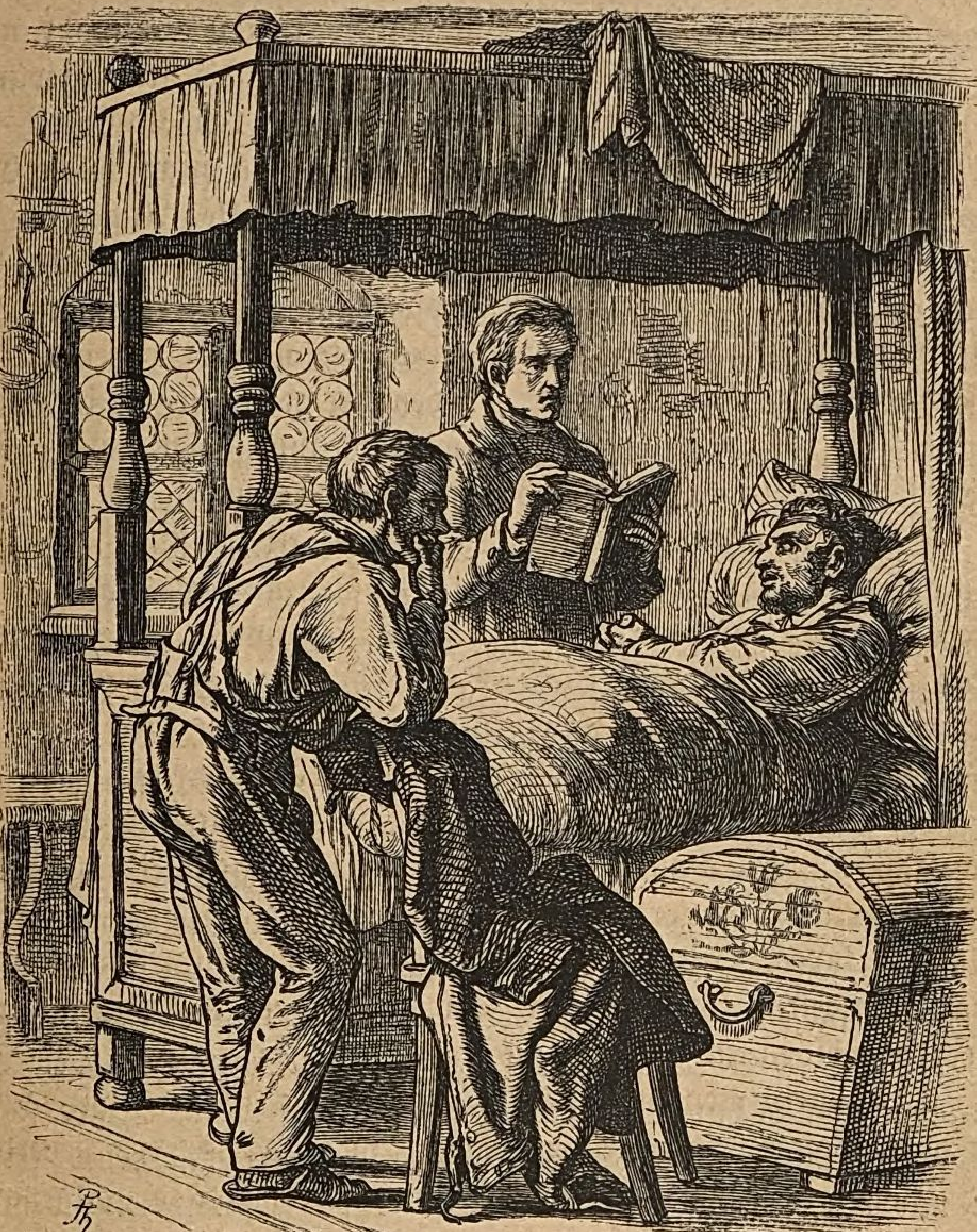
er mir hohe Pelzstiefel, die ich jetzt noch habe. Er erklärte mir mit klugem und gutherzigem Lächeln, daß ich die Stiefel haben müsse, wenn ich im strengen Winter nach meinem Filial oder nach den entfernten Bauernhöfen zu Krankenbesuchen fahre. Er trank bei uns eine Tasse Kaffee — eine andere Speise nahm er nicht — und ich gewährte es ihm gern, daß er dabei sein schwarzes Sammetkäppchen aufsetzte. Ich bezahlte ihm den Kaufpreis für die Stiefel sogleich baar; er sagte, das habe ja nicht solche Eile, aber ein eigener Glanz trat in sein großes dunkles Auge, als ich ihm das Geld darreichte und dabei in hebräischer Sprache den Vers 14 und 15 aus 5. Buch Moses Kapitel 24 sprach: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten; er sei von deinen Brüdern oder von den Fremdlingen, die in deinen Thoren sind. An demselben Tage sollst du ihm seinen Lohn geben, und es soll die Sonne nicht darüber untergehen."

Der Lederherz war eine lange, knochenstarke Gestalt; man sah ihm aber an, daß er sich schlecht nährte. Denn sechs Tage in der Woche lebte er fast nur von Brod, Kaffee und Kartoffeln, nur selten gönnte er sich eine Eier- oder Mehlspeise, die er bei seinem Gastfreunde dem Schuster Lipp, in eigenem Geschirr selbst bereitete.

Mit dem Schuster Lipp lebte er in inniger Freundschaft, die sich aber auch in beständigen Neckereien und Religionsstreitigkeiten kund gab. Der Schuster Lipp war ein Schriftgrübler und suchte seinen Freund zu unserm Glauben zu bekehren; aber der Lederherz hielt ihm tapfer Stand, und seine gewöhnliche Entgegnung war: „Das wenigstens könnt ihr uns nicht vorwerfen, das wir je einen Andersgläubigen zu bekehren suchen."

Es war in meinem letzten Winter in Waldhausen, wir hatten fast drei Monate ohne Unterbrechung steife Kälte, der Lederherz kam seit zwei Wochen nicht ins Dorf, man vermißte ihn allgemein, und es hieß, er müsse schwer krank oder gar schon gestorben sein. Lipp sagte, wenn er auch diese Woche nicht käme, so wandre er nach seinem Heimatsdorfe. Am ersten Sonntag nach Neujahr kam aber der Lederherz und schleppte sich mühsam mit seinem Pack bis zum Hause seines Gastfreundes. Keuchend sagte er: „Ich hätte daheim bleiben sollen. Aber gottlob, daß ich bei dir bin, Lipp."

Der Lederherz sah noch abgehärmter aus als sonst, und auf der linken Seite war die Patte seines Rockes gewaltsam zerrissen. Lipp wußte, daß das ein Trauerzeichen sei, und Lederherz berichtete,



daß seine Mutter gestorben und er deßwegen so lange nicht gekommen sei. „Und jetzt bin ich selber schwer krank," klagte er. „Das war mein letzter Gang. Nun denn, in Gottes Namen! Wenn ich draußen sterben soll und nicht daheim, sterbe ich am liebsten bei dir. Ich fürchte, ich höre morgen deinen Hahn nicht

mehr krähen. Schick' sogleich einen Boten nach meinem Dorf. Mein Bruder und wer sonst noch will und kann, soll zu mir kommen und bei mir sein, wenn ich sterbe." Der Schuster Lipp suchte ihm seine Aengstlichkeit auszureden und scherzte darüber, that aber doch schnell Alles, um es dem Gastfreunde so behaglich als möglich zu machen. Das einzige Bett, das in der Wärme stand, das Himmelbett in der Stube für die Großmutter, wurde ihm eingeräumt, und bald schnatterte Lederherz, vom Fieber geschüttelt. Der Arzt kam glücklicherweise gerade ins Dorf, er besuchte den Kranken, und beim Weggehen, als Lipp kummervoll fragte, zuckte er die Achseln. Lipp wurde leichenblaß; aber zum Kranken zurückgekehrt, that er sorglos und suchte ihn aufzumuntern.

„Ich habe heute noch nicht gebetet," klagte der Kranke, „du weißt, wie ich meine Gebetriemen anlege; hilf mir, ich kann mich nicht regen." Lipp half dem Kranken die Gebetriemen um die Stirn und den linken Arm legen und sagte endlich lächelnd: „So, jetzt kannst du besser kutschiren." Mit schwacher Stimme wehrte der Kranke ab: „Mach' jetzt keinen Spaß. Thu' das nicht, du versündigst dich. Ich nehme dir's aber nicht übel. Da, gib mir die Hand, und ich bitte dich, verzeih' mir auch Alles, was ich dir je zu Leid gethan oder geredet, und wenn mich mein Bruder und die Anderen nicht mehr am Leben treffen, sag' ihnen, daß ich Allen verziehen habe . . . wenn sie mir wissentlich oder unwissentlich etwas Böses gethan . . . sie sollen auch mir verzeihen —"

Er murmelte leise Gebete vor sich hin, dann rief er, wie irre redend, seinen Bruder: „Gib das Gebetbuch und sag' mir das Schemah! Das Schemah will ich hören! Das Schemah!" Dem Lipp wurde angst und bang, als der Lederherz nun immer heftiger schrie: „Warum sagst du nichts? Sag' das Schemah! Ist denn Keiner, der mir die Liebe anthun will? Seid ihr alle stumm und blind?"

Angstvoll kam der Lipp zu mir ins Pfarrhaus und erzählte Alles. „Und was will er denn nur mit dem Schemah?" fragte er zitternd. Ich erklärte ihm, daß das die Verse 4 bis 8 im fünften Buch Moses bedeutet. Diese Worte enthalten das Glaubensbekenntniß der Juden, und mit diesen Worten auf den Lippen hauchen sie gläubig ihren letzten Athem aus.

„Was sollen wir thun?“ fragte Lipp.

„Was wir thun können,“ antwortete ich, nahm meine hebräische Bibel, suchte die Stelle und begleitete Lipp nach Hause. Als ich eintrat, rief der Kranke: „Kommt Ihr? Ich bin bereit!“

Ich begann nun die Worte: Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft . . .“

Als ich dies in hebräischer Sprache laut las, sah mich der Lederherz groß an, mit jenem wunderbar strahlenden Blicke, in dem das Menschenauge nur in der Todesstunde erglänzt.

Ich weiß nicht, ob er mich erkannte, aber kaum hatte ich die ersten Worte gesprochen, als er einfiel und mit erschütternder Stimme die Worte nachsprach, und wenn ich innehielt, winkte er, daß ich fortfahren solle, und ich wiederholte es fort und fort — — Mit dem Worte ‚Adonai‘ (Gott) hauchte er seinen letzten Athem aus, und ich drückte ihm die Augen zu . . .

Ich glaube, daß ich nie getreuer ein Diener am Worte und im Geiste der Liebe gewesen bin, als jetzt, da ich der christliche Geistliche, einem Juden in der letzten Lebensstunde sein Gebet verrichten half.

Spät in der Nacht kam der Bruder und eine Schwester des Verstorbenen und mit ihnen noch zwei Männer aus seinem Dorfe. Lipp erzählte ihnen, wie der Lederherz gestorben sei, und sie kamen zu mir und dankten mir unter heftigem Weinen: Als sie am Morgen mit der Leiche davon fuhren, gab ich in Gemeinschaft mit dem Lipp dem Verstorbenen das Geleite bis an die Grenze unserer Gemarkung.

Dies nun ist eine der Erinnerungen, die mir das Herz am tiefsten bewegen. Eine besondere Erhebung ist es mir, daß das ganze Dorf — nicht ein Einziger ausgenommen — es in Wahrheit erkannte, wie ich an Lederherz im Geiste der wahren Religion der Liebe gehandelt. Was ich gethan, wurde damit zum innern Segen für Alle.



Der Genesende.

Nichts gleicht dem Wonnegefühl, das der Genesende empfindet, der von einer schweren Krankheit befreit zum Erstenmal wieder athmen darf die frische Luft und sich sonnen im freien Licht. Und hat der Genesende gar eine treue mitempfindende Seele, die seine Schmerzen mit ihm trug und sie zu lindern trachtete, die seinen Schlaf bewachte und um ihn bangte, wenn er fiebernd von der Welt Nichts mehr wußte, — und die treue Seele steht nun neben ihm und sie sieht das neuerstrahlende Auge, hört den nun nicht mehr ängstlichen Athem . . . Es gibt vielleicht doch noch etwas Höheres als das Wonnegefühl des Genesenden; es ist das der treu Zugehörigen, die ihr eigen Leben hingab, um den Hülflosen zu stützen.

Was ist nun noch zu wünschen? Halte du fest und haltet mit einander fest, welch ein Glück es ist zu leben, frei zu athmen die frische Luft und zu schauen das helle Sonnenlicht! Vergesset Das nicht, wenn Sorgen und Trübungen aller Art wieder über euch kommen.

Der Baum vor meinem Fenster.

Ein Stück Naturkalender.

Im hochgebauten städtischen Hause ist meine Stube gleichauf mit der Krone des Baumes mir gegenüber. Nun bald sieben Jahre ist mir dieser Baum treuer Genosse. Wie oft hat sich mein Blick an ihm erlabt, erfrischt! Ich habe hier zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet, was ich an ihm sah, lernte, dachte und träumte. Es ließe sich Vieles dazu und davon thun. Vielleicht stelle ich aber doch mit diesem wenn auch mangelhaften Einzelnen den Baum mit allerlei Früchten und Lichtern in manche Stube.

*   *
*

Erster Morgenausblick! Da ist die Welt, sie dringt in mein Auge. Wie ist jedes Erwachen neues Lebenswunder, und das Besinnen auf dieses Wunder, ihm nachgehen und nachforschen, ist Wissenschaft und Andacht zugleich. Aller Anfang der Wissenschaft, sagt Plato, ist die Verwunderung, das Erstaunen. Auch die Wissenschaft ist Andacht, es gilt in ihr das unbewußt Empfangene und Geübte mit der Erkenntniß zu fassen, und neu zu empfangen und zu üben.

Des Menschen ist, sich betrachtend über das Leben in ihm und um ihn zu stellen.

Die Welt mit dem Auge erfassen, ist feinstes Besitzen und nichts verwandelt sich durch dasselbe. Mein Baum bleibt sich gleich, wie Vieler Augen auch an ihm haften.

*   *
*

Ein Baum! Es ist friedsames, ruhiges Innewerden der Welt, beim ersten Morgenblick ein still und fest Fortlebendes ins Auge zu fassen. Am Stetigen, Lebendigen und doch im Wandel sich Gleichbleibenden richtet sich die Seele auf; sei dieses Beständige ein ewiges im Geiste Empfundenes, oder ein vor das Auge Gestelltes.

Ja, die Menschen in alten Zeiten und auch noch vielfach jetzt mußten sich ein Bild, ein Zeichen aufstellen, weil sie das Gedachte nicht stets rein aus dem Denken erneuern konnten. Es sollte sich dem Auge darstellen und damit das innere Empfinden neu erwecken.

Eben das, daß das Naturleben, das uns von außen umgibt, uns nicht von außen anruft und weckt, uns nicht bestimmte Empfindungen aufnöthigt, macht es allezeit genehm; nur wenn sich die Seele darauf richtet, ist es für uns da.

Das Pflanzenleben hat (den knallenden Ton beim Oeffnen einzelner Samenkapseln ausgenommen) keinen Ton in sich. Das Rauschen des Windes in den Gezweigen des Baumes ward früh als Götterruf gedeutet. Es ist als ob die stumme Natur Stimme gewänne.

* * *

Die Sonnenuhr der Natur ist keine Schlaguhr. Wir müssen ihr die Gesetze ihres Laufes ablauschen, sie uns feststellen, und nur wenn wir darauf sehen, wissen wir den Stand.

* * *

Alles in der Natur hat seine feste Bestimmung, der Mensch allein hat die Wahl und die Qual seiner Thätigkeit und seiner Bestimmung. In der ganzen Natur ist Alles ein Müssen; beim Menschen erst beginnt das: du sollst! Darum heißt es in allen Offenbarungen: du sollst! und darum geht ein Befreiungsbedürfniß durch das Herz der Menschheit, es ist das Bestreben und der Drang: unsere Naturbestimmung frei zu erkennen und zu üben.

Das spricht das Wort Schillers:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren;
„Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's."

* * *

Der erste Morgenausblick der Menschheit sah in Bäumen die Göttererscheinung, bald als ihre Wohnstätte und Niederlassung, bald als ihr leibhaftiges, unzertrennliches Dasein. Die Religionsgeschichte beginnt mit göttlicher Verehrung gewisser Bäume, und dieser Cultus hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß er schwer auszurotten war. Wie oft und oft wird in der Bibel gegen die Verehrung der Bäume geeifert, und die Sendboten des Christenthums mußten die Axt an die heiligen Bäume legen.

Aus der Betrachtung des Baumes empfangen wir zuerst die Anschauung des Erhabenen, und dieses Erhabene ist in sich abgeschlossen. Der Berg erscheint erhabener, aber er ist nicht ein einzelnes in sich abgeschlossenes Leben. Die Offenbarung auf Bergen, wie sie uns die Fortentwicklung der Religionsgeschichte zeigt, und die diese Berge zu heiligen machte, ist bereits ein Fortschritt; denn in ihr tritt der Gedanke Gottes bereits als der frei majestätische auf.

Der Baum gibt die erste Anschauung des Erhabenen. Der Mensch erscheint in seiner Kleinheit neben dem Baum, und während das Thier (an Umfang ohnehin nicht vergleichbar mit dem Baum und durch seine Bewegung nicht so festzuhalten) zu seiner Erhaltung der Vernichtung eines Andern bedarf, ist der Baum ein Sinnbild des Friedens: Sonne, Regen und Luft nähren ihn, und seine Ernährung durch die Wurzel ruht im Dunkeln.

Und mit der Pflanze, und zumal im Baume, tritt mit der Erhabenheit auch zugleich die Schönheit zu Tage. Die Empfindung der Schönheit wird nicht so durch das Thier, nicht so durch den Stein erweckt. Die Empfindung der Schönheit ist die reinste Freude, und die Verbindung des Schönheitsgefühls mit dem religiösen Zuge zeigt sich, wenn auch noch verhüllt, doch schon früh im Baumcultus.

Der Baum mußte in der Betrachtung des Menschen ein Abbild des Lebens werden. Der Baum stellt die Dreiheit der Zeit dar; in ihm zeigt sich, was da war, ist und sein wird. Sein Dasein und Werden, die Dauer und die Vergänglichkeit, Alter und Verjüngung, Alles das zeigt zugleich die Einheit in der Mannigfaltigkeit; da ist tausendfältiges Leben und doch zu Einem zusammengeschlossen, und was die hellere Erkenntniß in der Wissenschaft darlegt und erklärt, war im ersten Aufblick der Menschheit als Empfindung herrschend.

Die Urzeiten der Menschheit sind aber nicht mit dem Empfindungsleben der Kindheit zu vergleichen; das Kind geht achtlos am Baume vorüber, das Thierleben dagegen zieht es an in Furcht und Liebe. Die Urgeschichte der Menschheit entspricht der natürlichen Empfindung eines erwachsenen, durch Arbeit und Kampf für sein Dasein einstehenden Menschen, die eine ganz andere ist, als eine blos kindliche.

* * *

Wie harmonisch, wie rhythmisch ist das Gezweig des Baumes, und er ist eben dadurch so anmuthend, weil er so stark und zart zugleich, so fein in der Einzelheit und doch so riesig als Gesammtes.

Das Gezweige der Esche vor mir hat keine geknickte Bewegung der Aeste wie die Eiche, sondern eine leichthinfließende, geschwungen aufsteigende.

Die Eiche erscheint auch in ihrem Bau als der kühnste und gewaltigste unserer Bäume, weil sie scheinbar das ihr innewohnende zwingende Gesetz zu überwinden sucht, allerlei freie Formen im Gezweige bildet, während die anderen Bäume, wie hier die Esche, gradlinig und streng sich ausbilden. Ja, so rund ist die Kuppel, als ob eine Riesenscheere da hinaufgereicht und die Form gebildet hätte. — Sind aber alle lebensfähigen Formen, die wir bilden, nicht aus der Natur genommen? Das innere Säftegetriebe und der äußere atmosphärische Einfluß bildet die nothwendige Form eines Baumes wie eines Blattes, und die in sich harmonische Bildung eines Baumes ist die gleiche wie die eines Blattes, eines Grases. Das Große, Umfassende, ist nur augenfälliger, aber an sich nicht mehr als das Kleine; die Bewältigung des Massenhaften erscheint uns nur bedeutender. Gehen wir dem innern Leben nach, so sind es tausend und abertausend kleine Existenzen, die zusammenwirken.

Hoch die Krone des Baumes! Keine regelnde Zaunscheere reicht hinan, er rundet sich selbst. Erhebe dich, lerne hoch in dir stehen, und die Welt kann dich nicht willkürlich modeln.

Und wiederum: Nicht das, was ein Wesen vor dem andern auszeichnet, sondern das, was Alle gemeinsam haben, ist der göttliche Inhalt seiner Natur.

* * *

Es steht kein Baum in seinem Gemüthe — kann man von einem Menschen sagen, der nicht Treue hält. Gestern schien er dir so nahe, und heute thut er fast, als ob er fragen müßte: wie heißen Sie? Ja, es gibt Menschen, deren Empfindungsleben nur schnellwelkendes Gras ist. In jedem Gemüthe wechseln Jahreszeiten und Wetter aller Art, aber in den festeren ist es doch wie dort im Garten der Baum; ist er jetzt auch blätterlos, du kennst dich doch an ihm zurecht.

* *
*

Die meisten Laubhölzer führen ihren Stamm nicht durch bis zur Spitze, und haben daher eine breite Krone. So hier die Esche, dort die Eiche und die Linde. Man könnte dies fast die auseinandergelegte Stammhaftigkeit nennen.

In ungefähr zwei Drittheil Höhe vertheilt sich der Schaft der Esche zu zwei Hauptästen und aus ihnen bildet sich die Krone; die schlanke Tanne und Schwarzerle führen ihren Stamm durch und haben dadurch pyramidale Kronen.

* *
*

Mein Baum steht in Nachbars Garten, er ist nicht mein. Und doch weiß meine Freude nichts davon. In der Betrachtung dessen, was das Ewige ist, gibt es kein Mein und Dein, und die Freude macht glücklich und fragt nicht von wannen sie aufgeht.

Dennoch kann ich den Wunsch nicht los werden, einen Baum mein eigen zu nennen. Ist das Habsucht? Ich glaube, nein! Es liegt ein wohliges Erfassen im Gedanken des Besitzes, in der Fähigkeit das Aeußere mit mir zu erhalten. Morgen kann ein fremder Wille die Axt an den Stamm legen. —

Es ist ein sinniger Brauch, bei der Geburt eines Kindes ihm einen Baum zu pflanzen. Könnte er nur allgemein werden! Du und du, ihr habt jeder einen Baum, ein euch zugehöriges Leben, das fest in der Erde sproßt und Nacht und Tag und allen Wetterwechsel und alle Jahreszeiten mit euch erlebt. Du lebst damit das geheimnißvolle Naturleben, kannst dich ihm nicht so entfremden, wie die beängstigende Vergrößerung der Städte leider immer mehr mit sich bringt.

* *
*

Mein Baum ist eine wunderbar gediehene Esche. Es gibt Tausende von Menschen, die, wie sie sagen, sich an der Natur erfreuen, ohne sich um das persönliche Leben eines Baumes zu kümmern, ohne Einen zu kennen. Wie ist das möglich? Nach der biblischen Tradition führte Gott dem Adam alle Thiere vor, daß er ihnen Namen gebe; die Pflanzen werden nicht genannt. Alles Menschenbewußtsein erwacht zuerst an Wahrnehmungen und Vergleichen mit dem Thierleben. Erst die weitere Bildung, die vom Ackerbau beginnt, (der das stille Leben der Pflanze regelt, so daß von ihr gebannt der Mensch in festem Wohnsitz neben ihr beharrt), erst von da empfängt das Pflanzenreich die tausendfältigen Namen. Die Wilden, die der Beute, und die Salonmenschen, die immer neuen Genüssen nachjagen, für die sie nicht gearbeitet — diese beiden extremen und doch vielfach gleichen Menschenarten kennen auch gleich wenig Pflanzen-Individuen.

Die Wissenschaft hat die todten Sprachen, die lateinische und die griechische, zur Bezeichnung der stummen Natur wieder auferweckt, und dadurch eine Weltsprache für das geschaffen, was des Wortes entbehrt.

Welch ein unergründliches Wunder ist die Sprachbildung! Läßt sich ergründen, woher und wodurch der Name Esche gegeben wurde, so daß nun bei diesem Klange das sichtbare Leben vor uns steht?

Die nordische Bezeichnung leitet das Wort Esche vom skandinavischen askr ab, als welcher auch der erstgeschaffene Mensch bezeichnet ist. Das rückt indeß die Frage nur eine Stufe weiter hinaus und beantwortet sie keineswegs. „Im Anfang war die That," sagt der grübelnde Faust, und allerdings, schließlich stehen wir bei aller rückwärts dringenden Forschung vor einer unerklärlichen Thatsache; wir vermögen ihre Gesetze zu erkennen und zu erklären, aber ihr ursprüngliches Setzen nicht. Wir wissen, wie die Pflanzenzelle sich bildet, aber nicht wodurch, wir haben das Gesetz der Schwere vor uns, damit sind alle seine Erscheinungen erklärt, aber nicht sein Dasein.

Wir bescheiden uns still an der Grenze der Erkenntniß. Mag uns die strenge Vernunft tadeln, daß wir nicht weiter, der Glaube uns vorwerfen, daß wir zu weit gehen.

* * *

Durch den blätterlosen Baum hindurch sieht man den Himmel, und der Himmel ist fast noch schöner und heller durch das Gezweige hindurch. Die Schatteneinbrüche lassen sein helles Blau noch schärfer hervortreten.

* * *

Ohne Grün und Blätterschmuck, in der nackten Organisation zeigt der Baum seine feste Schönheit, den feinen Bau, die symphonische Gliederung um so bestimmter.

* * *

Warum nur der Rabe sich stets auf die höchste Kronspitze setzt? Und der Wind weht, und der Vogel schwankt hin und her mit dem Zweige, er schaut sich um und um und wetzt den Schnabel an den Zweigen und schreit, und sein ganzer Körper bewegt sich beim Schreien auf und nieder; er fliegt fort und der Zweig schwankt noch lange von solcher Bewegung. Wer weiß, wie dieses öftere Niederlassen auf die Bildung der Kronenspitze wirkt.

Wie oft haben geringe Ursachen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung eines Baumes! Der Stich eines Insekts, das sein Ei in die Knospe an der Spitze einer Tanne legt, kann den Baum zu einem Krüppel machen.

Der Rabe ist der eigentliche Tendenzvogel, er weiß nichts vom wohligen Wiegen in den Lüften, er hat immer eine bestimmte Richtung, immer ein Ziel im Auge.

* * *

Ein dürrer Baum! So lange es Winter ist, wer weiß, ob er noch lebendig, Blätter, Zweige und Früchte treiben wird. Erst im Frühjahr zeigt sich das. — Ein Sinnbild des Menschen- und Völkerlebens.

Der Schnee haftet lange an den Zweigen und auf dem Boden. Die weiße Gans muß gut lange brüten! hörte ich einmal einen Bauer vom festbleibenden Schnee sagen.

* * *

(Ende Februar.) Die Staare sind da und jetzt beginnt's im Baum zu rieseln. Die Staare sitzen in der Krone des Baumes, nicht neben einander, sondern die Einen auf höheren, die Anderen auf niederen Zweigen; sie kauern still und schauen sich um. Wann sind sie gekommen? Ist es wahr, wie der Volksglaube sagt, daß sie plötzlich in der Nacht sich einfinden und auch hier sich zeigt, wie gern das Naturleben sich verhüllt? Nun beginnt frisches Leben in Baum und Strauch und Halm, aber nicht sogleich sichtbar, es ist noch heftiges Werben des Frühlings um die Erde, ein Ringen und Kämpfen, oft scheint Stillstand oder gar Rückschritt, aber es geht doch voran.

Die Staare sind da! Wie muß es in einem Hause, einem Herzen aussehen, wo der Ruf nichts erweckt, gleichgiltig aufgenommen wird?

Wer da noch hört den Gesang der Vögel und doch sieht das Grün der Bäume, kann nicht völlig in Ungemach versunken sein.

Die Natur wartet, bis Aug' und Ohr des Menschen sich ihr zuwendet, d. h. sie lebt für sich; für den Menschen ist ihr Walten nur so weit er sie aufnimmt und erkennt.

Wer auch im Winter ein offenes Auge für das Naturleben behält, dem erst steht es nahe. Die Saisongenießenden, die aufs Land ziehenden Städter wollen in der Regel nur zum gedeckten Tisch der Natur kommen.

Warum nisten keine Vögel freiwillig auf der Esche? Wahrscheinlich weil sie sich zu spät belaubt, und in der Brutzeit wäre das Nest den Feinden bloßgestellt.

Da steht der Baum, ich kann nichts für ihn thun, nur soweit ich ihn erkenne, ist er mein. Und dies Bedürfniß, seine Liebe zu dem Baum, seine Freude an ihm, durch ein zurückgegebenes Zeichen ihm kundzugeben, war es gewiß, was bei den alten Völkern in der Verehrung des Baumes ihn mit Binden schmücken, ihm Weihgeschenke bringen ließ. Und so stellten sich die ersten Altäre unter Bäume, so umgab man einen heiligen Baum mit einer Mauer, bis zuletzt Bauart der Tempel sich nach Bau und Gruppirung der Bäume bildete.

* * *

Lautlos das Leben des Baumes! Spricht aber der Baum nicht auch? Ich meine, ist nicht seine Erscheinung ein bestimmter faßbarer Ausdruck? Ist denn die Sprache durch Schall und Ton und das aus ihnen gebildete Wort die einzige, weil wir Menschen sie haben? Wie die ursprüngliche Naturanbetung den stummen Naturerscheinungen die höchsten Gedanken lieh, so hat die Kunst, die dieselbe Quelle wie die Religion hat, durch Wiedererschaffung der Natur ihr neuen Ausdruck gegeben. Das Auge des Künstlers, sein betrachtendes und erkennendes, schaut uns an aus der Wiedergabe der Natur: Stein und Baum sprechen.

Und wo das Wort nicht mehr ausreicht, da wo wir etwas für alle Zeiten und Stimmungen feststellen wollen, greifen wir wieder zu sichtbaren Zeichen, zum Sinnbild.

Die Natur ist die Weltsprache und ihr nachstrebend die wortlose Musik, die die Welt und den Menschen in ihr wieder jenseits der babylonischen Sprachtheilung und Sprachverwirrung versetzt.

* *
*

Wird die Natur nur von uns betrachtet und wir nicht auch von ihr? Das war's, was die Menschen veranlaßte, sich Baumnymphen, Flußnymphen und Berggeister zu bilden . . .

Sonntagsruhe! Und das ununterbrochene Leben der Stoffbewegung in der Natur arbeitet stetig fort; in der Natur, die uns umgibt, und in der, die wir sind. Ruhe ist reines Dasein ohne Wirken nach außen, in sich selbst zurückgekehrt. Wie die Arbeit des Werktages, so ist die Festesruhe eine Willensbestimmung, die das eigentlich menschliche Leben bezeichnet. Das Menschenleben ist nicht blos Leben, Erhaltung und Erneuerung seiner Kraft, wie in der Pflanze, wie im Thiere — der Mensch wendet seine Kraft zur Erneuerung des Lebens um sich her. Und wiederum hält er inne und setzt sich zurück in das bloße Leben und in das Denken über dasselbe. Die Ruhe mit offenem Auge wird dadurch zu einer Feier, daß das in sich gekehrte reine Dasein frei betrachtend seiner Fülle inne wird in Pflicht und Lust.

Die Bibel sagt, daß Gott, als über und außer der Welt, am siebenten Schöpfungstage ruhte; die geschaffene Welt aber ruht nicht.

Und darum ist Sonntagsruhe ein Aufschwingen zu jener biblischen Gottähnlichkeit.

* * *

Die Esche hat ihre Blüthe, bevor sie sich belaubt; aus den Seitenknospen der jüngeren Zweige sind dunkelbraune nackte Blüthenbüschel auf feinen, meist abwärts geneigten Stielen doppelgeschlechtig hervorgegangen.

Der allgemeine Ausdruck bezeichnet nur die glänzende Form, die hellfarbige Blüthe als solche. Die Naturforschung wie die tiefere Menschenerkenntniß läßt solchen Unterschied nicht gelten.

* * *

Die vierkantige Laubknospe ist noch festgeschlossen in schwarzer filzartiger Schuppe.

Jeder neue Jahrestrieb ist ein Baum auf dem Baum, und der ganze ergrünt nur durch die Jahrestriebe, diese und die vorjährigen müssen heuer Blüthe und Frucht treiben, bis sie im nächsten Jahre nur noch als Stamm sich vergrößern.

Die Laubknospe, die auf der Spitze des letzten Jahrestriebes sitzt, ist mit diesem zugleich ein verkleinertes Abbild des ganzen Baumes. So entspricht dem Einsatz des Jahrestriebes die Wurzel, so zeigt sich's in der Figur des Schaftes wie der Krone. Diese seitlichrunde Ausbiegung der Knospe, die sich oben wieder zusammenschließt und zuspitzt, entspricht ganz der Kuppelform der Krone.

Zwischen den beiden dunkeln Schuppen der Laubknospe hat sich eine braungrüne hellere und stärkere, vierkantige und haselnußförmige Knospe herausgedrängt, und die panzerartige Winterschuppe ist auch noch gewachsen.

* * *

Ein Frühlingsgewitter und Sonnenregen! Wie glitzern jetzt alle Zweige und die hängenden Tropfen spielen in wundersamen Farben. Welch ein Saugen muß das nun in dem Baume sein! Und eben ist der Regen noch im Aufhören, so ist der Fink wieder zuerst da und schmettert seinen Sang so frisch und übermüthig (der volle Weinschlag, wie man es im Harz und Thüringen bezeichnet), als

hätte der lustige Kamerad die Kehle frisch angefeuchtet. Und es ist in der That etwas der Art: Mensch und Vogel singen leichter und freier nach einem Regen, als bei gespannter trockener Luft. Die mit Feuchtigkeit erfüllte Atmosphäre ist nicht nur der Schallbewegung günstiger, sondern auch die Gesangsorgane sind dadurch beweglicher und freier.

* * *

In mondverdeckter Frühlingsnacht sieht der Baum von unten gesehen aus, als wäre nur der Stamm fest und das Gezweige eine leichte stillstehende Wolke, und von oben gesehen erscheint er wie ein geschlossener Körper, wie ein Riese in seinen Mantel gehüllt.

* * *

Auch der Baum hat seine belebteren Morgenstunden: die Wissenschaft hat ermittelt, daß das Leben der Pflanze am stärksten ist unter Einwirkung des Lichtes hauptsächlich in den Stunden, ehe sich die Sonne von Mittag an zum Untergange neigt.

* * *

Und nochmals Schnee! Es bleibt wahr:

Sei der April noch so gut,
Er schickt dem Schäfer Schnee auf den Hut.

Alle Zweige mit Schnee bedeckt und den ganzen Tag wirbelnde Flocken, und Alles so still, und nur manchmal ein leises Klagen des Finken. Es geht ein Frösteln durch die ganze Natur, und selbst dem Menschen in der wiedergeheizten Stube will es nicht warm werden. Es ist, als ob Leib und Seele mit empfinde das millionenfache Wehe der aufgegangenen Blüthen und der verscheuchten lautjubelnden Vögel. Wer sich mit dem Naturleben freut, muß auch mit ihm leiden. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und auch dafür, daß sie nicht so leicht zu Grunde gehen. Das Naturleben ist herb und scharf, denn alles Leben ist Kampf, wetterharte Ausdauer.

Nichts ist gefährlicher und verwirrender, als eine aus treu=

lichem Mitempfinden der Naturvorgänge sich ergebende Empfindsamkeit.

Von der Stube aus gesehen ist alles Wetter viel herber, als es sich draußen dem in der Freiheit Stehenden, sich Entwickelnden und Arbeitenden dargibt.

Nichts auf der Welt hat seinen gleichmäßigen gradlinigen Fortgang; so in der Natur, so in der Geschichte. Hindernisse und Feindschaft kommen unversehens. Noch nie hat es einen Frühling und Sommer ohne Schwanken gegeben, ohne jene zeitweise Furcht, daß das aufgekeimte Leben in sich vergehe, und doch — alljährlich reift die Frucht und nährt Mensch und Thier. Die in sich gesunde Kraft ist derb und heilthätig genug, um über Alles hinweg sich zu retten. Vergehen auch Millionen Blüthen, die kaum aufgeblüht, die Entwicklung der Naturkräfte ist eine überfließende. Auch im Menschenleben wird nur wenig von dem zur That, was als Wunsch und Streben im Gemüth aufblühte. Es gilt, an die unzerstörbare Kraft zu glauben und in diesem Glauben das Ausdauernde mit Kraft zu erfüllen.

* * *

Der Baum, der zu seiner Entwicklung vieler Jahre bedarf, hat verhärtete Zellensäulen, die zu Holzkörpern geworden sind und aus lauter concentrischen Ringen bestehen. Man könnte fast sagen: sie seien die Erinnerungen des Baumes, die sich in sich nicht mehr fortbilden, aber seinen Bestand ausmachen. Wie später das Haus, so stützt jetzt schon der Holzkörper den lebenden Baum, und wie später durch Verbrennen die Stube, so wärmt er jetzt schon den Baum und leitet die Erdwärme in sich in die Höhe und beschützt die Markstrahlen.

* * *

Die Naturforschung der Gegenwart hat die Lebenskunde des Baumes genau dargelegt. Die durch Verdichtung des Holzstoffes abgestorbenen Zellensäulen, um die sich immer neue lebendige anlegen, können verwesen und sich verbröckeln, der Baum kann hohl werden, die Kernschichte kann absterben und die Kreisschichten setzen das Leben fort. Denn im Breitenwuchs des Stammes liegt die

älteste Holzsäule zu innerst — das Mark des Baumes wächst nur in seinen ersten Lebensjahren, — der jüngste Holzring liegt zu äußerst, während es beim Baste grade umgekehrt ist, die älteste Schicht liegt der Rinde zunächst, und bei diesem Doppelleben führt der Baum ein stetes lebendiges und abgestorbenes Dasein, und je älter der Baum wird, um so weniger stark werden die Holzringe, denn der Stoff muß sich immer auf größere Ausdehnung verbreiten.

* * *

Der Baum nimmt nur flüssige Speisen in sich auf, das Pflanzenleben entspricht in dieser Art überhaupt dem ersten Leben des Thieres und des Kindes.

* * *

Die Art, wie der Baum sich durch die Wurzel die Säfte einsaugt, hat die Naturforschung als eine solche nachgewiesen, daß nicht unmittelbar der Saft von der Wurzel aus nach dem ganzen Baum strömt, sondern das Aufgesaugte macht nur durch sein Andrängen, daß von Zelle zu Zelle im ganzen Baum ein zahlloses Aus- und Einschenken vor sich geht.

„Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen."

* * *

Und wieder ist der Fink nach vorübergezogener Kälte der erste Freudenbote. Und hoch über dem Baum fliegen zwei Störche und wiegen sich mit ruhig gedehntem Flügelschlag in der Luft, und drunten am Boden blüht der Schwarzdorn — nun kann es nach alter Regel keinen Frost mehr geben.

* * *

Die Laubknospe ist aufgebrochen. Sie gleicht fast ganz der erschlossenen Knospe des Nußbaumes. Noch decken seitlich die dunkeln Winterschuppen und die neugebildeten Deckblätter der Frühlingsknospe die sogenannten Afterblättchen. Die am meisten vorgeschrittenen Blätter haben ihre Fiederblättchen noch zusammengelegt, und zwischen den einzelnen noch unfertigen Blättern liegt ein moos-

ähnliches Gebreite, das bis zum Herzen immer stärker ist, ja in dem innersten Blättchen ist nur die Blattrippe vorgebildet, alles Andere ist wollige Mooshülle. Bis ins Herz hinein ist Alles schon vorgebildet, auch der kommende Zweig, aber ich zähle nur neun, elf und zwölf Fiederblättchen; vermehrt das Blatt seine Zahl noch im Lichte, da es immer ungerade Zahl und bis zu fünfzehn Fiederblättchen hat?

Dort steht eine jüngere Esche, deren Kronenspitze kaum zu der Höhe reicht, wo der Schaft der älteren sich theilt, und die Zweige sind schon hellgrün belaubt, während an der älteren sich die Blätterknospen kaum öffnen.

*   *
*

Das Kind zerstört ein von fremder Hand bereitetes zusammengesetztes Spielzeug, weil der Erkenntnißtrieb es zwingt, die inneren Vorgänge zu untersuchen. Die Wissenschaft kann auch nicht anders: um dem Leben nachzugehen, tödtet sie mit der Forschung das in die Hand Genommene. Es ist aber etwas von jener überfeinerten Empfindsamkeit, wenn man in diesem Zerlegen und Ablösen einen gewissen Schmerz nicht los werden kann. Von der Natur abgeschieden sein, macht leicht weichlich.

Die Schwalben fliegen! Erst jetzt wagt das Herz sich frei und sorglos aufzuschwingen, und die Gedanken wiegen sich in den Lüften so wohlig wie der behende Vogel dort. Jetzt ist der Frühling in Wahrheit da.

*   *
*

Der Flieder blüht! Der Flieder ist der verschwenderische Uebermuth des Frühlings, das volle Schmettern des Chors, es kommen nach ihm, so zu sagen, noch schöne Einzelstimmen, wie die Rose u. s. w.; aber der Hauptjubel entzückender Ueberpracht ist mit ihm vorbei. Und der Flieder ist ein naher Verwandter meiner Esche. Ja, betrachtet man den Flieder als Baum gezogen, so sieht er als Ganzes in Gliederung und Schluß des Gezweiges der Esche ähnlich.

Wer weiß, welche Verwandten er hat! Der Flieder mit seiner Traube honigzellenartiger Blüthen, der Hartriegel mit seinen tausend goldenen Blüthensternen, der Oelbaum und die Blütheneschein

den südlichen Ländern, wo sie den weißzuckerigen Saft, die Manna, ausschwitzt, das ist die reichgesegnete Sippschaft der Esche.

*   *
*

Im vergangenen Jahr hat sich die Esche an den unteren Zweigen weit früher belaubt als an der Krone; heuer, da wir warmen April hatten und dann Regen, geht die Belaubung oben früher voran und unten noch Alles dürr, nur ist die Morgenseite etwas voraus.

*   *
*

Der blaue Himmel und die grüne Erde lockt die Menschen hinaus. Man kann über mancherlei Verarmung unserer Zeit klagen, aber an Naturfreude war keine je so reich. Die Häuser stellen sich ins Freie, die Vergnügungsorte siedeln sich an freie Punkte; der in die Werkstatt gebannte Handarbeiter athmet mehr und öfter als je frisch auf in der freien Natur. Dort braust der Bahnzug, er führt die Menschen an Vielem flüchtig vorüber, der Pfiff der Locomotive schneidet durch Lerchensang und Finkenschlag, aber nur eine Weile. Wie bald ist die alberne Verzagtheit verschwunden, die verzweifelte, als ob durch die Eisenbahnen alle sogenannte Gemüthlichkeit und Schönheit aus der Welt schwinde. Jede Zeit und jede Lebensgestaltung hat ihre besondere Tracht, und in jeder schlägt das Herz neu auf in uns. Weil eine gewohnte Form schwindet, schwindet damit noch nicht das Leben. Wie viel Tausenden verschönt und erfrischt die Eisenbahn tausendfältig das Dasein. Da reißt der Bahnzug die Menschen an Vielem flüchtig vorüber, aber er versetzt sie auch schnell in eine ganz andere Atmosphäre, und von zahllosen Gruppen und Schaaren, wie sie keine andere Zeit kannte, werden Berge erstiegen und Thäler durchwandert. Der Drang nach Naturgenuß geht Hand in Hand mit dem stillen Triebe, der die Naturwissenschaft so reich und mächtig bewegt.

*   *
*

Wie fröhlich waren die Maienfeste in alter Zeit! Da hatte sich noch ein Rest einheitlichen Zusammenlebens mit der Natur ausgeprägt, und jener doppelte Kalender, der die Offenbarung des Geistes

und die Offenbarung der Natur bezeichnet, hatte in der Naturfeier seine kindlich-frischen Formen. Unser heutiges Leben kann nichts Derartiges mehr ausprägen, und Altes zu erneuen, wäre eitel und unhaltbar. Unsere Zeit erscheint uns deßhalb so trostlos, weil in ihr alle festen Formen fehlen. Kaum wagt man es noch, im Walde sich einen grünen Zweig auf den Hut zu stecken, und dort kommt eine Schaar von einem Landausflug zurück, und beim Eingang in die Stadt nehmen sie den Zweig von den Hüten. Die Gemeinsamkeit der Freude, die die Menschen zusammenhielt, scheint allerdings immer mehr zu vergehen. Die Menschen werden sich das innerlich ersetzen.

* * *

Pfingstmaien in der Stube! Das ist doch noch ein Stück unzerstört überkommenen Lebens. Es ist der Trieb, sich das Naturleben ins Haus zu holen; und welch einen wunderbaren Duft verbreitet die abgehauene Birke, die in der Stube steht!

* * *

Wir können nicht mehr ganz zurück in die Einheit mit der Natur; ein Schritt, den die Entwicklung der Menschheit gethan hat, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Von der Zeit an, da der Geist selbständig gefaßt wurde, hat die Menschheit einen doppelten Kalender, den, der sich im ergrünenden und welkenden Blatte draußen anzeigt, und den, der in die Blätter der Geschichte verzeichnet ist.

Ist die Geschichte der Menschheit die eine Seite der Naturgeschichte, so ist es eben die freibewegte; die Natur um uns her bleibt sich gleich, sie erneut sich nur stets, auch die Menschennatur bleibt sich gleich von Geschlecht zu Geschlecht und erneut sich stets, aber in der Menschheit ist zugleich eine Entwicklung, ein Herausbilden neuer Kräfte, so daß hier zugleich auch immer eine neue Schöpfung sich aufthut.

* * *

(Anfangs Juni.) An der Esche hat der Jahrestrieb seine Vollendung erreicht, die unpaarigen gefiederten gegenständigen Blätter sind voll erwachsen, das Spitzblatt hat gleiche Größe und gleiche

saftgrüne Farbe mit dem niederer stehenden, und in der Achsel hat sich bereits die Knospe gebildet für das kommende Jahr. Man sieht den Himmel nicht mehr durch den Baum.

So oft und vielfach ich auch die allmälige Belaubung beobachten wollte, plötzlich scheint sie doch über Nacht gekommen zu sein.

Ich athme den Aushauch der Blätter, und ein Menschenathem, wie wenig ist er in der Welt, wie kurz seine Dauer! Und doch, ich stehe mitten im Leben, und das zu empfinden, das mißt sich nicht nach einem Zeitmaße.

Die philisterhafte Gewöhnung glaubt, der frische Athem des Baumes wäre weniger erquickend, wenn man wisse, daß das Sauerstoff ist, was er im Lichte ausscheidet. Weil diese Bezeichnung neu ist und so zu sagen einen Apothekengeruch hat, glauben sie, wäre damit alle Poesie verschwunden.

*　*
*

Kein noch so hoch begabter Künstler könnte einen Baum erfinden, der sich anders aufbaute als die in der Wirklichkeit; und pfropfte er kunstreich Beschaffenheiten des einen Baumes auf den andern, er hätte damit nichts erfunden. Die menschliche Einbildungskraft ist nicht frei, indem sie Formen und Gestalten bildet; will sie schaffen, was Leben kann, so ist sie an die gegebenen Lebensbedingungen gebunden. Alles, was wir aus freier Phantasie zu schöpfen glauben, ist nur Verbindung und freie Ausbildung dessen, was wir, freilich oft nur leise angedeutet, als Eindruck aus der Welt um uns her empfangen haben.

Sollen die Natureindrücke in uns lebendig werden, muß der Blick unbefangen sein, man muß den Muth haben: die Dinge mit eigenen Augen zu sehen und die Besonderheit ihrer Erscheinung zu fassen. Nur die vollendete Bildung vermag jene Spiegelbilder der Naturerscheinungen wiederzugeben, wie sie uns im Homer entzücken. Wie wunderbar zeichnet Goethe den eigenthümlichen Charakter der Bäume, indem er sagt:

„Altwälder sind's! Die Eiche starret mächtig,
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild, von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last!"

So mit zutreffendem Wort die Baumgestalt vor uns hinstellen, uns hier wie überall neu sehen lehren, das ist des Dichters edelste Kraft.

* *
*

Ein Hagelsturm hat einen Ast abgeknickt! Es wächst kein abgerissener Ast mehr nach, der Baum setzt immer neue Aeste und Zweige an und die Wunde von dem abgerissenen Aste heilt zu.

Wie der Zweig, in die Erde verpflanzt, hätte allein leben können, so pflanzt sich auch der Baum fort ohne ihn; er ist nicht in seiner Ganzheit geschädigt durch den Verlust eines Astes, wie andrerseits ein Organismus geschädigt wird durch den Verlust eines Gliedes.

* *
*

Kein Fruchtbaum wird so hoch und mächtig als der Waldbaum, und „der Apfelbaum genießt seiner Aepfel nicht", sagt schon das Sprüchwort.

Das regt sich jetzt in allen Gliedern des Baumes. Die Wurzel saugt die Bodennahrung, die Blätter athmen mächtiger aus und ein, im Fruchtbaume aber fließt aller verarbeitete Stoff wesentlich der Frucht zu und der Baum selber behält wenig für sich, und noch deutlicher zeigt sich's dort am Getreide: die Aehre reift und der Halm stirbt. Meine Esche hat nur eine kleine zungenförmige Flügelfrucht, und die noch egoistischeren Hölzer, wie Buche, Eiche und Kiefer, haben nur in einem Zeitraum von 5 bis 10 Jahren ein früchtetragendes sogenanntes Samenjahr.

* *
*

Bei den nordischen Völkern, die auch in der Urzeit keine Obstbäume hatten, wurde nie ein Fruchtbaum göttlich verehrt. Es fehlt ihm die Majestät. Die Menschen beugen sich am liebsten vor denen, die ihnen nichts nachgeben, ihrer nicht bedürfen und sich stolz in sich halten.

Auch keiner unserer Nadelbäume wurde ein geweihter Baum. Das Laubholz ist an sich majestätischer und auch den Menschen näher, es pflanzt sich nicht wie das Nadelholz auf die höchsten Berggipfel, sondern auf die Hügel und in die Ebene, und es bleibt sich nicht gleich wie das Nadelholz, sondern zeigt den festen Bestand in der Wandlung, und das Windesrauschen und Säuseln in dem Laubbaume ist viel mannigfaltiger als im Nadelholze.

Der Baumcultus hört bei den nordischen Völkern mit der Baumzucht auf.

* * *

Der abgerissene Ast gibt einen guten Axtstiel, und das ist besser als seine sonst berühmte Verwendung, denn das nicht splitternde harte und zähe Holz der Esche wurde schon im Alterthum vorzugsweise zum Schaft des Speeres, im Mittelalter zu dem der Lanze, zum Bügel der Armbrust verwendet.

* * *

Mein Baum ist 98 Schuh hoch. Wir messen nach Linien, die wir nach unsern Gesichtswinkeln ziehen, Höhe und Ferne der Körper, die wir nicht berühren, nicht besteigen, so Bäume, so ganze Weltkörper, und das nach untrüglichen Gesetzen. Gleicherweise messen Menschen, mit innerer Kraft ausgerüstet, Verhältnisse aus, die ihnen fern liegen. Wie oft wird ein dichterisch Schaffender gefragt: woher kennen Sie denn Das und Das? Es gibt auch eine Meßkunst für Seelenzustände, die die Vorgänge und Beziehungen ausmißt, ohne sie zu berühren, ohne leiblich in ihnen zu stehen. Leider aber ist diese seelische Meßkunst nicht so mathematisch sicher und beweisgerüstet wie das Ausmessen des materiell vor uns Liegenden.

* * *

Jetzt im Sommer singen nur noch wenig Vögel, fast nur noch Finken und Goldhähnchen. Am Morgen und Abend sitzt auch die Schwarzamsel lange auf der Kronenspitze und singt in die Welt hinein. Sonst ist es oft ganz still. Ja, so lang es im Leben blüht, klingt und singt es überall. — Erquickend ist jetzt der Schatten, wie ein unfaßbarer kühler Strom.

* * *

Und überall ist stilles Ansichhalten. Eiche und Buche haben ihre frischen Johannistriebe angesetzt, es war, als sollte nochmals Frühling werden; aber das Naturleben ist erfüllt und das Erfüllte wandelt sich nur noch.

*　　*
*

Könnte man nicht die Menschen in zwei Gruppen eintheilen, in solche, die unter einem Baume liegen können, nichts wollend, als die Natur oder vielmehr, wie der Dichter sagt, Natur in sich, sich in Natur empfinden — und dann die anderen, die aus Ueberbildung oder Unbildung das nicht können?

*　　*
*

(Mitte Juli.) Ein Gewittersturm! Das war ein leises Wiegen der Blätter, ein Rauschen und Flüstern, daß die hellfarbige Rückseite der Blätter sich immer aufdeckte. Dunkel schob sich die Wolke heran, es ward fast finster, und nun kam der Wind und schüttete den Regen herab, daß es nicht mehr tropfte, sondern goß. Der Wind raufte dem Baum die Krone, beugte sie und riß die Zweige aus einander, so daß sich breite Luken bildeten, durch die man hinaussah, und das Rauschen des Baumes wetteiferte mit dem Rauschen des Windes. Ist es dem Menschengemüthe möglich, in einem solchen gewaltigen Sturme der Natur an etwas Anderes zu denken? Dunkel ist es an meinem Tisch, und jetzt fliegt ein Blatt ab vom Baum und gerade hierher und liegt schwer durchnäßt auf meinem Fenstersims. Es ist mir als hätte mein Denken den Baum gezwungen, daß er mir auch einmal ein Zeichen, eine Antwort gab. Das Gewitter mußte ihn schütteln, ehe er ein Zeichen gab. Es geht auch bei vielen Menschen so, daß sie sich nicht kundgeben, bis der Sturm sie heimsucht und sie fast zerbrechen will.

Ich halte jetzt im hellen Sonnenschein das mir zugewehte Blatt, es ist neunblättrig und die beiden links stehenden Blätter sind etwas zerrissen.

Unbewegt steht jetzt der Baum, wie stillverschnaufend, der Sturm muß ihn in allen Gelenken gereckt, aber auch durch und durch gesättigt und gekräftigt haben.

*　　*
*

Der Gewittersturm hat in der Nachbarschaft Bäume geknickt und andere entwurzelt. Wenn so ein Baum danieder und seine Wurzel zu Tage liegt, da erscheint es nicht sowohl als Räthsel, wie er niedergeworfen und entwurzelt, sondern vielmehr, wie er so lange bestehen und wachsen konnte. Es ist ja nur eine mäßig dünne Erdschicht, in der er sich hielt.

Es geht auch bei manchen hochragenden sogenannten Helden der That und des Geistes so; wenn sie gefallen sind, faßt man kaum mehr die Möglichkeit ihres vormaligen Bestandes.

* * *

Die Alten sagten: Kein Tag ohne Zeile des Studiums! und die neue Zeit setzt hinzu: Ein Tag, an dem du nichts vom Naturleben betrachtet, nichts davon sinnend und forschend in die Seele genommen, das ist ein verlorener Lebenstag!

* * *

(Mitte August.) Am Morgen haftet oft stundenlang der weiße Schmetterling an den Blättern des Baumes. Der Baum ist bis um neun Uhr in Schatten gesetzt von unserm Hause; Alles ist so hell und ruhig, daß man den Schatten des Kaminrauches spielen sieht am Baume, der Schmetterling sitzt ruhig in der Sonne, das Flattern der Flügel scheint jetzt zu Ende, er kommt zur Ruhe und zur Verwandlung.

* * *

Manchmal, namentlich am Morgen, kommt ein einzelnes Blatt in eine rasche Bewegung hin und her, wie der Finger eines Klaviervirtuosen, und ringsum sind die Blätter in voller Ruhe; jedes einzelne Blatt muß gerade in einem solchen Zusammenströmen der Luft stehen, daß es ganz für sich allein eine ungewöhnliche Bewegung hat.

* * *

Der Baum steht jetzt oft tagelang unbewegt, und wenn sich die Blätter in den Morgenstunden regen, ist es meist an den unteren Zweigen, die Krone ist still. Das Blätterrauschen hat einen heudürren Ton.

* * *

Am frühen Morgen und am Abend fliegen die jungen Schwalben hastig um den Baum und zwitschern laut; es muß jetzt auch gutes Futter da um den Baum herum sein, denn die Schwalbe erscheint oft wie der Spaziergänger der Luft, aber Spazierengehen ist nur ein Vorzug des Menschen, das Thier hat ein Ziel, will Nahrung.

* *
*

(Vollmondnacht im August.) Die ganze Erde scheint jetzt ewig wach, ein sanfter, wohliger Dämmer liegt auf Allem, und so möchte auch das Menschenherz in namenloser Sehnsucht in sich aufnehmen das ganze Leben des Alls, das Vergessen im Schlafe von sich abwehren, und in tiefster Seele spricht's: Du bist, du lebst und die Welt um dich her und in dir. Kein Laut regt sich und nur manchmal ist's wie leises Geflüster über dem Baum und aus ihm, als schauerte er in sich selig in voller Daseinslust.

* *
*

(Ende August.) Der erste Morgennebel! Er steht fest, der Sommer geht zu Ende.

Der Nebel ist vorüber und jetzt regnet es. Das Grün der Blätter geht schon ins Gelbliche über, der Ahorn hinter der Esche hat bereits welke Blätter. Und nun der Wind! Wie lange hat so ein Blatt sich zu wehren, bis es stirbt!

* *
*

Der Herbst kommt mit Macht. Das erfüllte Leben geht abwärts; wo die Erneuerung aufhört, beginnt der Verfall. Die Blätter sind dunkler geworden und jetzt fangen sie allmälig an zu vergilben. Die Wasserverdunstung, die Hauptarbeit der Blätter ist vorüber, sie sterben ein erfülltes Leben, und die Knospe in der Achsel des Blattes ist vollendet, sie hilft mit die Blätter abstoßen. Die Erle dort läßt das Laub grün fallen, das der Esche vergilbt; schon fallen einzelne Blätter ab, und der Vogel mausert sich. Der Vogel, der wie der Baum ein so vielbelebtes Sommerdasein empfunden, muß auch die Wandlung um so entschiedener mit durchmachen.

* *
*

Wie oft, wenn der Herbst gekommen, liegt in dem Gefühl der Wehmuth, das er nothwendig mit sich führt, noch eine andere schwere Empfindung! Es ist dir wie beim Scheiden von liebsten Genossen; dir ist, als wärest du ihnen nicht genug gewesen, und als hättest du dich ihrer nicht so vollauf erquickt, wie du solltest und konntest, und jetzt im Scheiden thut sich neu auf, was ihr mit einander innerlich wart und doch nicht ganz dargeben konntet. Wie hattest du im Frühling gehofft, geglaubt, dir vorgesetzt: in vollen Zügen das Sommerleben in dich aufzunehmen — und du hast viel versäumt, viel fahrlässig verschoben, und jetzt ist's zu spät. Es wird im Herbst deines Lebens nicht minder so sein. Laß ab von Reue, die dich mit den fallenden Blättern überkommen will, wache und wirke im neuen Tag. Siehe, so wenig das fallende Blatt zurückkehrt zu seinem Stamm, so wenig kehrt ein vergangener Tag dir wieder; aber es kommen neue Blätter, neue Tage, so lang dir das Leben beschieden.

* * *

Wohl dem Menschen, dem das Stubenleben noch ein Stück Jägernatur gelassen. Draußen, dem regenpeitschenden Winde entgegen, das stählt. Und brausend stürmt der Wind durch den Baum und entführt ihm einen Theil seines Blätterschmuckes. Der Sturm, der jetzt die Blätter zaust und pflückt, sprengt auch die harrende Knospe wieder, wenn es Zeit ist.

* * *

Frühling und Herbst, Aufgang und Niedergang sind der Betrachtung zugänglicher als der Sommer und die Mittagshöhe des Seins, weil ihre Wandelungen mehr ins äußerlich Faßbare dringen.

* * *

(Anfangs October.) Am Morgen nach einem Nebel, der noch halb steht, ist vor dem Baum der Schattenwurf desselben thaunaß bezogen, und zwischen den Bäumen ist es trocken. Es ist der nächtige Schattenwurf, der sich so abzirkt, im Monde gebildet, der erst in der Nachmitternacht aufstieg.

* * *

(Ende October.) Seit Jahren beobachte ich die Entlaubung des Baumes, sie ist stets verschieden. Sind die Stürme früher und häufiger, so ist die Krone entlaubt, während noch an den niederen Aesten fast alles Laub hängt. Die Hauptentblätterung aber geht meist in der Ruhe vor, und zwar wie das Aufleben im Frühling, so jetzt das Ableben im Herbst, des Morgens. Der Thau ist halb aufgesogen, der Nebel schwindet, und nun ist leises, fast senkrechtes Blättertropfen von dem Baume und dann hört es plötzlich wieder auf; es bleibt räthselhaft, warum das eine Blatt fiel und das neben ihm nicht auch.

Die Sonnenentblätterung entlaubt den Baum nicht auf Einmal so kahl wie die Sturmentblätterung.

Der Sonnenstrahl, der sonst Leben erweckte, weckt jetzt zum Tode; der Strahl treibt, und weil kein Wachsthum mehr da ist, so wird die Entwicklung zum Tode.

Die Entblätterung geht viel schneller als die Belaubung. Es scheint dies aber wohl nur, weil die Entblätterung sichtbar, weil der Tod eine einzelne Thatsache, an einen Moment gebunden ist; das Ableben des Baumes dauert wohl eben so lang als das Aufleben desselben.

* * *

Nebel und trüb, kein rechter Tag. Wer hat nicht auch oft Zeiten gehabt, wo Alles in ihm stumpf, leer und öde war, wo er es für ein Märchen hielt, daß er einst lebensvoll war und wieder werden kann. Sieh' den Baum, er ist jetzt öde, und er gewinnt, wenn die Zeit kommt, wieder volles Leben. Verlange auch nicht von deiner Seele allzeit helle Belaubung, glaube nur, daß die Frische immer wiederkehrt, so lang der Stamm gesund ist.

* * *

Und es ist Winter geworden. Laß dir von der gefrorenen Scheibe andeuten: der Ausblick ins Freie bietet nur noch ein stilles Sein. Schau zurück in dich und in die Erdgenossen vor dir.

* * *

Das war in alten Zeiten bei den altnordischen Völkern, da war Ygdrasil der Weltbaum, der die drei Welten: Himmel, Erde und Hölle, verbindet — eine Esche. Und von diesem Weltbaum und seinen Wurzeln gingen die drei Quellen des Lebens aus, ähnlich wie in der Bibel aus Eden, wo der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniß stand (1. Buch Mos. 2, 10.), die vier Hauptwasser ausgingen.

* * *

Während nach der Bibel der Mensch aus Erde geschaffen, wurde nach der altnordischen Ueberlieferung aus der Esche (ask) der erste Mann und aus der Erle (embla) das erste Weib geschaffen. Auch das griechische Alterthum bezeichnet oft die Wandlung des Menschen aus Bäumen und zu Bäumen. Die Entstehung des Menschen aus dem Baume mag auch in dem biblischen Verbote angedeutet sein, da es heißt: „Sprich nicht zum Holze (zum Baume): du bist mein Vater!"

Die Gesichte, die in der Morgendämmerung der Menschheit das geistige und leibliche Auge erblickte, sind eben so deutungs- als räthselvoll.

* * *

Und weiter hinauf kann das Verhalten des Menschen zum Baume als Maßstab der Bildung angesehen werden. In der Feldinstruction, die 5. Buch Mos. 20 gegeben wird und die die ganze Härte eines Eroberungs- und Befreiungskrieges ausspricht, werden doch die Bäume so zu sagen unter völkerrechtlichen Schutz gestellt. Der dunkel erscheinende Vers 19 heißt: „Ist denn der Baum auf dem Felde ein Mensch, daß er vor dir in Belagerung komme?"

Die bürgerliche Gesetzgebung hat den Baumfrevel mit besonders harten Strafen belegt, denn es ist ein gemeiner Muthwille, das stille in sich gehaltene Wachsthum mit verderbender Hand zu schädigen. Die neue Zeit hat die Wälderverwüstung als Versündigung am gesunden Bestand unsrer Atmosphäre gebrandmarkt; der Wald ist der Hüter der Wasserquellen, und die Bäume sind wiederum Bäume des Lebens.

* * *

Die Forstgesetze, so beengend für das freie persönliche Gebahren sie auch manchmal erscheinen mögen, haben doch einen natürlichen und nothwendigen Bestand. Du darfst den Baum nicht umhauen, weil du sagst: er ist ja mein; er gehört vielmehr unserm gemeinsamen Lande, in dem wir und Andere leben. In der Forstgesetzgebung prägt sich deutlich aus, daß nur der Gesammtwille, das Gesetz, regieren darf und nicht das einzelne Belieben. Du hast dein Eigenthum draußen stehen, es ist dein, aber die Wohlfahrt Aller hat daran Theil.

* * *

Es war in der Neujahrsnacht, die Glocke schlug Zwölf, und bald begannen alle Glocken zu läuten. Ich schaute hinaus zum Fenster und der Klang, der die weite Luft erfüllte, durchdrang die Seele. Wie viel Tausende hören den Klang mit dir, wie viele Tausend stehen erregt, hochbewegt, jetzt, da die Welle eines neuen Jahres heranrollt! Ich höre Menschenstimmen, die einander Glückwünsche zurufen. In solchem Augenblick ist kein Mensch dem andern ein Fremder, er ist ihm nah, er athmet mit ihm, er ist sein Lebensgenosse. Könnte es nur sein, daß dieses Hinwegsetzen über alle Schranken, daß diese Einheit des Daseins allen Menschen mehr aufginge, daß sie öfter hinhorchten auf den Ton, der ein Vorrücken am Zeiger der Welt bezeichnet und das Leben erfassen heißt.

Der Mond steht hell am Himmel, der Baum ruhig wie im Traumesduft.

Der Baum ist ein Bild des Lebens der Menschheit; jeder Jahrestrieb wird wieder ein Baum für sich, aber er wächst nicht aus sich allein, er steht nicht unmittelbar auf der Erde, er steht auf dem Baum, ist ein Glied des großen Einen. So auch steht der geschichtliche Mensch nicht mehr unmittelbar auf dem Boden des Urlebens, er ist Baum auf dem Baum.

Wiederholt sich aber auch das Alte, von ewig Vorgebildete; das Neue erhöht das Dasein.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! sagt das Sprüchwort, und in solchem Worte ist nicht nur eine Erfahrungsweisheit, sondern ebenso auch feste Naturanschauung

eingeschlossen. Die Naturforschung ist noch heute uneinig darüber, ob der Baum einen innern oder äußern Tod sterbe, d. h. ob sein Tod eine innere Bedingung habe, oder ob nur äußere Zufälle ihn herbeiführen. Diejenigen, die das Erstere behaupten, lassen den Tod des Baumes dadurch entstehen, daß seine Größe ihn unfähig mache, der Spitze den entsprechenden Nahrungssaft zuzuführen. Immerhin aber ist wie das Leben so auch der Tod des Baumes noch ein Räthsel.

In der Menschheit setzt sich Leben auf Leben ewig fort; ein Jahr, ein einzelnes Menschenleben ist eine kleine Zelle, und doch gehört es zum Leben des Ganzen und hängt dessen Bestehen davon ab.

Es wird sich dein Auge schließen und die Erde wird fortgrünen und die Menschen werden fortarbeiten, und horch! der Glockenton ist verhallt, das neue Jahr ist im Stillen da.

Wer nur sein Leben vollführen könnte, so sicher, so treu, so fest und ohne Wanken wie die Natur um uns her . . .

Wie der einzelne Jahrestrieb das Abbild des ganzen Baumes, so sollte jeder Mensch in sich das Leben der Menschheit darstellen und ausbilden.

Und wieder hören wir auf den Ruf des Dichters:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren;
„Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!"



Nur eine kleine Geschichte.

Nur eine kleine Geschichte war's, und zwar eine lustige, die der Wirth in der Schenke vorlas; sie dauerte nicht länger als der Postillon Zeit hatte, bis umgespannt war, dann ging's lustig weiter, und der Postillon lachte noch vor sich hin, als er auf dem Bock saß, sich auf die Lenkriemen setzte und die Peitsche zur Hand nahm. Ja, solche kleine Geschichten sind handlich und tragen sich leicht fort, aber es thut gut, sich auch manchmal an langen und ernsten Geschichten zu begnügen und dazu sind die besten eben recht.

Des Tages gedenke ich, da ich auf einer Gebirgsreise ein=

geregnet in einem abgelegenen Dorfe aushalten mußte. Die Holzfuhrleute kartelten und würfelten in der großen Wirthsstube, es war Gedräng und Gelärm wie auf einem nassen Marktplatz, und auf dem Zimmer, wo das Bett stand, war's so eng und dumpf. Ich arbeitete mich unter stürzendem Regen die Dorfgasse hinauf und fand endlich das Schulhaus. Der Schulmeister war über Land, und doch dürstete ich wahrhaft nach einer Menschenseele, mit der sich ein gut Wörtlein reden ließe. Ich bat die Frau Schulmeisterin um ein Buch. Sie führte mich in das Zimmer ihres Mannes. Es waren nur Schul- und Religionsbücher da. Doch da — quer übergelegt auf den Büchern, mit vielfach zerlesener Decke liegt eins, und wie ich es aufschlage, ist mir als schaute ich in das Antlitz eines Freundes, ja, mehr als das, in das Antlitz eines verehrten hohen Geistes. Das Dorf war nicht mehr fremd und öde, der Regen draußen galt nur noch als Wohlthat für die Felder, und ich ging mit dem Buche wie mit einer glücklich eroberten Beute wieder ins Wirthshaus, lag da stundenlang auf dem Bett und las das Bekannte und las es doch wie zum Erstenmal. Es war trübe in der Luft, und als ich das Buch las, war mir's doch, als schaute ich vom Rigi herab in die hellerleuchtete wundersame Alpenwelt mit ihren Bergen und Seen. Das Buch hieß: Wilhelm Tell, von Schiller.

Ich möchte Jedem die Freude gönnen, an einem verstörten, verdüsterten Tage so von der Sonne des Geistes die Welt erhellt zu sehen. Es gibt nur wenig Menschen und nur wenig Werke, die da sind wie die Sonnen, dir jetzt Licht und Wärme gebend und den Geschlechtern nach dir. Und so hell auch die Sonne am Himmel jetzt herniederscheint — es ist ein trüber, banger Tag über Deutschland gekommen, und Niemand weiß, wie lang er währt. Da thut es denn gut, sich zu erfrischen an den Geisteswerken unserer Nationalhelden, und daraus die Zuversicht zu schöpfen, daß eine Nation, deren Geist vorahnend gute und große Menschen schuf, solche auch thatkräftig aus sich erstehen lassen wird.

Es ist nicht Flucht aus den Kämpfen und Drangsalen der Gegenwart, wenn wir Seele und Sinn an die Gebilde dichterischer Schöpfung hingeben. Wir vergessen dann wohl eine Stunde, einen

Tag die unmittelbare Bedrängniß, aber wir kommen frisch gekräftigt mit dem Glauben an Verwirklichung des Edelsten und mit dem Muthe, diesen Glauben zu bethätigen, wieder ins gewohnte Dasein zurück.

Welch ein Segen ist das Wort des Dichters und die Buchdruckerkunst, die es hinausschickt in die entlegensten Hütten!

Bald wird es kein deutsches Dorf mehr geben, ein Schulhaus gewiß nicht, in dem nicht Schillers Tell und Wallenstein, Goethe's



Hermann und Dorothea, Lessings Nathan zu finden sind, und der Wandersmann, der zur Sommerfrische hinauszieht auf die Berge und in die Thäler des Vaterlandes, weiß, daß er überall seine besten Freunde findet, und aus der unsichtbaren Kirche tönt ein Glockenton durch die Lüfte, so weit sich der Himmel über die deutsche Erde wölbt, und unser Vaterland ist eine Geistesheimat wie keine andere außer ihr . . .

Damals in jenem Bergdorfe dachte ich viel darüber, ob es möglich wäre, daß die Hervorbringungen unserer klassischer Geister so ohne alles Weitere, ohne eine Vorschule des Verständnisses in

das gesammte Volk eindringen können. Ich glaube, daß es möglich ist. Freilich sind es nur einzelne Werke, von den besten Männern nur einzelne, denen die Majestät der Natureinfachheit inne wohnt.

Es wird aber doch auch gut sein, wenn man zum näheren Verständniß derselben die verborgenen Linien des Aufbaues nachzeichnet. Auch die Gebildeten können ohne Schaden, ja vielleicht mit Nutzen daran theilnehmen. Es sei mir gestattet, ihnen dabei eine Geschichte zu erzählen, die — ich weiß nicht mehr von wem — dargestellt ist.

Der stolze Don Ranudo de Collobrades hungert mit seiner Donna gar entsetzlich, aber er bewahrt dabei streng seine Adelshaltung. Nun sieht er eines Tages, während er mit leerem Magen umhergeht, durch das Fenster, wie der Holzhauer vor dem Hause sich Brod und Käse aus einem Tuch herauswickelt und auch da tüchtig einhaut. „Donna Ranuda,“ sagt der Edelherr, „glauben Sie nicht auch, daß es angemessen wäre, wenn wir einmal erforschten, von was das Volk sich nährt?“ — „Wohlgesprochen!“ erwidert Donna Ranuda. Man ruft den Holzhauer herein, kostet von seiner Speise und findet sie sehr schmackhaft, kostet mit Gönnermiene immer mehr und mehr, bis man ganz satt ist.

Geht es nicht auch vielen Gebildeten so mit dem Lesen dessen, was man für das Volk schreibt? Versucht es nur, es schmeckt nahrhaft . . .

Ich will nun, in Erinnerung an den oben bezeichneten Tag und zu Dank und Preis des herrlichen Werkes, einige Bemerkungen zu Schillers „Wilhelm Tell“ anfügen:

Ein Sohn des Nachbarlandes — nicht ein eingeborner Schweizer — ein Schwabe erweckt dichterisch die Geschichte des Wilhelm Tell, und das erst nach vielen Jahrhunderten, da bereits der Duft der Sage über Gestalten und Thatsachen sich breitet. Die Ferne ist es, geographisch und geschichtlich, die dem freien Schaffen des Dichters wohl zu statten kommt. Es wiederholt sich da gewissermaßen, was von der Schöpfung gesagt wird, „da Nebel über dem All lag“ und das schöpferische „Es werde“ ihn lichtet und feste Gebilde sich daraus entwickeln heißt. Und noch Eins. Zwei der tiefsten Thatsachen des deutschen Geistes — private und all-

gemeine — schließen sich an die Schöpfung des Tell. Nicht Schiller selbst hat den Stoff für sich gefunden: Goethe, sein großer Freund, war davon angezogen auf seinen Schweizerwanderungen und wollte die Geschichte des Tell als erzählendes Gedicht behandeln. Aus dem Schweizer Urgebirge hat Goethe manch gutes Stück zu seiner wissenschaftlichen Erkenntniß losgeschlagen; das beste gab er seinem Freunde, und dieser konnte es nehmen und konnte die markigen Gestalten daraus bilden. Nur einer der höchsten Menschen kann so nehmen, und nur einer der höchsten Menschen kann so geben. Das ist Leben und Schaffen in einer erhabenen Region, wo es kein Mein und Dein mehr gibt. Tief verborgen, in jenen unwägbaren Wirkungen, die kein Scheidekünstler ausheben kann, hat Goethe bei diesem Werke mitgeholfen. Schiller hat die Schweiz nie mit leiblichen Augen gesehen, Goethe hatte sie für ihn gesehen — und dieses Werk ist das Denkmal einer Freundschaft ohne Gleichen in der ganzen Geschichte der Menschheit.

Von jenem über Staatenbildungen erhabenen Standpunkt aus aber steht dies Werk für ewige Zeiten als Denkmal da, daß die deutschen Schweizer dem deutschen Gesammtgeiste angehören. Der Besten einer aus dem deutschen Reiche hat ihnen die allezeit zur Freiheit erweckliche Heldensage künstlerisch groß und rein wiedergegeben. Es ist in diesem Werke ein Klang von jenem Alphorn, von dem es im deutschen Liede heißt, daß bei dessen Ertönen von Heimatssehnsucht ergriffen der Hörer durch den Strom schwamm nach dem Heimatsufer. Schillers Tell zieht als wettertrotzender Fährmann hinüber und herüber und macht im Geiste Eins.

Der Bierbrauer von Kulmbach.

Eine Erzählung.



inen Gast bei Tische zu haben, dem man etwas Schmackhaftes bieten kann und dem es wohl mundet, das gehört zu den schönsten Freuden; ähnlich ist das Wohlgefühl, einem von fernher gekommenen Freunde den Heimatsort und die Schönheit seiner Umgebungen zu zeigen.

In solcher Empfindung ging an einem klaren Sommerabend der tapfere Tribun — es ist das sein Spitzname von der Universität her, und er hat in seiner strengen, festen Art in der That etwas von einem römischen Volkstribun — vor dem Thore

einer mitteldeutschen Residenzstadt in Gemeinschaft mit einem alten Studiengenossen aus Bayern, der nach langjähriger Trennung ihn endlich einmal besucht hatte. Der Tribun fuchtelte mit seinem Spazierstock wie vor Zeiten als Student, denn er schlug damals eine gute Klinge, und die Quarten und Terzen, die er jetzt in die Luft schlug, waren eigentlich nur unwillkürliche äußere Zeichen auftauchender Jugenderinnerungen. Wie noch sein dreifarbiges Burschenband über dem eingerahmten Bilde der unvergeßlichen Stadt Heidelberg hängt, so bewahrt er in treuer Seele alle Erinnerungen der Vergangenheit.

Es bezeichnet den Kernpunkt seines ganzen Geschickes, wenn man die einfachen Thatsachen seines Lebens erwähnt. Er hat seine erste Liebe geheirathet, hat in seinem Geburtsort eine hohe Stellung erreicht und hat nie einen am Leben gebliebenen Freund verloren. —

Die beiden Freunde standen auf einer Anhöhe, von wo man rückwärts gewendet die Stadt, den Strom und die in weiten Bogen sie umschließenden Berge überschauen konnte. Der Tribun weidete sich am erquicklichen Ausblick in die Landschaft und am Anblick seines Freundes, der seine silberne Brille mit der linken Hand fester ans Auge drückte und mit stillem Lächeln dreinschaute.

Während der Tribun schmächtig und straff geblieben war, wie in seiner Jugend, und nur die schlichten braunen Haare sich gelichtet hatten, hatte der Bayer, groß gebaut und stark, einen mächtigen Umfang gewonnen und seine Haltung war bequem, ja man konnte ihm fast ansehen, daß er an die Equipage gewöhnt war, zu der ihm sein Beruf — er war Medicinalrath — verholfen hatte. Indem er jetzt den Hut lüftete und sich den Schweiß von der Stirn trocknete, zeigte sich ein etwas starr aufstehendes volles schwarzes Haar über der großen weit gewölbten Stirn. Aus seinem Antlitz sprach feste Ruhe und sichere Güte, die sein Erscheinen am Krankenbett schon an sich zum Heilmittel macht, denn es geht eine Zuversicht davon aus, die unmittelbar kräftigt. Jetzt sagte er — auch seine Stimme hat etwas Wohlthuendes —: „Ich hätte mir deine Heimat doch nicht so schön gedacht.“

„Erinnerst du dich noch,“ sagte der Tribun, „unseres Abschieds auf dem Schwalbenneste bei Neckarsteinach? Wir tauschten

im letzten Augenblick die Mützen; ich hatte die deinige noch lange, bis meine Mutter sie während meiner Gerichtsstudien in Paris einem jungen Handwerker schenkte.“

Lautlos gingen die beiden Freunde mit einander über die Hochebene, aber in ihrem Innern tönte helle Freude. Denn wenn zwei Freunde nach langer Trennung beisammen sind, sich in der Gegenwart haben und die Vergangenheit aus dem Schlummer erwecken, da ist über der gewohnten Welt eine zweite Welt; es ist als wäre die Luft von der Erde bis zum Himmel hinauf voll heiter lächelnder Kindergesichter, Kopf an Kopf ...

Könnten wir diese heiteren Gesichter, die Erinnerungen des Guten und Glücklichen, was uns schon geworden, nur allzeit recht sehen; wir lebten in glückseliger Erhebung und die zeitliche Betrübniß hätte nur geringe Macht.

„Dort ist unser Ziel,“ sagte der Tribun, den Gastfreund an den Vorsprung des Berges führend.

„Ein anmuthiges Thal und das so nahe der Stadt!“ rief der Gastfreund. „Was ist das dort für eine Burg, und wem gehört sie?“

„Ja wohl ist's eine Burg und sie gehört dem Ritter von viel Furcht und viel Tadel, und doch ist er der Held unserer Zeit: in seinen dunkeln Verließen schmachten übermüthige gewaltige Gefangene und Schaaren ziehen aus, sie zu erlösen, und unter klingendem Spiel, unter Pauken- und Trompetenschall werden sie begrüßt. Freue dich, du bist zu Hause! Das ist unsere Bayrisch-Bierburg, und der Ritter, der hier haust, hat den Schildspruch: actiis unitis (mit vereinten Actien).“

„Also auch hier!“ lächelte der Gastfreund. „Und der Widerhall des stromdurchrauschten Thales wird gequält von allerlei Operngedudel?“

„Drum habe ich dich hergeführt, weil heute der einzig stille Tag hier ist, wo man noch beim frischen Trunk ein gutes Wort mit einander reden kann.“

„Wie lieblich muß dieses Thal gewesen sein, bevor die Locomotive es mit schrillem Pfiff durchbrauste und bevor die große Trompete hier an diesem schönen grünen Fleck den Kukuk verscheuchte.“

„Ja wohl geht Vieles zum Kukuk in unserer Zeit, aber ich lasse mir den Glauben nicht nehmen, daß eine andre Welt mit neuer Schönheit auch in unsrer Zeit sich vorbereitet und theilweise schon sich aufthut.“



Und wo zwei denkende Freunde heutigen Tages beisammen sind und eine Stunde froher Einigung feiern, da drängt die Seele alsbald hinaus nach den Wünschen, Fragen und Hoffnungen für das Vaterland und die höheren Anliegen der Menschheit. In dem

Freudenfeste, wo Einer sich am Denken des Andern erlabt, gilt der erste nicht befohlene Trinkspruch der großen Gemeinschaft.

Während die Freunde den Berg hinabstiegen, standen sie oft still und sprachen zu einander von den zerstörten Hoffnungen für das Vaterland und die glückliche Erhebung der Menschheit. Das Wiedersehen war erst jetzt ein volles, da sie sich nicht nur in leiblicher Erscheinung wiedererkannten, sondern da auch ihr Geistesblick sich begegnete im Ausschauen nach demselben Ziele für das Vaterland und die Menschheit.

Man war im Wirthsgarten angekommen; der Tribun schlug mit seinem Stock auf einen unbesetzten Tisch nahe dem Bache und befahl dem Kellner zwei Glas Lagerbier zu bringen. Dann, als der Tribun den ersten Schluck gekostet hatte, setzte er das Glas nieder und sagte: „Das ist noch ein geschichtlicher Ueberrest von einem gestern angezapften Faß. Das ist welk. Man muß frisch anstechen." Er rief abermals den Kellner und sagte ihm, er möge den Braumeister herschicken.

„Er kann nicht kommen."

„Ist er zu Haus?"

„Ja, er ist beim Verladen, da läßt er sich nicht abrufen."

„So sagen Sie ihm, der Präsident Holzwart sei da und lasse ihn bitten, ein frisches Faß anzustechen. Es ist schon lange meine Idee," setzte er zu dem Freunde gewendet hinzu, „daß alles Gestrige zu geringerm Preise ausgeschenkt werden soll, und unser Braumeister ist mit mir einig. Sieh! An diesem Mann hab' ich dir ein Beispiel von jenen neuen Menschen, deren Dasein und Wirken uns eine neue Welt bringt, eine andere als wir aus unseren Studirstuben heraus meinten, aber doch eine schöne. Da lobt man immer die alten Zunftmeister mit ihren ehrenfesten, biderben, aber auch beschränkten Gewohnheiten, da lobt man die Selbständigkeit und glaubt, nur darin stecke jene geschlossene Bürgertugend. Hier unser Braumeister — ich habe als Mitglied des Verwaltungsrathes viel mit ihm zu thun, er ist äußerst bestimmt und gerad — hier unser Braumeister ist einer jener neuen Menschen, die die Sittlichkeit nach unseren gegebenen Verhältnissen erneuern. Er ist, wenn man's genau nehmen will, unselbständig, ist Diener einer Gesammt-

heit, aber nicht nur ist sein Interesse mit dem der Gesammtheit verbunden, er selber überwacht das unsrige mit einer Strenge und einem Eifer, die viel höher sind, als wenn er sie blos auf seinen Privatbesitz anwendete. Und solche Menschen wie dieser Beyderlinden sind die natürlichen Einungsmeister der Zukunft."

„Beyderlinden? Wenn das mein Jugendgenosse wäre! Gewiß, er ist's, ich will zu ihm."

„Bleib doch, was hast du? Was willst du von unserm Braumeister?"

„Ich hatte auf der Schule einen treuen Kameraden dieses Namens. Als ich zur Universität ging, wurde er Bierbrauer. — Wenn er es wäre! Ich habe so lange nichts von ihm gehört."

„Ein Studiengenosse Bierbrauer?" fragte der Tribun.

„Ja er war eine eigenthümliche derbkräftige Natur. Wir hatten eben mit einander das Universitätsexamen bestanden — er sollte Jurist werden, sein Vater war Generalkassier — da stellte sich ein namhafter Kassendefekt heraus. Die Untersuchung schien langjährig und verwickelt, der Vater Guido's ward verhaftet, und Guido war kurz entschlossen und ging bei einem Braumeister in die Lehre. Er wollte nichts mehr von der Staatslaufbahn wissen und war überhaupt von jeher ein Mensch, der sich mehr zu technischen praktischen Thätigkeiten hingezogen fühlte. Ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Jetzt, da ich so bei dir sitze und dich habe, wie in den Tagen als wir die dreifarbige Mütze trugen, jetzt steigen mir Erinnerungen auf an so viele, viele Menschen, mit denen ich ein Stück Leben verbracht; sie haben es mit fortgenommen, wohin? . . . Komm mit, komm, wir wollen ihn aufsuchen. Das wäre mir eine glückliche Fügung, wenn ich durch dich alten, treuen Gesellen noch einen andern wiederbekäme."

Der Tribun wehrte ab, und als er ein frisches Glas gekostet, sagte er nach seiner neckischen Weise: „Sei stolz, ein Bayer zu sein. Ihr erobert die Welt. Der Strom der Bildung breitet sich mit dem bayrischen Bierstrom aus. Ja, lache nur, es ist Thatsache; mit dem bayrischen Bier breitet sich in Amerika das deutsche Element aus und das deutsche Lied erschallt."

„Guten Tag, Herr Präsident!" sagte plötzlich eine kräftige,

volltönende Stimme, und die beiden Freunde zuckten zusammen; denn aus dem abgeschlossenen Privatgarten kommend, stand plötzlich der Braumeister vor ihnen; eine großgestreckte, markige Erscheinung. Er lüftete ein wenig seine grünsammtne aufgestülpte Mütze.

Der Präsident — wie der Tribun eigentlich im Staatskalender hieß — reichte ihm die Hand. Er hatte dies noch nie gethan, denn er ist streng in Formen und thut nie das Einemal, was er das Andremal unterlassen könnte. Jetzt aber hatte er ihm unwillkürlich die Hand entgegengestreckt. Der Braumeister verneigte sich lächelnd und sagte: Wenn der Herr Präsident etwas mit ihm zu reden habe, möge er noch eine Weile Geduld haben, es sei ihm jetzt unmöglich, auch nur eine Viertelstunde abzukommen, er wolle aber, wenn es gewünscht werde, andern Tags in die Stadt kommen.

Der Gastfreund war aufgestanden und rief mit bebender Stimme: „Guido, bist du's denn? Bestelmaier! Ist's denn möglich?"

Der Braumeister starrte. „Ich weiß nicht", sagte er, „ich heiße allerdings mit meinem Vornamen Guido, aber Bestelmaier — wer kann mich hier so nennen?"

„Kennst du deinen alten Fiedler nicht mehr?"

„Herr Gott, ja! ja!"

Und die beiden Freunde lagen sich in den Armen.

Der Braumeister riß sich zuerst los und fragte, seine Lippen waren blaß, als er die Worte sagte: „Wie kommst du denn hierher? Was bist du jetzt? Verzeih, ich sollte eigentlich nicht mehr du sagen."

„Ich bin dein alter Karl, und was ich sonst noch bin, daß ich Medicinalrath heiße, das gilt für die Welt, für dich heiße ich Karl, Punktum."

Mit schneller Fassung sagte der Braumeister: „Ja, ja, ein rechtschaffenes Gemüth bleibt sich gleich; ja, ja, es freut mich, daß wir einander wiedersehen; aber das ist jetzt anders."

„Was anders? Komm, setz' dich her. Einen glückseligeren Tag habe ich im Leben noch nicht gehabt. Hast du denn noch nie hier mit meinem alten Freunde Holzwart von mir gesprochen? Habt ihr meiner noch nie erwähnt? Wie ist das möglich?"

„Wie konnten wir wissen?" schaltete Holzwart ein, und der

Braumeister setzte hinzu: „Ich muß um Entschuldigung bitten, es wartet Alles auf mich, ich kann mich jetzt nicht setzen. Wenn die Herren in einer Stunde noch da sind, dann komme ich wieder,"



und auf seine Kleider schauend, schloß er: „Ich werde mich auch danach ankleiden."

„Was da! Nichts da. Du hast noch nicht ein einzig Mal Karl zu mir gesagt," rief der begeisterte Gastfreund; „ich merke schon, wie du drum herum gehst. Du darfst nicht vom Fleck, bis

du mit mir angestoßen. Da, nimm das Glas Holzwarts, stoß mit mir an. Sag' auch: Auf deine Gesundheit, Karl!"

Dabei faßte er das Glas und der Braumeister wiederholte, aber mit stockender Stimme, die Worte, dann setzte er das Glas rasch nieder, wendete sich ab und sagte mit etwas gepreßtem Ton: „Ich komme bald wieder." Und fort ging er.

Nach den ersten Kundgebungen der Ueberraschung und des Entzückens erzählte der Gastfreund Näheres von dem Leben des Braumeisters.

„Es geht dir gewiß auch so," sagte er, „man wollte es in der Jugend nicht glauben, daß ganze Existenzen, ganze Familien spurlos weggewischt werden. Man glaubt an die Dauer von so Vielem, und wenn man dann das Leben überschaut, ist so Manches verschwunden, und was ewig zu ragen schien, ist verwittert. Man erlebt im Privatleben untergegangene und neu erstehende Reiche und Dynastien. Da war in meiner Vaterstadt das Haus des Generalkassiers Beyderlinden, drin Alles so voll, so reichgesättigt, und draußen so viele Beziehungen. Das war ein Schicken, Kommen, Gehen von und nach dem Hause, und nun erinnert sich kaum mehr ein Mensch, wer dort in dem stattlichen Hause gewohnt. Mann und Frau und Sohn waren zerstoben. Und eine jovialere Natur als den Generalkassier hat es nicht leicht gegeben. Wie er selbst behäbig und wohlgemuth war, so wollte er auch Alles um sich her haben. Er war, wie man ihn mir später schilderte — denn ich selbst hatte damals natürlich kein Urtheil — eine jener jovialen Naturen, die nur heitere Gesichter um sich her sehen wollen, äußerst großmüthig, natürlich in der unbezweifelten Voraussetzung, daß Alles sich seinen Launen fügte; es verstand sich von selbst, daß er tonangebender Herr in allen Gesellschaften war. Er war natürlicher Präsident im Casino wie in jedem andern Verein, und sogar die Officiere der Garnison erkannten ihn selbstverständlich als den Leitenden an. Denn er war auch mit Hauptmannsrang aus dem Militärdienst in die Finanzverwaltung übergegangen. Widerspruch konnte er nicht ertragen, das Witzwort war über ihn im Umlauf: er verwechsele den Begriff Vorsitzender mit Vorgesetzter. Dennoch fügte sich ihm Alles. Die Frau war

eine vortreffliche Sängerin, sie hatte sich einen eigenen Gesangverein aus Männern und Frauen der Honoratioren gebildet, und Alles, was auf Bildung Anspruch machte, suchte im Hause heimisch zu sein. Ja, ich erinnere mich noch, bei dem Vortrag eines Oratoriums in der Hauptkirche den Gesang der Einzelstimme von ihr gehört zu haben; sie hatte einen mächtigen ergreifenden Diskant. Im Hause ging es immer hoch her, es fehlte nie an Gästen, und die beiden Schimmel, die sich der Herr Generalkassier hielt (eine Pferderation gehörte zu seinem Amt), hatten das schönste Geschirr und trabten stolz auf der Straße dahin. Ich kam oft ins Haus. Guido hatte als Kind das schönste Spielzeug und als Jüngling die werthvollsten Bücher. Auch eine vollständige Tischlerwerkstätte hatte ihm sein Vater eingerichtet und ihm einen Lehrmeister genommen, der ihn wöchentlich mehrere Stunden unterrichtete; denn Handarbeiten waren immer Guido's höchste Lust und er gewann viel Geschicklichkeit. Und weil er allerlei zu bosseln oder, wie man bei uns sagt, zu besteln verstand, hatte er den Spitznamen Bestelmaier. Ein Jahr vor unserm gemeinschaftlichen Abgang zur Universität machte er allerlei chemische Versuche. Er durfte nur wünschen und sein Vater schaffte ihm Alles an; denn er war das einzige Kind. Man munkelte in der Stadt manchmal, daß es beim Generalkassier nicht mit rechten Dingen zugehen könne; aber man ließ sich's einstweilen wohl bei ihm munden, und bei der Revision fand sich immer Alles in bester Ordnung. Da brach plötzlich das Ungewitter herein. Es zeigte sich ein großer Kassendefekt, und bei der Verhaftung des Generalkassiers fiel etwas vor, von dem man noch lange redete und das noch heute nicht aufgeklärt ist. Auf dem Tisch standen Lichter zum Einsiegeln der Papiere, da griff der Generalkassier in die Seitentasche, holte ein Papier heraus und verbrannte es. Man hat nie erfahren, was das war. Die Mutter hielt es in der Stadt nicht mehr aus, wo Alles verkauft wurde. Sie zog in das kleine Städtchen, von wo sie gebürtig war. Als ich mit dem grünen Ränzchen auf dem Rücken nach der Universität zog, begegnete mir in jenem kleinen Städtchen ein junger Mann mit der hohen Lederschürze angethan, den Hammer im Brustlatz steckend, vorgeneigten

Kopfes dahergehend, eine schwere Bütte auf dem Rücken. Ich blieb stehen. ‚Ist das nicht?‘ Er erkannte mich, es war Guido. Er reichte mir die Hand und still stehend stemmte er einen Stock,



den er in der Hand trug, unter die Bütte und richtete sich auf. Ich konnte nicht reden vor innerer Bewegung, er aber sagte: Du wunderst dich wohl über mich? In anderen Zeiten wäre ein Bursch wie ich unter die Soldaten gegangen oder in eine Schauspieler=bande. Ich bin unter die Arbeiter gegangen. Ja, ich will euch

Studenten das Bier brauen, damit ihr fidel sein könnt. Sieh mich nicht so traurig an. Glaub' mir, wäre mein Vater frei und in Ehren, so wäre ich einer der glücklichsten Menschen auf der Welt. Mir ist das Handwerk lieber als alles Andere.

„Das war das letzte Mal, daß ich mit ihm sprach. Er ging langsam und behutsam auftretend, damit das Jungbier in der Bütte nicht überschweppe, davon. Ich schaute ihm lange nach. Es war immer etwas Amerikanisches, ich meine etwas selbständig Entschlossenes, Rücksichtsloses in ihm. Bei aller Zartheit des Gemüths hatte er etwas schroff Abwehrendes, bei aller Verwöhnung etwas Bedürfnißloses behalten. Ich habe ihm später einmal von der Universität aus geschrieben, habe aber keine Antwort bekommen und bis zu dieser Stunde nichts mehr von ihm gehört . . ."

Die Abenddämmerung begann bereits, als der Braumeister wohlgekleidet wieder kam. Holzwart, den ein Bekannter aus der Stadt angesprochen hatte, gesellte sich zu diesem; er wollte die Freude des Wiedersehens und was da auszutauschen ist, den Beiden ungestört allein lassen. Sie saßen in der That auch wohlgemuth beisammen, und der Medicinalrath begann dem Jugendfreunde Vorwürfe über sein Mißtrauen gegen die höheren Stände zu machen, da er ihn trotz innersten Herzensdranges habe fremd behandeln wollen. Der Braumeister erwiderte: „Kann sein, daß ich auch etwas von dem Mißtrauen bekommen habe, das alle handarbeitenden gegen die federführenden Stände haben; ich habe auch manche Erfahrung gemacht, die mich darin bestärkte. Doch, du bist treu. Bist du verheirathet?"

„Ja, ich habe meine Frau bei mir; sie ist bei der Frau des Präsidenten, die eine Landsmännin von uns ist, eine gediegene prächtige Natur, o, die wird sich auch freuen, einen Landsmann hier zu finden. Die Frauen wandern heute mit einander in den Kaufläden umher. Von allen Sehenswürdigkeiten einer Stadt sind den Frauen im Grund des Herzens doch die Putzladen die wichtigsten, und um zwei Groschen billiger einkaufen, ist ihnen höchster Triumph. Aber morgen kommen wir Beide mit den Frauen zu dir heraus. Ich seh' dir's an, du hast doch auch eine Frau?"

„Ja, und zwei Knaben, frische Pudelköpfe. Sie sind auch nach

der Stadt; wir haben morgen zu Johanni hier großes Sommerfest. Erzähle, wie erging es dir?"

„Gut, recht gut. Natürlich ist in jedem Leben noch zu wünschen übrig. Aber ich meine, es ist undankbar und sündhaft, wenn man nicht immer und vor Allem das Gute erkennt, das Einem geworden, und über das Fehlende wegsieht. Ich habe viel Glück in meinem Beruf gehabt. Er ist beschwerlich, aber ich kann auch viel Gutes wirken."

„Erinnerst du dich, wie ich dir damals, als meine Mutter noch lebte, zum Letztenmal mit der Bütte auf dem Rücken begegnete und die Hand bot?"

„Ja wohl," sagte der Medincinalrath und holte tief Athem. Er war stark genug, um sich zu halten, als ob er die Nachricht vom Tode der Mutter schon gekannt hätte; denn er wußte, wie es beim Wiedersehen nach langer Trennung doppelt schmerzlich ist, im raschen Erwecken schmerzlicher Ereignisse alte verharschte Wunden aufzureißen. Und doch konnte er sich nicht bezwingen, aus dem plötzlichen Schreck heraus zu einem andern Worte zu greifen, und wieder schalt er sich innerlich und nannte es Selbstsucht, daß er die Freude dieser Stunde nicht durchbrechen und sein volles Mitgefühl nicht bekennen wollte.

Die Beiden schwiegen eine Weile. Der Freund hatte nicht geradezu den Muth, nach dem Vater zu fragen, und der Braumeister wußte nicht recht, wie er von ihm reden sollte, und es verdroß ihn auch, daß der Freund nicht gerade mit der Sprache herausging. Die Schonung that ihm fast weher als eine Verletzung. Dennoch sagte er endlich: „Mein Vater war noch mehrere Jahre bei mir. Er saß droben auf der Schreibstube und war pünktlich in seinem Amte. Nur wenn ihn Einer gesehen, der ihn in seinen alten Verhältnissen gekannt hatte, war er wochenlang unglücklich. Es war Etwas in ihm, wie wenn ihn die Ketten der Gefangenschaft in die Seele geschnitten hätten. Meine Frau hat sich bis zu seinem letzten Augenblick das Himmelreich an ihm verdient."

Der Freund reichte dem Braumeister über den Tisch hinüber still die Hand.

Sie sprachen nun noch von Jugendgenossen und — verdorben,

gestorben, hieß es oft. Nur Wenige hatte Schicksal und eigene Willenskraft zu würdigen Zielen geführt.

„Laß uns ins Haus gehen, es wird kühl," sagte der Braumeister, „und ich sitze nicht gern im Freien. Du weißt noch von unserer letzten Turnfahrt her, ich marschire so gern und so weit als irgend Jemand, aber beim Sitzen, Essen und Trinken bin ich gern unter Dach. Komm herein in meine Stube, nimm den Präsidenten auch mit, wenn er will; den Mann habe ich schon lange lieb gehabt. Wenn nur ein Zehntel der Menschen so wäre wie Der, da wäre die Welt ein Paradies. Mir ist es jetzt, wie wenn mir immer eine innere Stimme gesagt hätte: das ist eigentlich ein alter Jugendfreund von dir, mit dem du dich in froher Jugendlust umhergetummelt hast. Und jetzt merke ich's, du bist's eigentlich gewesen, der in ihm gesteckt und mich zu ihm hingezogen hat. Ich bin sonst hier noch gar fremd, ohne Wurzel; die Leute sind mir hier zu Land zu höflich und verschliffen, man muß bei Allem, was sie sagen, zu viel Höflichkeitsrabatt abziehen. Der Präsident aber, bei dem ist's anders. Er ist der Einzige, der den Grundsatz geltend macht, daß weder die Actionäre noch die Comptoirherren das Entscheidende bei Gedeihen oder Mißrathen einer solchen Unternehmung sind, sondern wesentlich der Braumeister. Ich sage das nicht, weil ich diese Stellung habe, sondern weil es im Allgemeinen nothwendig ist, daß diese Ansicht vorwalte. Er ist auch der Erste von den Directoren gewesen, zu dem ich ein herzhaftes Zutrauen gefaßt habe, wie sie damals nach Kulmbach gekommen sind."

„Ja, das mußt du mir Alles ordentlich erzählen."

Die Drei gingen in die Stube. Hier hatte der Braumeister ein schmackhaftes Abendessen herrichten lassen, und als die Cigarren dampften, sagte der Medicinalrath: „Morgen früh, Guido, komme ich in aller Frühe zu dir heraus und da mußt du mir deine Geschichte ganz ordentlich erzählen."

„Ich erzähle dir's meinetwegen gleich," entgegnete der Braumeister, „der Herr Präsident darf Alles mit hören."

Dieser nickte und sprach dabei einige dankende Worte, und der Braumeister begann:

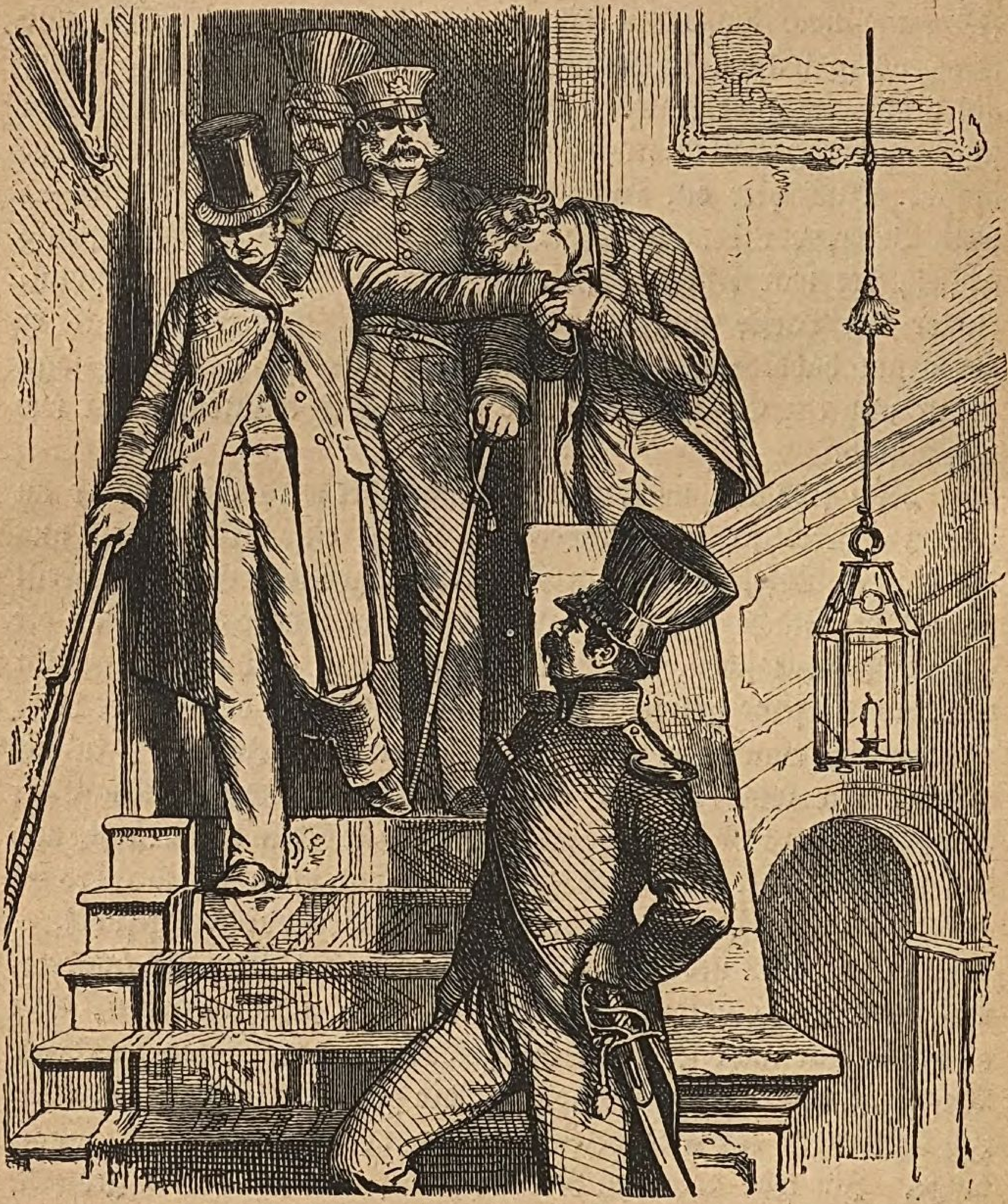
„Der Mittag — es war am 23. September — der Mittag

steht so lang ich lebe mir vor Augen. Du erinnerst dich, wir kamen zum Letztenmal aus dem Gymnasium, wir trugen unsre schweren Wörterbücher und alle die Schulbücher, die nun beseitigt waren. Ich stand noch lange mit dir an der Ecke bei der Hökerin und mir war so seltsam zu Muthe, so frei und doch wieder so bang, als könnte ich nicht heim. Ich trat ins elterliche Haus, ein Landjäger an der Hausthür fragte mich, wer ich sei. Ich eilte die Treppe hinauf. Auch hier ein Landjäger. Mein Vater war verhaftet — mein Vater, vor dem sonst die Gensdarmen rasch an den Tschako griffen, der war jetzt verhaftet. Ich höre noch, wie der Criminalrichter ihn barsch fragt, was das für ein Papier sei, das er verbrannt habe. Er antwortet ruhig: ‚Hab's dir ja schon gesagt, es ist nur ein Spaß. Ich werde dir's näher erklären, wenn wir allein sind.'

„Ich sehe ihn noch, wie er weggeführt wird und wie er an seinem Schreibtisch im Vorübergehen schnell eine Prise nimmt aus der großen Dose, darauf ein Napoleon abgebildet ist; dann greift er mit der Fläche der beiden Hände, wie er immer gethan, an die beiden Westentaschen, um sicher zu sein, daß er hüben seine Uhr und drüben seine goldne Dose bei sich hatte, und doch hat er beide nicht mehr, man hatte ihm beide abgenommen. Ich hab's in mir gespürt, wie ihm das sein muß. Er ist mir noch einmal mit der Hand über das Gesicht gefahren, wie er zur Thür hinausgeht, und hat nichts gesagt, als: ‚Geh zur Mutter und bleib' bei ihr, bis ich wiederkomme.' Und fort haben ihn die Gensdarmen geführt.

„Wir haben neben dem Amthause gewohnt. Wie viel hundertmal habe ich verhaftete Menschen ab- und zuführen sehen, aber es ist mir gar nicht in den Sinn gekommen, daß das auch anderen Leuten geschehen kann als solchen, die geringe Kleidung anhaben. Ich kann noch den Fleck bezeichnen, wo ich gestanden habe, lange, lange. Ich sehe noch den Rollstuhl, auf den mein Blick geheftet, und mir war, als spüre ich jetzt auf Einmal, wie die Erde rollt, und ich bin auf einem andern Fleck, auf einer ganz andern Welt; ich muß ein sonderbarer Mensch gewesen sein, das sehe ich jetzt erst, wenn ich zurückdenke, was Alles in mir vorgegangen — und hinter mir höre ich den Untersuchungsrichter in den Papieren

rascheln. Wie aus dem Schlafe geweckt, schrecke ich auf, wie der Beamte sagte: Gehen Sie hier weg von dem Thürpfosten,



ich muß diese Thür versiegeln. Wie sie nun das Licht löschen und ich rieche das Wachs — du weißt ja, mein Vater hat nie andere als Wachskerzen gebrannt — noch heutigen Tages, wenn ich eine Wachskerze rieche, steht das Alles lebendig vor mir. —

Aber ich will mich nicht mehr so lang bei Einzelnheiten aufhalten. Wie ich so dahinstarrte, als sähe ich in eine fremde Welt, in das Chaos vor der Schöpfung . . . Ich glaube, daß jeder Mensch einmal in seinem Leben an einem Punkt gestanden haben muß, wo ihm das Chaos erschien, Alles wüst und wirr, und der Ruf: Es werde Licht! will sich nur schwer und spät durchringen.

„Ich war wie außer der Welt.

„Ich komme auf mein Zimmer und sehe meine Bücher, da sage ich mir: Nein, das geht nicht mehr, ich kann nicht morgen da fortfahren, wo ich gestern gewesen bin, nein, ich bin ein Anderer und muß in eine ganz andere Welt . . . Und doch stecke ich meine Schulprämien schnell zu mir, wie wenn ich sie retten müßte, wie wenn sie mir helfen müßten, mich schützen vor Gefahr und Noth. Etwas aus der Zeit, da ich diese Denkmünzen fünf Jahre nach einander als Ehrenpreis heimbrachte, muthete mich an, als ich sie erfaßte. Wie da meine Eltern so glücklich waren, und ich selbst . . . ich hielt eine ganze Vergangenheit in der Hand.

„Meine Mutter war glücklicherweise gerade um diese Zeit in ihrem Geburtsort bei ihrer verwittweten Schwester. Ich saß lange auf meinem Zimmer. Niemand ruft mich zum Essen, es wird nicht gekocht, es ist Niemand da. Mein Vater hatte während der Abwesenheit der Mutter mit mir im Gasthof zum Erbprinzen gegessen. Ich will fort, ich will im Gasthof essen, denn ich spüre einen nagenden Hunger, und doch schäme ich mich und ärgere mich wieder, daß ich jetzt hungern kann. Was soll ich nun anfangen?"

„Dachtest du nicht an mich? Warum kamst du nicht zu mir?" unterbrach hier der Medicinalrath.

„Wohl dachte ich an dich und an viele Andere, aber ich war bös, ingrimmig bös auf die Anderen und auf dich. Warum kommt Niemand und schaut nach mir um? Die ganze Welt ist falsch. — So jammerte ich. Ich eile fort, hinaus aus der treulosen Stadt; meine Mutter muß doch kommen, oder ich wandere zu ihr. Als ich am Gasthof zum Erbprinzen vorüber gehe, läutet

es eben zur Tafel. Gestern stand ich noch hier mit meinem Vater, und die Officiere und Beamten glückwünschten mir, daß ich bald zur Universität abziehe.

„Ich eile fort, weinend wie ein kleines Kind, hinaus aus der Stadt, bis zum nächsten Dorf. Ich kaufe mir am ersten Bäckerladen Brod, und als dürfte ich mich nirgends niederlassen und sitzen, eile ich wieder davon. Glücklicherweise begegnet mir ein Handwerksbursch, der auch des Weges ging; er klagte, daß ihm sein Felleisen zu schwer sei, er habe auf ein Fuhrwerk warten wollen, um es aufzuladen, aber es komme Niemand, und er möchte doch noch vor Abend das Städtchen erreichen. Ich erbiete mich, ihm seinen Ranzen zu tragen, er sieht mich lächelnd an und hält das für Spott, aber ich fasse schnell in die Tragriemen und hucke den Ranzen auf, und wir wandern mit einander fürbaß. So bin ich plötzlich ein Wanderbursch geworden . . . Jetzt sitzen die anderen Tischgenossen drin im Erbprinzen beim Braten und da gehe ich hier und trage einem fremden Menschen seinen Ranzen, blos damit ich Jemand habe, mit dem ich ein Wort sprechen kann, nicht so allein bin auf der Welt. Des Generalkassiers Guido hat noch in mir aufstehen wollen, aber schwer drückt es mir die Seele, da ich denke, wo jetzt mein Vater ist, wie ganz anders er sich hin in den Erbprinzen denken muß. — —

„Ich erzähle euch das Alles so genau, ich kann natürlich nicht so fortfahren und will auch nicht; aber am Tag, da in einem Menschen eine Wandlung vorgeht, hat die ganze Welt auf Einmal einen andern Anblick.

„Es war ein einziger Tag, und an diesem einzigen Tag habe ich durchgemacht, wie es Menschen zu Muthe sein muß, die ihr Leben lang eine gewisse empfindsame, weichliche Stimmung nicht loswerden; sie erwarten Etwas von der Welt: Schonung, Mitgefühl, Theilnahme. In der Welt geht aber Jedes seinen Weg und kümmert sich nicht darum, ob in dieser Stunde Jemand gestorben oder verdorben.

„Der Wandergesell, es war ein Bierbrauer aus Thüringen, erzählte mir viel; ich hörte ihn kaum. In mir weinte es, aber äußerlich faßte ich mich bald, zumal als wir des Städtchens an=

sichtig wurden, wo meine Mutter jetzt sich aufhielt. Es war in einer Biegung des Weges, ich weiß noch den Baum, ich weiß noch den Meilenstein am Weg, wo mich der volle Jammer der Verlassenheit nochmals überkam. Aber an diesem Meilenstein ging jetzt ein anderer Mensch vorüber, ich war, ich darf es sagen, an diesem Tag zum Manne gereift, freilich erst in Gedanken und



festem Vorsatz, denn in der Ausführung stockte und zagte ich später noch oft. Aber ich war jetzt aus Schmerz und Noth neu geboren.

„In alten Zeiten hat man nach solchem Ringen, nach solcher Wandlung den alten Namen abgelegt und einen neuen gewonnen. Wir haben nichts Derartiges mehr, wir müssen ohne äußeres Zeichen in uns neu werden.

„Es lag mir schwer auf dem Herzen, wie ich das Entsetzliche meiner Mutter mittheilen sollte, denn sie konnte ja noch nichts davon wissen. Als ich aber dem Hause meiner Tante nahe war, trat mir deren Sohn, der Pfarrvikar, entgegen und theilte mir mit, daß der Untersuchungsrichter auch bei meiner Mutter gewesen sei. Man hatte vermuthet, daß sie viel Geld bei sich habe, um es auswärts unterzubringen; man hatte zwar nichts bei ihr gefunden, aber ihr Schreck war nicht minder groß. Als ich in die Stube trat, kam mir meine Mutter ruhig entgegen. Sie weinte nicht, sie jammerte nicht. Ihr Antlitz war fest und starr, und sie sagte, es sei brav und klug von mir, daß ich nicht daheim geblieben; ich müsse bei ihr bleiben, bis der Vater wieder frei sei. Sie nöthigte mich zu essen und zu trinken, und mir war's, als wenn ich von einer großen Wanderung heimkäme. Ich spürte noch den schweren Ranzen auf meinem Rücken, den ich bis vor das Stadtthor getragen hatte. Ich hatte ihn nicht mehr wirklich, aber eine Last lag noch auf mir.

„Anfangs wie zum Spiele — und da ich von Büchern gar nichts mehr wissen wollte und nicht mehr stillsitzen konnte — half ich einem Bierbrauer in der Nachbarschaft beim eben beginnenden ersten Sud, und kaum einen Monat darauf, als die Hoffnungen auf Befreiung meines Vaters immer mehr schwanden, wurde ich förmlich als Lehrling eingeschrieben. Es war gerade an dem Tag, an dem du mir begegnetest auf deiner Wanderung zur Universität. Meine Mutter wollte sich fast verzehren vor Kummer, daß ich nicht studiren sollte. Es war ihr entsetzlich, daß der Sohn eines hohen Beamten hemdärmlig über die Straße gehen und überhaupt als gewöhnlicher Handwerker erscheinen sollte."

„Deine gute Mutter hat dich immer etwas verzärtelt," schaltete hier der Medicinalrath ein.

Der Braumeister erwiderte:

„O nein, meine Mutter am wenigsten. Sie hielt aus Liebe zu mir ihre Liebe zurück. Ich hörte zufällig einmal, wie sie eine Verwandte zurechtwies, weil sie ihrem Kinde ihre Liebe zu sehr kundgab. Du machst dein Kind unglücklich, sagte sie, du entziehst ihm damit die Liebe der Menschen: das Kind wird eine Zärtlichkeit

gewohnt, die die Welt ihm nicht bieten kann, und es verlernt dadurch im Anschluß an Andere deren Liebe zu erwerben. — O, sie war eine starke Seele."

Der Braumeister hielt inne und Alles schwieg eine Weile, bis der Medicinalrath sagte:

„Es war doch wohlgethan, daß man dich allerlei Handwerksthätigkeiten spielend lernen ließ."

„Es war mehr wohlgedacht als wohlgethan. Spielend lernen! das ist ein Hauptunglück der heutigen Jugend. Arbeiten lernen ist das allein Kräftigende. Es ist darum auch ein schwerer Fehler, wenn man Kinder zum Spiel in allerlei Handwerksthätigkeiten herumnaschen läßt. Daß die Arbeit eine Pflicht, daß sie wirklich Arbeit sei und nicht blos Spiel und Vergnügen, das nimmt man ihnen. Ich hatte früher große Lust, allerlei zu besteln, aber jetzt wirklich eingespannt zu sein, von Michaeli bis Georgi ein Sud nach dem andern, und dabei ohne Frage: ist es Nacht, ist es Tag? Das ist etwas Anderes, als solche Thätigkeit blos wie einen Leckerbissen betrachten. Und jetzt entschwanden mir auch die Anmuthungen dieser Thätigkeit. Es ist etwas Anderes, mit der Brille auf der Nase einer Thätigkeit zusehen, als wenn von der Anstrengung der Athem gejagt wird. Es ist anmuthend, Betrachtungen darüber anzustellen, wie man über der Erde mit Einweichen oder Malzen der Gerste durch Feuchtigkeit, Wärme und Luft dieselbe Keimung bewirkt, die die Natur mit dem Samenkorn in der Erde zu Stande bringt; aber wende einmal das Malz auf der Darre zehn bis zwölf Stunden unausgesetzt jede Stunde, und du weißt nichts mehr davon. Fang' einmal einen Sud mit einbrechender Nacht an und sei dreißig Tage — so lange braucht das Bier von der Pfanne bis zum Mund — unausgesetzt dabei, und du verlierst den sogenannten Geist der Arbeit. Ich hatte ihn verloren oder eigentlich lange nicht gefunden, bis später, wie ich euch erzählen will. Dazu wurde ich in der Lehrzeit arg gehudelt und durfte mir's doch nicht merken lassen, daß ich's schwer empfinde. Meine Nebengesellen, besonders aber der Lehrling neben mir, der ein halb Jahr länger in der Lehre stand, behandelten mich roh und höhnisch. Sie suchten eine besondere Freude darin,

mir allerlei unterwürfige Handlangerei zuzuschieben; denn es besteht eingefleischte Mißachtung, wenn man nicht sagen will, eingewurzelter Haß der Ungebildeten gegen die Gebildeten. Ich habe das noch viel erfahren und kann euch noch weiter davon erzählen.

„Auch jetzt noch tröstete sich meine Mutter, daß das nur einstweilen Zeitvertreib für mich sei. Wenn der Vater wieder in Ehren dasteht, führen wir dich mit unsern beiden Schimmeln zur Universität! sagte sie oft und oft; und schrecklich war es ihr, wenn sie meine Hand anfühlte, die eine rauhe Haut bekommen hatte. Meine Mutter war ebenfalls die Tochter eines Beamten gewesen, und obgleich ihr Vater eines Handwerkers Sohn, so war es ihr doch himmelschreiend, daß ihr einziges Kind wieder in die Niedrigkeit — denn als solche betrachtete sie das Handwerkerleben — gestoßen würde.

„So schnell erbt sich ein wenn auch verzeihlicher Hochmuth fort. Ich war indeß, soweit es in den gegebenen Verhältnissen möglich, wohlgemuth und frischauf, und in einem uns zugereisten Sachsen gewann ich einen wohlwollenden Beschützer. Er hatte eine gewisse Achtung vor der Bildung, die ich genossen hatte, und suchte sich mancherlei Kenntnisse von mir anzueignen; aber wegen seiner Höflichkeit wurde er vielfach geneckt und gehänselt, und als er nun auch grob werden wollte wie die Anderen, übernahm er sich stets und kam dadurch in arge Händel. Besonders wollte er eine allgemeine Verschwörung dagegen anstiften, daß man nicht mehr Brauknechte, sondern Braugesellen sagen sollte. Er sah erst spät, daß man ihn auch damit verhöhnte und vor dem Meister preisgab. Er schnürte sein Bündel, als wir den letzten Aussud machten.

„Jetzt im Sommer ging es an die Böttcherarbeit. Du weißt, ich konnte sonst gut schnitzen und drechseln, aber seltsamerweise, ich bin nie ein rechter Böttcher geworden. Ich darf sagen, ich weiß, was Alles dazu gehört, aber ich konnte es nie recht ausführen und kann es noch jetzt nicht.

„Am Tage vor Pfingsten kam die Entscheidung, die meinen Vater zu zwölf Jahren Zuchthaus verurtheilte. Auf sein Bedrängen, sowie auf das des Rechtsanwaltes mußten wir ein Gnadengesuch für ihn einreichen, und anfangs Juli kam die Antwort, daß er zu sieben Jahren Arbeitshaus begnadigt sei.

„Meine Mutter ging nun mit mir zu Fuß den weiten Weg, um von ihm Abschied zu nehmen. Verwandte hatten uns ein Fuhrwerk geben wollen, aber sie lehnte es ab, sie wollte zu Fuß gehen. Eine Art selbstquälerischer Kasteiung war über sie gekommen. Mein



Vater war blaß geworden, aber unförmlich dick, und er gab mir Recht, daß ich ein Handwerk gelernt. Es sei ein Elend mit dem Beamtenthum, und wenn er frei sei, hoffte er mit mir und der Mutter auswandern zu können.

„Sieben Jahre! Sieben Jahre! rief meine Mutter, und sie sprach es aus, wie wunderlich rasch mein Vater über eine so lange

Zeit hinwegdenke und hinweg spreche. Ich kenne dich gar nicht mehr, rief sie; und in der That, mein Vater war so verändert, daß ich glaube, ich hätte ihn nicht gekannt, wenn er mir auf der Straße begegnet wäre.

„Wenn ich nur noch schnupfen dürfte, nur eine Prise Tabak," sagte er immer. „Ich meine, das Blei aus dem Hirn müßte mir auf Einmal herausgehen, wenn ich nur eine Prise nehmen könnte. Guido, bitte für mich, und wenn du bis zum König gehen mußt, daß mir der Schnupftabak erlaubt wird."

„Noch als wir weggingen, rief er uns nach: „Sorget dafür, daß mir der Schnupftabak erlaubt wird, und schicket mir dann ein Pfund von meinem Tabak! Schreibt auch an meinen Bruder Franz nach Lindau. Er wird euch in Allem helfen. Er muß."

„Wohin kommst du?" fragte meine Mutter.

„Nach der Plassenburg."

„Nicht auf die Festung?"

„Nein, es hat seine besondere Bewandtniß: ich komme auf die Plassenburg."

„Es geht Einem oft, daß ein Wort für das Ohr das ist, was für das Auge das Zücken eines Dolches; mir war's jetzt, als ob in dem Worte Plassenburg alle Bosheit und alles Elend der Welt sich eingenistet habe, und doch hatte ich es schon oft nennen gehört und von der weißen Frau auf der Plassenburg, daß dort einst die Residenz der Markgrafen von Brandenburg gewesen, in mancherlei Büchern gelesen. Auf dem Heimweg hörte ich immer nur das Wort: Plassenburg! und Niemand sprach's, und mir war's, als hätte die Sprache gar kein anderes Wort mehr und nur dieses einzige.

„Still, fast ohne ein Wort zu reden, kehrte ich mit der Mutter in unsern Aufenthaltsort zurück. Sie wickelte sich immer tiefer in ihr großes Tuch, als ob sie fröre, und doch war ein heller heißer Julitag.

„Von jenem Tag an hat meine Mutter das Thor des Städtchens nicht mehr verlassen. Sie saß meist still, nähte und strickte, und da ich nun auch bei meinem Meister die Kost erhielt, sah ich die Mutter oft ganze Tage nicht. Sie gab einigen Beamtentöchtern Musik- und Gesangunterricht, und ich sah, wie peinlich und herz-

zerreißend es ihr war, zur Lustbarkeit der Menschen zu arbeiten mit einem unaufhörlichen Wehe im Herzen. Sie ließ sich nie dazu bewegen, mich einmal im Brauhaus zu besuchen, sie sprach nie mit mir von meiner Zukunft. Es schien, als ob sie sich freiwillig eine Art Gefangenschaft auferlegt hätte, und ihre innige Liebe zu dem fernen Gefangenen sprach sich nur manchmal in den Worten aus: „Ich kann gar nicht begreifen, wie er sich so sehr verändert hat.“



„Am Abend mußte ich ihr bisweilen vorlesen. Es gab wenig Bücher, die sich dazu eigneten. Wer an einem schweren innern Kummer leidet, findet überall Beziehungen und Andeutungen zur Erweckung desselben. Ich bat meine Mutter, ihr aus den alten klassischen Schriftstellern der Griechen und Römer vorlesen zu dürfen, und sie willfahrte mir gern, so schwer ihr das anfangs auch wurde; sie wollte mich nicht ganz verbauern lassen, wie sie oft wiederholte. Merkwürdigerweise fand aber auch die Mutter bald Freude besonders an den römischen Geschichtschreibern. Es liegt eine eigene Macht in diesen Darstellungen der Alten, und eben das, daß sie mit unseren kleinen Leiden nichts gemein haben, daß sie so für sich

bestehen wie Berge und Ströme, wie Bäume und Bauten, das läßt uns bei ihnen unser selbst vergessen und uns an ihnen erquicken. Wunderbar ergriffen wurde meine Mutter, als ich einst in Tacitus' Germania ihr die Stelle las, wie der Römer von den alten Germanen berichtet: ‚Wehklagen und Thränen enden sie schnell, langsam Betrübniß und Schmerz. Frauen ziemt Trauer, Männern Andenken.' Ich mußte ihr die Stelle zweimal lesen und ich fand später einen Zettel, auf dem sie sich dieselbe abgeschrieben hatte.

„Ich könnte viel davon erzählen, wie in der kleinen Stadt zwischen zwei Schwestern sich der große Kampf aufthat, der unsere ganze Welt bewegt. Die Schwester, eine an sich gute und treuherzige Frau, wollte die Bedrückte in ihre Betstunden ziehen, die sehr eifrig in der Stadt gehalten wurden, das allein sollte Heilung für ihre Leiden geben; und als meine Mutter nicht willfahrte, nannte sie sie oft ein Weltkind und eine Heidin, die noch nicht genug gebrochen wäre.

„Die Zeit meiner Lossprechung als Lehrling rückte heran. Feierlicher konnte nicht ein griechischer Weiser einen Jüngling in die Geheimlehren einführen als der Meister that, da er mich zum Erstenmal in das innerste Heiligthum unseres Handwerks mitnahm, mich selbst das sogenannte Zeug, nämlich das Ferment geben ließ. Man hält dieses Verfahren für ein tiefes Geheimniß, und ich habe erst später erfahren, wie unklug ich that, einst die natürlichen Gesetze, die dabei obwalten, gesprächsweise zu erklären.

„Es will vielen Handwerkern eben noch nicht recht eingehen, daß es vor der Wissenschaft gar keine Geheimnisse gibt, und das Erweisen der Vorgänge aus klar erkannten Naturgesetzen ihnen nichts von ihrer stillen Weihe nimmt.

„Meine Mutter richtete mir indeß in Ruhe Alles zur Wanderschaft her, und doch hatte ich ihr geschworen, sie nicht zu verlassen, sondern als Geselle im Städtchen zu bleiben. Sie antwortete selten etwas darauf. Das Entsetzlichste für sie war, daß ich Wohlthaten empfangen sollte. Ich bemerkte seit einiger Zeit eine große Unruhe an ihr, und als ich von dem Gesellenspruch heimkam, fand ich eine vollständige neue Gewandung für mich auf dem Tisch ausgebreitet,

und seit Jahren zum Erstenmal weinte sie, fiel mir um den Hals und rief: „Nicht wahr, Guido, du lässest dir nie Etwas schenken? Zieh deinen Hut nicht ab für einen Bettelpfennig auf der Straße; hungere lieber. Es würde mich tödten, wenn ich denken müßte: du stehst in der Staubwolke, die die Räder aufwirbeln, und hältst deinen Hut Denen hin, die drin in der Kutsche sitzen."

„Seltsamerweise entzog sie mir schnell ihre Hand, als ich ihr die meine dargeboten hatte, und am Mittag, als ich bei ihr saß, faßte sie immer Alles mit der linken Hand an. „Aber Mutter, was hast du?" fragte ich. „Hast du dich an der rechten Hand verletzt?"

„Nein, nein, es ist nichts," sagte sie schnell die Hand aufhebend und mit den Fingern spielend. „Da siehst du, ich kann sie ganz gut bewegen."

„Nun, so gib mir einmal ruhig die Hand." Sie zögerte lange, und jetzt sah ich, was geschehen war: der Diamantring, den meine Mutter immer noch getragen hatte, denn er war das Brautgeschenk meines Vaters, der fehlte.

„Seit der Verhaftung meines Vaters trug meine Mutter den Ring nur noch so, daß der Reifen sichtbar war, der Diamant war immer in der Handfläche. Nun war er ganz verschwunden. Sie hatte ihn verkauft, ihr letztes Kleinod, um mir die Kleider zur Wanderung anzuschaffen.

„Ich wendete mich jetzt zum Erstenmal an den reichen Oheim in Lindau, aber zu unserm Schrecken erhielten wir die Nachricht, daß der Oheim mit Hinterlassung einer großen Schuldenlast nach Amerika entflohen sei.

„Es gelang mir, von meinem Arbeitslohn den Brautring wieder zu erwerben, und überhaupt als ich jetzt zum Erstenmal Geld für meine Arbeit in die Hand bekam, war ich überaus glücklich. Das hatte ich mir aus eigener Kraft erworben; wäre ich den Studien gefolgt, so hätte ich mich noch lange von Anderen müssen ernähren lassen.

„In diesem Winter wurde ich auch militärpflichtig, aber als einziges Kind, als sogenannter Ernährer, wurde ich frei. Der Winter, in dem ich jetzt als Geselle noch im Städtchen blieb, war für

uns Beide ein glücklicher, soweit eben da von Glück die Rede sein kann, aber die Erinnerung daran thut mir doch wohl. Meine Mutter hatte sich mit meinem Beruf ausgesöhnt, ja sie trug sich mit Planen, daß ich gewiß einmal eine reiche Bierbrauerstochter heirathe und ein großes Anwesen erwerbe, dann komme sie zu mir und erziehe mir meine Kinder. Es waren ihre letzten seligen Träumereien, denn schon von Fastnacht an begann sie zu kränkeln, und im Mai begruben wir sie. —

„Ich selber hatte die Trauerbotschaft meinem Vater verkündigen müssen, und als der Brief fort war und meine Mutter todt, da drängte es mich hin zum Vater. Aber kann man hin zu ihm? Ja, es ist ja gestattet, ihn zu besuchen, wir hatten nur das Geld nicht dazu, und meine Mutter wollte sich von Niemand was schenken lassen, lieber versagte sie sich und uns Allen den traurigen Trost.

„Ich verließ das Städchen kurz vor Pfingsten. Auf den Straßen standen überall Schränke, Stühle und Tische, die für die Festzeit gescheuert wurden, und viele Leute riefen mir noch Lebewohl zu, ich aber hörte es kaum, denn mitten in aller Wehmuth mußte ich immer wieder denken: wir hatten ehedem auch Kisten und Kasten, Bilder und Geräthe aller Art — und jetzt? Was ich auf dem Rücken habe, ist der Hausrath einer ganzen Familie.

„Jetzt war ich ein Wanderbursch, aber ich wandre nicht ziellos hinaus in die Welt. Plassenburg! Plassenburg! ruft es, und dort unten am Fuße des Berges mußt du Arbeit finden und bist deinem Vater nahe. Da ist ja Kulmbach, eine der besten Hochschulen deines Handwerks.

„Es gibt Stunden, wo es ist, als ob sich auf Einmal die ganze Welt reimte. Mußtest du gerade ein Bierbrauer werden, dein Vater dort auf der Plassenburg, und du kannst ihm nahe sein? . . .

„Es ist wunderbar, wie Vielerlei, namentlich in einem jugendlichen Herzen, neben einander Platz haben kann. Die Trauer um den Tod der Mutter, das bange Drängen hin nach dem Vater und zwischen hinein doch auch etwas von Wanderlust und Frühlingsduft. Wenn ich bei meinem eigenen Gange sechs Tritte zu gleicher Zeit gehört hätte, ich glaube, ich hätte mich nicht gewundert, so

war ich dreierlei Menschen, als ich den frischen Ranzen auf dem Rücken, draus frischbeschlagene wanderlustige Stiefel schauten, dahinzog über Berg und Thal, und plötzlich kam's über mich, daß ich noch glücklich werden könne. Ich hatte beim Abschied nicht geweint, jetzt mußte ich weinen, da es mir schwer aufs Herz fiel, daß meine Mutter todt und mein Vater gefangen — Keines von Beiden kann mit mir die freie Luft athmen. Und die Mutter hat mir's prophezeit, daß ich eine stattliche Bierbrauerstochter heimführe, und das



muß wahr werden. Wenn ich nur jetzt schon gleich wüßte, wo sie ist, wie sie ist. Jetzt bin ich so traurig und allein, und ja, jetzt könnte sie mich am besten trösten. Wer weiß, wo du jetzt still sinnend umher gehst, und du denkst vielleicht auch an den, der dir beschieden ist. Wir wissen nichts von einander, und jetzt wäre so schöne Zeit, daß wir einander glücklich machen könnten, und ich habe es jetzt besonders nöthig.

„So lag ich träumend und denkend, hoffend und zagend am Waldesrand; mein wohlgefüllter Ranzen war mein Kissen, und darin sind Strümpfe, die meine Mutter gestrickt, Hemden, die meine

Mutter genäht, und da sind ihre Gedanken mit darin und ihre gute, liebe Seele. Meinem Vater bring ich den Trauring, ein Pfund Schnupftabak kaufe ich ihm noch unterwegs, es wird sich schon Gelegenheit finden, daß ich's ihm zustecke. Und — glückselige Jugend, die aus dem Wirrwarr heraus, aus allem Wirbel von Denken und Sinnen einschlafen kann . . .

„Als ich erwachte, wo lag ich? Dort unter dem Baum, gerade gegenüber dem Meilenstein, wo ich vor zwei Jahren auch so eine Wandlung des Lebens erfahren hatte. Ich grüßte ihn, er war mir wie ein Altar geworden.

„Weiter gings in die Lande hinein. Ich betrachtete lange mein Wanderbuch: was für Wappen, was für Zeichen werden sie da hinein schreiben, und auch in dir — was wirst du nicht Alles erfahren müssen! Ist es nicht seltsam, daß ich meinen eigenen Namen und die Beschreibung meiner Person in der Tasche herum trage? Was würde ein alter Grieche, ein alter Römer dazu sagen, wenn er von solch einer Einrichtung hörte?

„Wenn man so durch die Welt dahingeht mit absonderlichen Gedanken im Kopf, da kann man leicht dazu kommen, Alles auf den Kopf zu stellen. Wie wunderlich war mir's, daß die Menschen auf den Straßen hin- und herrennen, auf den Feldern arbeiten, in Dörfern und Städten feste Wohnungen haben, und was wird am Ende daraus? Und warum plagen die Menschen einander, warum ist Alles so wirr die kurze Spanne Zeit, die man Leben nennt? O, wie viel stille Plätzchen gibt es auf der Welt, wie viel helle Thäler, wo die Menschen in Frieden glücklich sein könnten; und warum ist so viel Elend auf der Welt? . . .

„Ich kam von einer Todten und ging zu einem Gefangenen, und wenn ich vor Zeiten von fröhlicher Wanderlust gehört hatte, so war mir das jetzt nur wie ein Märchen. Aber ich schritt immer wacker vorwärts. Erinnerst du dich noch, wie unser alter Professor der Naturlehre uns erklärte, daß das Gehen des Menschen theils ein beständig aufgehaltenes Fallen, theils der Versuch sei, die Erde einzustampfen, die den auftretenden Fuß dann wieder zurückstößt, daß er sich hebt und vorwärts kommt? Ja, ja, weiter ist das Leben nichts. So träumte ich hin. Aber es sind sehr pünktliche

Traumwecker in der Welt aufgestellt, sie heißen Gensdarmen; besonders auf uns Handwerksburschen haben sie ein sorgfältiges Auge, und sie haben Recht; was soll das aberwitzige Träumen und Sinnen? Thu deine Arbeit und deine Pflicht und schlaf wohl.

„Ich hatte unter dem Nachlasse meiner Mutter einen Zettel gefunden, worauf, wie gesagt, sie einen Kernspruch des tapfern römischen Geschichtschreibers abgeschrieben hatte. Ich hatte den Zettel bei mir, und wie ich ihn las, sprach sie ihn mir und er prägte sich mir in die Seele: „Wehklagen und Thränen enden sie schnell, langsam Betrübniß und Schmerz. Frauen ziemt Trauer, Männern Andenken.“

„Ich legte den Zettel in mein Wanderbuch.

„Es war ein heißer Mittag, als ich in Kulmbach anlangte. Die ganze Stadt war so freundlich gesinnt, daß sie einen Menschen eigens dazu bestimmt hatte, damit er alle Fremden und so auch mich willkommen hieße. Am Bayreuther Thor unter den Tempelsäulen des Thorwarthauses stand dieser Priester der Gastfreundlichkeit und allgemeinen Menschenliebe, und ohne viel Redensarten fragte er mich kurz und knapp: Woher? wohin? Er empfing mein Wanderbuch, in das er einige Weihrauchwolken aus seiner Pfeife blies und dazu nickte.

„Ich fand unsre Herberge bald, und um kein Aufsehen zu erregen, fragte ich zuerst nach Arbeit um und erhielt abschlägigen Bescheid; aber das kümmerte mich wenig, ich war doch an einem Ziel und ging durch Kulmbach, als grüßte mich überall etwas Heimatliches; mir war's, als müßte da und dort aus einem Fenster eine befreundete Stimme mir zurufen, ein bekanntes Gesicht mir zunicken. Es war wie träumende Vorahnung dessen, was ich später hier erfahren sollte.

„Ich war froh, daß ich meine alte leichtmüthige Natur wieder gewonnen hatte; ich mußte meinem Vater Frische bringen und nicht weichselige Zerflossenheit. Als wollte ich nur spazieren gehen, machte ich mich auf den Weg nach der Plassenburg. Wie ich die vielen Staffeln vom untern Schloß hinansteige, da vom Rentamt aus, steht ein Bogenthor weit offen, und mitten im Thor steht ein Kind, ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren, dürftig gekleidet,

mit schlichten, lose wallenden blonden Haaren, und blaue Augen schauen auf mich herab, so blau wie die Kornblumen, die das Kind in der Hand hält. Es steht erschreckt, wie ich es plötzlich



so betrachte, wendet sich und will entfliehen; aber ich bin schon bei ihm und sage: „Schenke mir deine Blumen!" Es gibt sie und will fort, ich halte es aber und frage: „Soll ich dir auch was schenken?" Es spielt an meiner Hand. Ich trage den Trauring meiner Mutter und es sagt: „Schenk mir diesen Ring da."

„Nein, den kann ich dir nicht geben." An dem letzten Hause, das oberhalb des Rentamts steht, entfloh das Kind schnell hinein, und als ich den Burgweg, der hüben und drüben mit breiten Linden besetzt ist, hinanging und zurückschaute, sah ich das Kind, wie



es vor dem Hause stand und mir nachblickte; es hielt dabei einen Finger an den Mund gedrückt, eine Gewohnheit, die es noch heutigen Tages hat, denn Justine hat ihren klaren Verstand aus den Fingern gesogen; es hat sie Niemand eigentlich je regelrecht unterrrichtet.

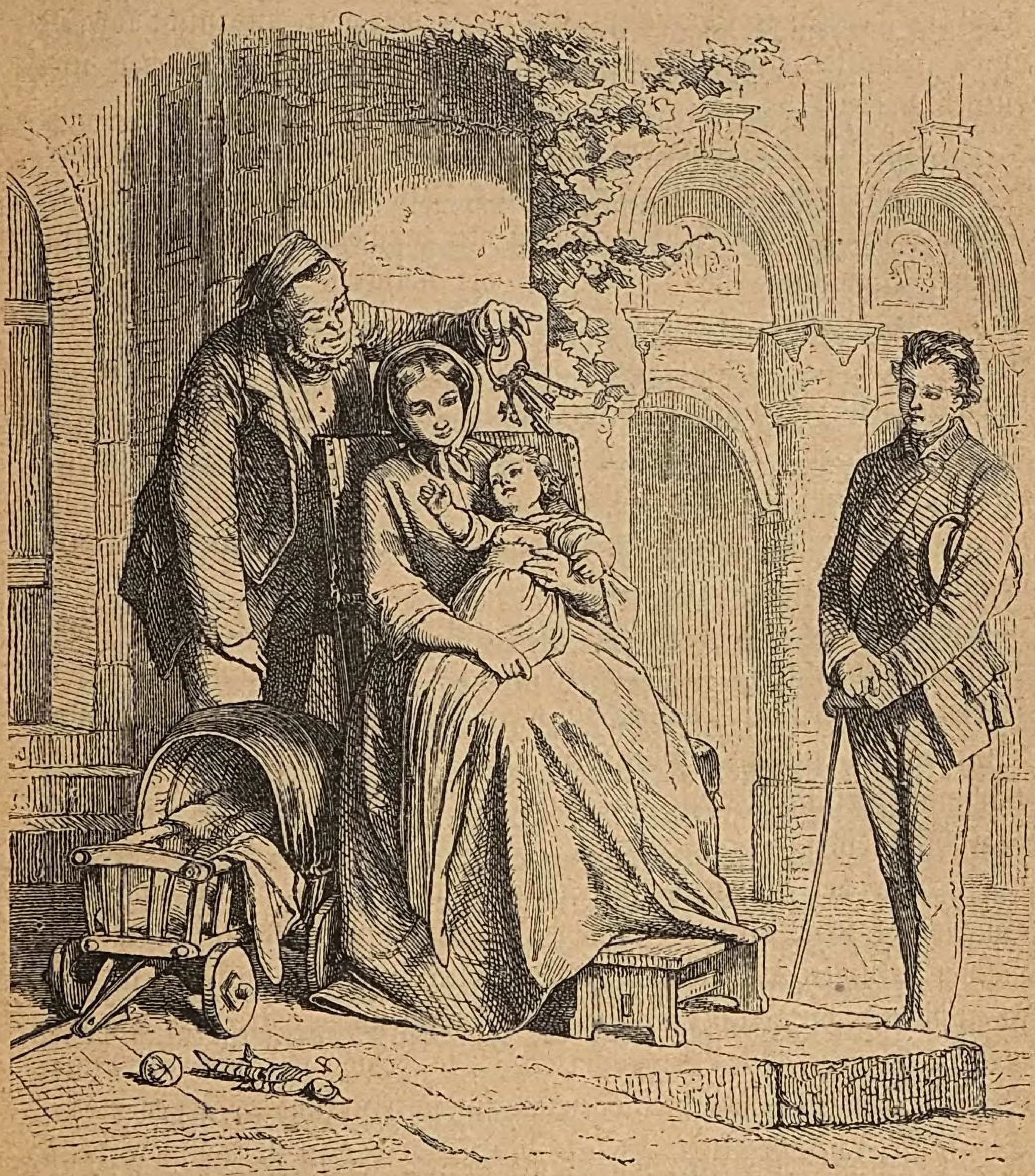
„Der Weg nach der Burg ist steil. Manchmal einzeln, manchmal paarweise kamen Soldaten herab in straffem, raschem Gang und rauchten vergnüglich. Wie muß es den Gefangenen zu Muthe sein, wenn sie die freien Menschen rauchen sehen? Aber ist es nicht in der Welt überhaupt so? Erfreuen wir uns nicht sorglos eines Genusses und denken nicht daran, wie Andere neben uns entbehren?

„Ich fühlte, welch ein Leidensgang es ist, auf dem ich war, so sehr ich mir auch einreden wollte, daß ich starken Muthes sei und sein müsse. Die Kniee wollten mir brechen, und ich setzte mich an der Wendung des Weges auf die steinerne Bank unter einer Linde mit breitem, kurzem Stamm. Wie weit und froh überschaut sich da das Wiesenthal, vom Fluß durchschnitten; denn dort bei Steinhausen vereinigen sich der rothe und der weiße Main. Und ist es nicht sehr klug ausgedacht, gerade auf eine solche Höhe mit weiter Fernsicht die Gefangenen zu setzen? Jeder Ausblick sagt: da seht ihr's, wie schön und weit die Welt ist, und ihr könnt darin gefangen sein . . .

„Ich war endlich in der Burg. Aus dem Hauptgebäude hörte ich hundertfältiges Stimmengewirre; Einige redeten an den Gitterstäben und sprachen heraus, ich weiß nicht was, Andere hörte man drinnen mit einander plaudern und streiten; sie waren, wie ich nachmals erfuhr, bereits in den Schlafsälen, denn es war nach dem Nachtessen.

„Vor der Wohnung des Inspektors saß eine Frau und hielt ein kleines Kind auf dem Arm. Ich grüßte, das Kind langte nach meinen Blumen, die ich noch unwillkürlich in der Hand hielt, ich gab sie ihm und die Frau dankte; und diese Blumen waren es, die mir meinen schweren Weg erleuchterten. Die Frau hielt mich für einen Lustreisenden, der von hier oben die schöne Aussicht genießen wolle. Sie sagte, ich solle eilen, an den Mauervorsprung zu kommen, denn die Sonne gehe schnell unter. Ich faßte den Muth und erzählte ihr, wer ich sei, und sie berichtete ihrem eben herbeikommenden Manne, was ich wünsche. Der Mann mit dem großen Schlüsselbunde in der Hand sah mich forschend an, und auch der große braune Hund, der ihm folgte, schnupperte an mir herum. Der Mann sagte kein

Wort, wendete sich zu dem Kinde und machte Musik; ja, es war die wunderlichste, die es auf der Welt geben konnte, denn er machte mit den Gefängnißschlüsseln ein Geräusch, das das Kind ergötzte ...



„Komm du jetzt mit, ich muß eilen," sagte er in vertraulichem Du zu mir; der Sohn des Sträflings und dazu noch der Handwerksbursche wurde mit Du angeredet, und — sollte man's glauben — daß der Mensch so närrisch sein kann, daß mich das in diesem

Momente kränkte? So viel vom alten Hochmuth der Studirten hatte mit Latein und Griechisch in mir Platz gefunden.

„Nimm dich zusammen," sagte der Inspektor und faßte mich ermuthigend dabei am Kinn; auch das that mir weh, und doch meinte es der Graubart gut. „Nimm dich zusammen, du wirst deinen Vater verändert finden. Und noch Eins, ich lasse dich mit ihm allein, du wirst ihm nichts geben, was er nicht haben darf. Ich vertraue deinem ehrlichen Gesicht."

„Das Pfund Schnupftabak in meiner Tasche wurde plötzlich centnerschwer. Ich zog es heraus und sagte: „Da ist ein Pfund Schnupftabak."

„Du wirst mich doch nicht bestechen wollen?"

„Nein, daran habe ich noch nie gedacht, daß man das könnte, und daß Ich das könnte. Ich will Ihnen nur ehrlich sagen, dieses habe ich meinem Vater zustecken wollen, aber weil Sie mir vertrauen, darf ich's nicht."

„Ei, ei, du närrischer Bursch, das darfst du freilich jetzt auch nicht. Laß einmal sehen; ah, das ist ganz feiner Pariser, ich werde ihn behalten, bis du wieder herauskommst."

„Ich glaubte zu merken, wie es ihm fast leid that, daß er mich durch Vertrauen gebunden hatte. Aber das war wieder nur einer meiner in der Welt heimatlosen Gedanken.

„Ich wurde viele Treppen auf und durch mehrere Arbeitssäle und Schlafsäle geführt; endlich mußte ich auf einer bedeckten Hausflur warten, und heraus kam eine dünne, entsetzlich abgehärmte Gestalt . . .

„Das Schrecklichste war, daß mein Vater immer nur über sein Elend klagte und gar nicht an die Mutter und an mich denken konnte.

„Ich erzählte ihm von dem Tabak, den ich ihm hatte bringen wollen, und der drunten beim Inspektor geblieben war. Er lachte mich aus über meine gutmüthige Dummheit: der Inspektor habe nur so gesagt, weil es eben seine Ordre sei, er habe dabei nicht anders gedacht, als ich bringe ihm, was nur möglich sei. Ich versprach dem Vater, ihm andern Tages Tabak zu bringen und überhaupt in seiner Nähe zu bleiben, ich würde nicht nachlassen,

bis ich in Kulmbach Arbeit gefunden, um ihm nahe zu sein. Er fuhr mir mit der Hand über das Gesicht und sagte:

„Das nehm' ich an, das mußt du halten. Als Vater befehle ich dir, nirgend anders in Arbeit zu treten als hier."

„War das nicht ein Glück, daß mein Vater noch seine Herrschergewohnheit über Andere behalten hatte?

„Als ich aus dem Thore heraustrat — drunten im Städtchen flimmerten die Lichter — da war mir's, wie wenn ich plötzlich aus einer ganz andern Welt auf die Erde geschleudert wäre, und die Bäume rauschten und drunten sang eine Stimme. Als ich wieder dem Hause nahe kam, wo mir das Kind begegnet war, sah ich auf dem dort liegenden Bauholze das Kind ganz zusammengekauert, und es sang in die stille Nacht hinein; es hielt inne, und jetzt in der Nacht lief es mir nicht davon. Ich führte es an der Hand nach seinem Hause. Die Mutter — es war vaterlos — saß mit einigen anderen Hausbewohnern auch vor dem Hause in der milden Sommernacht, und als ich eben berichte, daß ich hier in meinem Handwerk Arbeit suchte, erhebt sich einer der Sitzenden und sagt: „Ich meine, die Stimme kenne ich!" Er entzündet ein Streichhölzchen, leuchtet mir ins Gesicht und sagt: „Ja, ja! du bist's! Es ist doch wunderlich, wie die Menschen wieder zusammenkommen. Erinnerst du dich des Gesellen, dem du vor Jahren seinen Ranzen getragen?" Ich erkannte ihn auch wieder, und ohne ihm zu sagen, welchen Grund ich dafür habe, bat und beschwor ich ihn, mir hier Arbeit zu verschaffen. Er erklärte mir, daß er Oberbursch sei, daß ich aber jetzt hier keine Arbeit fände, die Sudzeit sei vorüber, es seien schon Viele entlassen und man halte nur die Nöthigsten, um die Böttcherarbeit zu vollführen.

„Der Oberbursch führte mich nun in die Stube und that überhaupt vor den Hausbewohnern, als ob wir alte vertraute Freunde wären. Ich ließ mir das gern gefallen. Beim Weggang begleitete er mich nach der Herberge, und jetzt zum Erstenmal spürte ich recht, was es heißt, ein Geheimniß auf der Seele haben. Ich mußte mit dem Kamaraden lustig zechen; er fragte nicht viel darnach, woher ich sei, was mir im Sinne liege. Die Welt duldet

nicht, daß man sich immer mit seinen eigenen Gedanken herumschlage, und das hat auch sein Gutes.

„In der schlaflosen Nacht mußte ich immer denken, wie viel Jahre jetzt schon mein Vater diese Glocke gehört und wie er vielleicht eben jetzt auch hinaus denkt zu mir. Am Morgen suchte ich den Oberburschen bei der Arbeit auf, er hieß Schneckenberger. Er gab mir den Rath, doch zu seinem Braumeister zu gehen, aber ihn ja streng nach altem Brauch anzusprechen, denn er sei ein Altfränkischer und zugleich noch Einer von Denen, die nicht nur flüssiges — wie man das Bier nennt — sondern auch festes Brod bereiten konnten. Er war Bierbrauer und Bäcker zugleich gewesen, wie das ehemals ständig war. Er hatte noch immer ein Vorurtheil gegen Diejenigen, die der Theilung der Arbeit angehörten und demgemäß ihre Besonderheit tiefer auffaßten. Ihr werdet später noch mehr davon hören.

„Ich ging nun hin und sagte, den Hut in der Linken, den Stock in der Rechten: „Grüß ihn Gott, Meister, Gott ehre das ehrbare Handwerk. Ich wollte den ehrsamen Meister fragen, ob er einen ehrlichen Gesellen einstellen will?" Der Meister lächelte, schüttelte aber verneinend. Er war ein untersetztes behäbiges Männchen, er hatte zwei Söhne im Geschäft, während ein Dritter bereits in Erlangen ansässig war. Der Erlanger war gerade beim Vater, und der Erlanger sagte, er wäre nicht abgeneigt, mich mitzunehmen. Ich lehnte das ab und gab vor, daß ich nothwendig in Familienangelegenheiten nach dem Norden reisen müsse und ich hätte nur vorläufig angefragt.

„Vorläufig anfragen ist bei mir nicht der Brauch," sagte der Meister barsch und fuhr zu seinem Sohne fort: „Da siehst du, wie sich jetzt die Brauknechte geberden. Fragt der Bursch vorläufig an. Ist das je erhört? Was stehst du noch da?" wendete er sich wieder an mich. „Du kannst vorläufig gehen. Vorläufig!" hörte ich noch hinter mir drein schelten. „Hat der Mensch sich nicht benommen, wie wenn er ein Amtmann wär'?"

„Ich erschrak, als ich das hörte, und eilte zu dem Oberburschen, ihm berichtend, wie übel er mir gerathen habe. Er hatte aber Recht, indem er mir entgegnete: „Laß dich das nicht grämen, der

Meister hätte dich aus Gutmüthigkeit doch nicht genommen; wenn er dich braucht, nimmt er dich, und weiter ist's vorbei."

„Ich lernte immer mehr kennen, daß das Leben nur ein strenges Kämpfen ist, und als ich mit neu eingekauftem Schnupftabak wiederum den Berg hinanging, fiel mir's schwer aufs Herz, daß



ich nun gebunden war. Was ich ehedem aus freiem Willen hatte thun wollen, war nun gezwungen; mein Vater hatte mein Versprechen angenommen, daß ich nirgends anders bleiben dürfe als hier. Ich kam mir wie gefangen vor. Ich durfte jetzt eine Zeitlang spazieren gehen in die Welt hinaus, aber ich war an den einzigen Ort gebannt, zu ihm mußte ich zurück.

„Jetzt am Tage, da ich meinen Vater wieder sah, war ich gefaßter und auch er. Ich gab ihm den Schnupftabak, er schnupfte

hastig, dann sagte er: „Das ist nichts, du hast mir nicht meinen rechten gebracht.“

„Ich habe Ihren gewöhnlichen Pariser Nro. 1 gebracht. Da steht's drauf.“

„Steht's drauf? Sie machen jetzt Alles falsch, nimm nur den Schnupftabak wieder mit, ich will ihn nicht.“

„So hatte ich das Vertrauen des Inspektors vergebens betrogen.

„Ich zog nun den Trauring der Mutter ab und gab ihn dem Vater. Er machte die Augen zu, steckte ihn an den Finger, dann zog er ihn wieder ab und sagte: „Da siehst du, er fällt mir wieder von der Hand ab, ich bin zu mager, nimm ihn nur wieder.“

„Nein behalten Sie ihn doch, wenn auch nur in der Tasche.“

„Ja, gib, nein, nimm nur. Ich bin in meiner Tasche nicht allein zu Haus. Junge, weißt du denn nicht, wo ich bin? Da ist nichts sicher, was nicht angewachsen ist. Sei froh, daß du nicht wissen kannst, was es ist, Tag und Nacht unter solchen Menschen zu sein, und sie verspotten mich noch, weil sie Alle meinen, man dünkt sich besser als sie. O Sohn! Es ist ein furchtbares Gesetz in der Welt: die Willkür wird mit Willenstod bestraft. Ich bin nicht mehr mein. Schlafengehen, Essen, Trinken, Beten, Alles muß ich nach fremdem Befehl.“ Und mit tiefem Schmerz erzählte er mir, daß man sich hier von den Aufsehern allerlei Ungerechtigkeit müsse gefallen lassen. Er habe einmal dagegen Einsprache erhoben und sei dafür in Eisen gelegt worden, und seitdem seien ihm alle Aufseher feind, denn er habe sie verklagt und habe es nun doppelt schlecht. Jetzt zum Erstenmal sah ich meinen Vater weinen. Ich erzählte, daß ich augenblicklich in Kulmbach keine Arbeit bekommen, wie aber sehr wahrscheinlich sei, daß ich im Herbst zur Sudzeit eintreten könne, und ich wollte nun unterdeß wandern, aber nirgends mich festhalten lassen, um ganz gewiß wieder in seine Nähe zu kommen.

„Er glaubte mir nicht und rief wiederholt: „Wenn du gewollst hättest, hättest du gewiß Arbeit bekommen; aber du willst mich eben auch verlassen, wie Alle auf der Welt. Geh nur, geh nur, ich will auch von dir nichts.“

„Der größte Theil des Kassendefektes, der sich bei meinem Vater fand, war dadurch entstanden, daß er dem Onkel in Lindau eine große Summe vorgestreckt: der Schuldschein darüber, das war das Papier, das er bei seiner Verhaftung verbrannt hatte.

„Er traute Niemand mehr. Es zerschnitt mir das Herz, meinen Vater so mißtrauisch und gebrochen zu sehen. Jetzt schwor ich ihm beim Andenken an die Mutter, daß ich zum Herbst wieder komme. Er wollte nichts davon wissen. Er war wie ein Kind, dem jedes Versprechen in die Zukunft eigentlich gleichgiltig ist. Nur was es jetzt in die Hand bekommt, ist ihm von Werth.

„Die Zeit, die meinem Vater zur Besprechung mit mir vergönnt gewesen, war um. Ich saß noch lange an dem Wall vor dem Gefängniß, aber ich sah nicht hinaus in die weite Landschaft, und als endlich drunten ein fröhliches Faßhämmern begann, da wachte ich auf: Es ist besser, ich ziehe in der Welt herum, ich muß noch fester werden, um meiner schweren Pflicht zu genügen. Und aus all diesem Kummer heraus kam wieder etwas von lockender Wanderlust über mich. Die Sonne schien so hell, und als ich durch die Burg hinaus ging — das Thor war offen, und durch die Wölbung hindurch sah man nichts als das verschränkte Gezweig der Bäume — da war's, als könnte man wie ein fliegender Vogel hinaus sich schwingen ins Grüne. Und jetzt im Weiterschreiten eröffnet sich ein Stück Welt hell und weit. Es muß noch kommen, daß ich mit meinem Vater hier hinausziehe. Wie wonnig wird der Tag sein!

„Am Rande des Weges sah ich jetzt das Kind wieder, das seine Ziege weiden ließ. Ich stand noch eine Weile bei ihm, und es sagte mir, daß es Justine heiße. Und fort ging ich ins Blaue hinein.

„Ich war nun gleich im Beginn meiner Wanderschaft zum Stromer geworden. Es gibt in unserm Handwerk eigentlich keine Stromer. Ja, ein Brauer als Wanderbursch gehört schon zur Seltenheit, ist eigentlich eine Ausnahme. Es mag sein, weil unser Handwerk ein bürgerlich seßhafteres ist; unsere Werkstatt ist ein ganzes Haus, von oben bis unten, und schließt sich an die stetige Landwirthschaft. Ich habe die meisten Stromer unter Schustern,

Schneidern, Drechslern und Webern gefunden! Wandern und wandern! das war nun mein Vorsatz. Ich machte einen weiten Bogen durch Thüringen, Sachsen und Brandenburg, Westphalen und den Rhein über Schwaben zurück bis wieder nach Kulmbach. Ich war aber auf dieser Reise arg herunter gekommen. Die Mahnung meiner Mutter, daß ich um alles in der Welt nur nicht betteln solle, hatte ich längst an den Schuhen abgelaufen. Ich war ein ausgepichter Fechter, und als ich im Herbst wieder am Bayreuther Thor in Kulmbach anlangte, hatte mein Wanderbuch eine Musterkarte von Siegeln aus aller Herren Ländern, und innerlich war mir auch manches Siegel der Erfahrung aufgedrückt. Aber jetzt mußte es anders werden. Ich lechzte wahrhaft nach Arbeit. Auf der Herberge traf ich den Oberburschen. Es lag etwas wie Freude in seinem Antlitz, als er mich so verwahrlost fand. Ja, es war so weit gekommen, daß ich zur Umschau für die Arbeit mir seinen Rock borgen mußte; und richtig, ich trat bei demselben Meister ein, wo er in Arbeit stand. Ich hatte bei dem Meister ein seltsames Verhör zu bestehen. Mein Wanderbuch und das daraus ersichtliche Umherziehen flößte ihm Mißtrauen ein, er wollte wissen, was ich da und da gewollt hätte. In dieser und jener Stadt ließe sich ja gar nichts für mein Handwerk erwarten. Warum hast du da und da keine Arbeit genommen? Ich mußte ein ganzes Gewebe von Lügen zusammenbringen, um mich herauszureden. Es gelang mir scheinbar, aber wie ich später erfuhr, hatte der Meister stets ein Mißtrauen gegen mich, das noch durch ein andres aufrecht erhalten und vermehrt wurde.

„Die Arbeit ward mir jetzt wieder so schwer, wie in der ersten Zeit, da ich in die Lehre getreten. Nur einmal am Abend war ich oben auf der Plassenburg gewesen und hatte durch den Inspektor meinem Vater sagen lassen, daß ich nun fest in seiner Nähe sei. Aber erst am nächsten Sonntag konnte ich ihn selbst sehen und sprechen. Er that jetzt, als ob es ihm ganz gleichgiltig wäre, daß ich in seiner Nähe bleibe. Ich ertrug das geduldig, aber ich war doppelt gebunden, denn ich hatte dem Oberburschen offen bekannt, warum ich gerade hier sein wolle. Nach der klugen Weise solcher Leute that er, als ob er das nicht nur

geahnt, sondern ganz sicher gewußt habe. Er wollte dabei zweierlei erreichen: erstlich, daß ich ihn für überaus klug halten mußte, und dann, daß er durch mein Vertrauen nicht gebunden war; er hatte ja vorher gewußt, was ich ihm jetzt mittheilte. Er versprach mir indeß volle Verschwiegenheit. Ich mußte ihm natürlich in Allem untergeben sein, denn er war nicht nur der Oberbursche, sondern kannte auch ein Geheimniß von mir. Er wußte mir's immer so darzustellen, daß ich gewiß augenblicklich fortgejagt würde, wenn man mein Verhältniß zum Alten da oben, wie er stets sagte, erführe. Ich glaubte das nun zwar nicht, aber es war mir doch im Grunde der Seele noch hart genug, daß ich als Geselle behandelt wurde und Niemand darauf achtete, was ich eigentlich war; doppelt schrecklich wäre mir's gewesen, wenn nun Jeder erfahren hätte, welch ein Flecken auf meinem Namen ruhte.

„Die beiden Söhne unsres Meisters, und von diesen besonders der jüngere, Leopold, eine äußerst wohlgemuthe, arbeitsame und glückliche Natur, gewannen mich lieb. Leopold war eines jener hochbegünstigten Wesen, die in ihren Lebensberuf mit Natursicherheit hineinwachsen. Die ganze Welt lachte ihn an und er lachte in die Welt hinein. Er sang fast immer bei der Arbeit. Bei der Faßbinderei spielte der Hammer, wie wenn er lebendig wäre in seiner Hand. Mir lachte das Herz im Leibe so oft ich ihn sah. Wir arbeiteten mit einander und an Sonntagen gingen wir Hand in Hand spazieren. Er hatte noch gar nichts erlebt, er war im Heimatsgrunde aufgewachsen und war frisch und gesund, bis ins tiefste Mark hinein. Während er mir dankte, daß ich ihn mancherlei lehrte, und mir dienen wollte, wie wenn ich der Haussohn und er ein fremder Knecht wäre, hatte ich an ihm die volle Freude einer echten Jugendfreundschaft. Dennoch theilte ich ihm von meinem schweren Schicksal nichts mit. Unser Zusammenleben war ein reiner Zufluchtsort, in den nichts von Trauer und Elend hereinkam, ich wollte mir ihn so erhalten und auch das heitere harmlose Gemüth Leopolds nicht stören. Ich war mit ihm so vollauf fröhlich, ja schwärmerisch glückselig, als ob noch nie ein Kummer in mich gedrungen wäre. Auf der Steinbank unter der Linde am Burgweg saßen wir oft halbe Nächte und plauderten

und sangen, und Leopold hatte besonders ein Lied, das auf meinen Namen gemacht schien:

„Bei der Linden
Kannst mich finden,
Bei der Linden bin ich gern.
Da wollen wir sitzen
Und schön stat (still) sein,
Und unsre Herzen
Schlagen hör'n."

Auch ein Lehrling, der ein Jude war, und darum viel von den Anderen geneckt wurde, hing an mir wie ein jüngerer Bruder, denn ich behandelte ihn mit Liebe und suchte ihm damit die weichherzige Empfindlichkeit auszutreiben. Er hielt sich nun immer zu mir, und in der Fastnacht besuchten wir seine Eltern in Bayreuth; ich wurde dort geehrt und gepflegt, daß mir's ins tiefste Herz hinein wohl that.

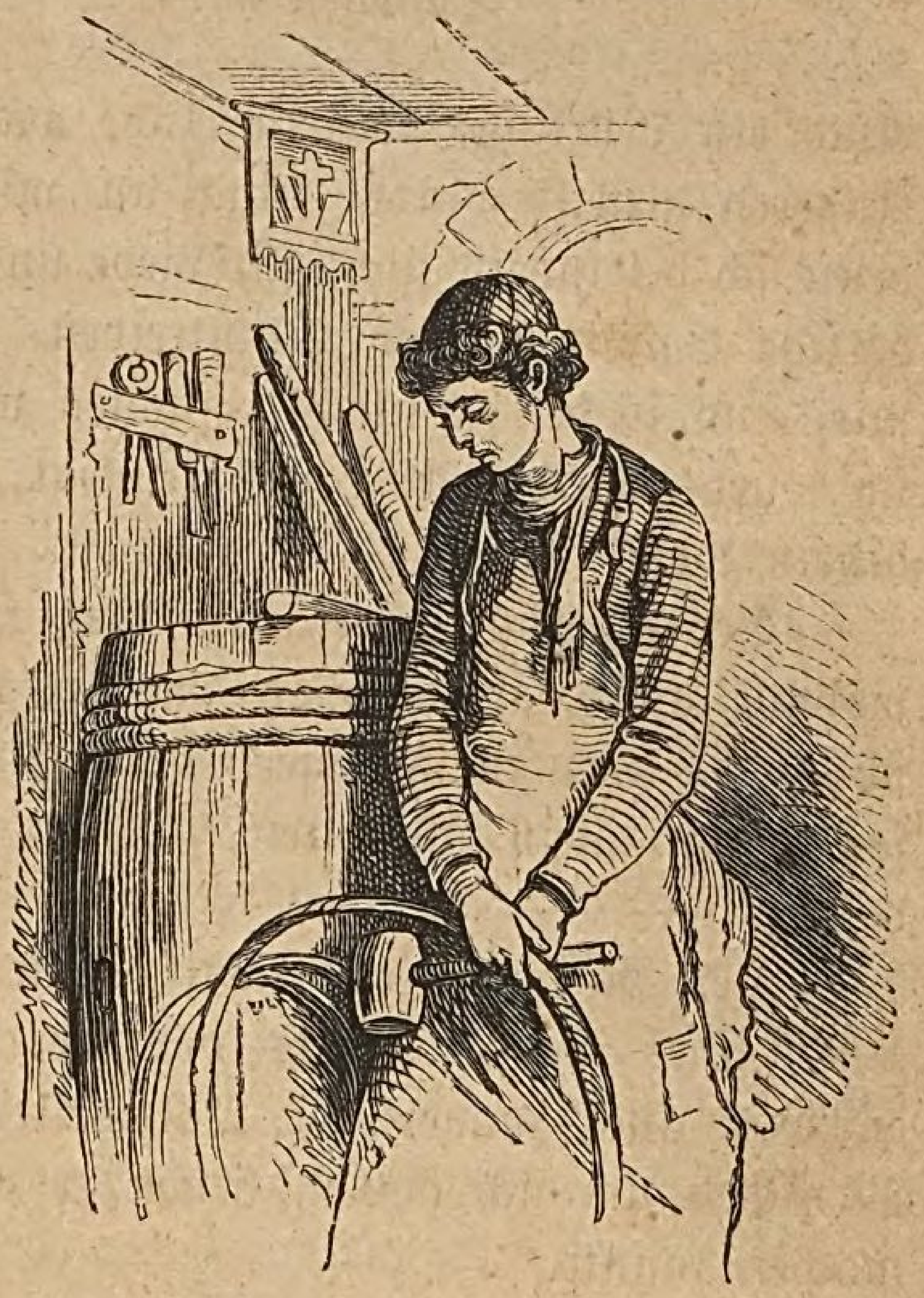
Der Oberbursche war in dem Hause, wo Justinens Mutter wohnte, ganz daheim. Ich war oft mit ihm dort, und das Kind schloß sich mir immer mehr an. Es geht mir eigen, mein Vorsatz, mich allein zu halten, gelingt mir nie, ich muß Menschen haben." — —

Der Medicinalrath schaltete hier ein:

„Das ist doch etwas von der guten Natur deines Vaters; er war auch immer der Allerweltsbeiständer, er mußte immer Menschen um sich haben, denen er rathsam beistehen und Freude machen konnte."

„Ja, ja, das ist so," nahm der Erzähler wieder auf und fuhr dann fort: „So hatte ich bald eine Gruppe von Menschen, die mir zugeneigt waren; dabei war ich auch mit allen Anderen frischauf, denn ich gewann viel neue Kenntnisse und Erfahrungen in meinem Handwerk, ja, jetzt gewann ich auch wieder oder eigentlich erst recht zum Erstenmal die Freude meines Handwerks. Beim Aufwurfeln des viergetheilten Haufens war ein Drang und Trieb, als gälte es eine Schanze zu stürmen, und es ist wunderbar, wie die anstrengende Arbeit noch immer einen Ueberschuß

von Kraft für den Uebermuth erzeugt. Am Abend wurden in unserer großen Stube noch allerlei Turnkünste geübt. Erst hier gewann ich ein Ansehen, denn ich war behend wie eine Katze und dabei besiegte ich doch einmal an Kraft unsern Goliath. Wir hatten einen Pfannenburschen, der ein wahrer Riese an Kraft war; er schaufelte immer nur mit der einen Hand und es kam ihm doch Keiner zuvor. Eines Abends nun wagte ich mit ihm ein Wettspiel. Wir knüpften ein langes Handtuch zusammen und Jeder legte sich's ums Genick, nun zogen wir an einander, Keiner regte sich von der Stelle; da gelang's mir endlich mit einem Ruck, den Gewaltigen herumzureißen. Er strengte sich mit allen Kräften an, mich zu werfen, aber es glückte ihm nicht. Ich riß ihn hin und her in der Stube, und der Riese, der bisher dafür gegolten, daß er Alles zermalmen könne, weinte vor Aerger. Acht Tage lang waren wir Beide gliedlahm, ich konnte den Kopf nicht mehr drehen, und mußte, wenn ich das wollte, mich immer ganz wenden,



und besonders im Bett war das entsetzlich; aber Keiner von uns sagte ein Wort, und von da an genoß ich einen gewissen Respekt. Arbeit! Arbeit allein war meine Lust. Ich verscheuchte alles Denken und Grübeln, und wenn ich am Abend in die Brauerei kam, sprang ich oft mit einem hohen lustigen Satz hinein, und: „Juchhe!" hieß es, „wenn es nur morgen recht viel zu arbeiten gibt." Mein Meister hat oft gesagt, und ich muß jetzt dasselbe wiederholen: in fünfzig Jahren wird man's gar nicht mehr glauben,

wie man früher arbeiten mußte. Da drüben die Dampfmaschine, die ist jetzt das eiserne Herz des ganzen Getriebes. Was die Dampfmaschine mit ihren alle Räume durchlaufenden Treibwellen thut, das war ehedem schweißvolle Händearbeit, aber sie war auch lustig. Beim Festaufmaischen wurde immer gesungen und dabei war in aller Art ein Wettkampf; es war ein kriegerischer Geist, einander zu überholen, und wer aus dem Takt kam, mußte mit Schimpf austreten. Indeß läßt sich die alte Arbeitsweise nicht mehr herstellen, und ich selber bin so glücklich, hier in unserm neuen Werk manche Arbeitserleichterung gefunden zu haben. Man muß selbst gearbeitet haben, um Mühe und Arbeit ersparende Vorrichtungen und Maschinen zu erfinden. Es ist oft nur eine Kleinigkeit, die man anzubringen hat, daß die Arbeit nicht nur leichter, sondern auch genauer gemacht wird. Doch, ich muß euch weiter erzählen.

„Die chemischen Spielereien aus meiner früheren Jugend erwachten und kamen mir inmitten der Arbeit zu statten. Leopold, der Lehrling und ich unterrichteten uns gemeinschaftlich, und ich hatte manchen Triumph, beim Sieden und Gähren die Gesetze zu zeigen. Denn das ist und bleibt: der Ungebildete beobachtet nur die einzelne Thatsache, der Gebildete allein sieht vollständig, denn er sieht die Gesetze. Auf unsern Meister paßte das Wort „altfränkisch“ in jeder Beziehung, in der guten treufesten Handhabung der Arbeit wie in der beschränkten Abwehr jeder Neuerung aus allgemeinen Grundsätzen. Die Verbesserungen, die ich mit Leopold an Bierkühle und Bierschiff anbrachte, mußten wir im Geheimen bewerkstelligen. Besonders hatte der Meister einen wahren Haß auf Alles, was von der Chemie herstammte. Er sagte immer: „Die paar Groschen Leben, die ich noch habe, will ich ausgeben, wie ich's gewohnt bin.“ Und die chemischen Ausdrücke, die er hier und da gehört hatte, gebrauchte er nur als Spottworte. Er hörte uns einst beim Ausruhen nach dem Festaufmaischen von Kohlensäure, ungelöstem Zuckergummi und Stärkemehl sprechen, und von da an nannte er mich monatelang manchmal den Kohlensauren, manchmal den Stärkegummi. Einen Thermometer, mit dem wir die so nöthige gleichbleibende Temperatur des Lagerkellers messen

wollten, durften wir vor ihm nicht sehen lassen, und er für sich hatte Recht, denn er konnte ohne jegliches Instrument die Temperatur ganz genau bezeichnen. Er ging schwer daran, aber da auch der herübergekommene Erlanger uns beistimmte, mußte er neu bauen, denn unser Bier mußte oft grüngefaßt werden, weil wir zu wenig Gährbottiche und einen zu kleinen Gährkeller hatten.

„So hatte ich ein frisches, fast heimisch angesessenes Leben, und der Meister ging sogar so weit, daß er mich manchmal in einer Art neckte, die wie Zuneigung aussah. Er hatte einst gehört, wie ich mit Leopold darüber sprach, daß Regen- und Schneewasser — weil es keine erdigen Theile hat — das beste Bier gäbe, wie aber nur der Umstand hinderlich sei, daß man es nicht massenhaft genug sammeln und auch nicht vor Fäulniß bewahren könne. Wenn es nun regnete oder schneite, sagte der Meister oft zu mir: „Du Zuckergummi, da regnet das beste Bierwasser vom Himmel." Dennoch hatte der Meister tief im Herzen immer ein Aber gegen mich, und daran war besonders Freund Schneckenberger schuld. Dieser schien es ungern zu sehen, daß ich mit den Meistersöhnen so gut stand, ja sogar, daß ich im Frühling mit ihnen und mit der Tochter des Hauses nach der Plassenburg spazieren ging; droben ist nämlich ein gutes Wirthshaus, und die Menschen, die in der Nähe leben, denken nicht mehr daran, was es ist, sich da zu vergnügen, wo nebenan Gefangene sitzen. Es wurde viel gesungen und ich selbst sang mit, so hell und laut als ich konnte; mein Vater sollte uns hören, denn er hatte mir merkwürdigerweise oft geklagt, daß er eine tiefe Sehnsucht nach Musik habe. „Wenn ich nur Musik hören könnte, Musik, schönen Gesang; ich spür's, das wäre ein Bad für meine Seele, aus dem ich frisch gestärkt hervorginge."

„So sang ich ihm nun mit den Anderen.

„Der Oberbursche hatte ein Auge auf die Meisterstochter geworfen und glaubte sein Ziel am besten zu erreichen, indem er sich zum Liebling des Meisters machte. Reinlichkeit ist natürlich das erste Erforderniß bei unserm Handwerk, denn jede Unreinlichkeit in Faß, Pfanne und Darrboden führt einen Gährungsstoff mit sich. Der Alte war in Handhabung der Sauberkeit peinlich genau und hatte dabei auch allerlei Grillen; denn, wie schon gesagt, wo Kunst-

griffe sich ansetzen, setzen sich auch Grillen an. Mir dagegen lag das Grundmäßige, die Ursache, viel näher, und ich suchte daher einmal dem Meister die strenge Handhabung seiner Kunstgriffe ab-



zustreiten, indem ich ihm darlegte, was dabei einen Grund habe und was nicht. Er schüttelte den Kopf. Nun aber war er ganz fertig mit mir. Ich war in seinen Augen ein Taugenichts. Dazu kam, daß bald im Städtchen bekannt wurde, ich sei vormals ein Student gewesen, und während ich wohl sah, daß mich viele Leute

darum besonders betrachteten, kam ich bei meinen Handwerksgenossen wie bei dem Meister dadurch nur noch mehr in ein Mißverhältniß.

„Der Meister stimmte darin mit den Gesellen überein und machte sich's eben so wenig klar wie diese, daß die Bildung eigentlich nur besondere Fertigkeit zu allerlei Schelmereien sei. Und da ich im Gefühle dessen, was durch meinen Vater auf mir lastete, immer etwas Scheues und Zaghaftes hatte, so galt das dem Meister für Duckmäuserei. Der Oberbursche war und blieb sein Liebling, denn er benahm sich zutraulich, offen und gradaus. Der Meister ging immer umher, überall, den ganzen Tag. Keiner wußte, wann er ihn überraschte, und dadurch war allzeit unausgesetzte Aufmerksamkeit; aber auch die Arbeit selbst hat in sich etwas Mahnendes, das nicht lässig werden läßt.

„Der Oberbursche mußte indeß doch ein eignes Merkzeichen haben, wann der Meister um den Weg war, und wenn er uns Burschen und den Lehrling tüchtig ausschimpfte, konnten wir sicher sein, daß der Meister in der Nähe lausche; denn dann that es der Oberbursche jedesmal bei der geringsten Veranlassung, um sich vor dem Meister recht als gut Kind hinzustellen. Trotzdem Schneckenberger ein so unwirscher Geselle war, standen wir doch in einem zutraulichen Verhältniß. Er war einer jener Menschen, die sich immer gewaltsam anstrengen, sich irgendwo festzusetzen, aber nie dazu kommen. Ich hatte eigentlich Mitleid mit ihm, aber natürlich durfte ich ihm das nie sagen: und daß ich mir viel von ihm gefallen ließ, nahm er einfach als Anerkenntniß seiner Herrschaft. Dadurch, daß es nun offenkundig geworden, ich hätte studirt, bekam ich Gelegenheit, die kleine Justine, die immer mehr heranwuchs, zu unterrichten, und ich brachte den größten Theil meiner Abende und Sonntage in jenem letzten Häuschen vor der Plassenburg zu.

Meinem Vater konnte ich eigentlich wenig mehr leisten, als daß ich ihm das Gefühl gab, in seiner Nähe zu sein, und er sagte in seiner Vergrämung oft, es sei eigentlich nicht nöthig, daß ich in Kulmbach bleibe, ja, es thue ihm eigentlich nur weh, wenn er immer wieder sehe, daß es Menschen gebe, die frei herumlaufen dürfen. Mein Vater verbitterte sich sein hartes Leben noch durch den steten

Kampf gegen die Aufseher, und er war nahe daran, mich zu verfluchen, als ich ihm vorhielt, wie diese Männer ein nicht minder elendes und gefangenes Leben führen als Diejenigen, die sie beaufsichtigen.

„Ich ertrug Alles in Geduld und dazu war ich auch in meinen Verhältnissen so festgewachsen, daß von Fortgehen bei mir keine Rede war. Dennoch wäre es ohne Dazwischentreten meines Leopold fast einmal plötzlich dazu gekommen. Ohne viel weiter darüber nachzudenken, hatte ich der Mutter Justinens oftmals einen Kübel voll ausgepreßtes Malz zu Viehfütterung gegeben. Eine besondere Freude hatte sie, wenn ich ihr von dem Braunmalz gab, das man auf der Trommel brennt und mit dem man dem Braunbier die Farbe gibt; sie aß oft ganze Hände voll davon und knarfelte dabei so lustig. Sie wußte aber auch von diesem Braunmalz einen guten Kaffee zu bereiten, und ich weiß nicht, woher sie das Wort hatte, aber sie sagte immer: „Der schmeckt so gut wie der arabische Kaffee und ist noch nahrhafter!" Im zweiten Sommer, als wir in verschiedene Fässer neue Borde eingezogen hatten und sie eben an mir mit einem leeren Tragkorbe vorüberging, erlaubte ich ihr, die alten Borde, es waren höchstens 15—20, und zwar geringere Bodenbretter, mitzunehmen. Da kam der Alte dazu und er wollte mich augenblicklich fortschicken. Nur dem Dazwischentreten Leopolds und meinem eigenen freimüthigen Bekenntniß: daß ich sehe, ich hätte Unrecht, gelang es, seinen Zorn zu stillen.

„Der Alte zwinkerte mißtrauisch mit den Augen, als er mich meinen Fehler so offen bekennen sah; er wollte das anfangs für ausgelernte Schelmerei nehmen, aber er sah meine tiefe Reue und gab nach. Er konnte nicht ahnen, was mir plötzlich so tief aufs Gewissen fiel. Hatte nicht mein Vater in der Lust zu schenken und Anderen zu helfen mit Anvertrautem so leicht hantiert, daß er zuletzt ins Verbrechen versank? Steckt nicht auch in dir etwas von diesem rücksichtslosen Umspringen mit fremdem Gut?

„Ich war nahe daran, vor dem Meister in die Kniee zu sinken und ihm Alles zu bekennen, was in mir vorging, aber ich war doch nun schon weltklug genug, es als unstatthaft zu verwerfen; das war weder der rechte Mann für solche Beichte, noch taugt diese überhaupt etwas. Je mehr man in Selbstanklage sein

Innerstes bekennt und die Grundursachen herauskehrt, um so geringer halten Einen die Menschen und dünken sich Wunder wie groß und tugendhaft, weil sie selber nie so tief hineingesunken. Ich fügte daher nur einfach hinzu: „Meister, Ihr habt Recht, es soll nicht mehr geschehen.“ Und dabei verblieb's. Der Meister sagte fortan nie mehr ein Scherzwort zu mir.

„Es war im Frühling, die Tochter des Hauses war Braut



geworden und der Oberbursche ging immer mehr umher, als brenne ihm der Kopf. Er sprach tagtäglich davon, daß er aufkündigen und davongehen wolle, aber er konnte nicht fort. Es wurmte ihn offenbar, daß ich dann zum Oberburschen aufsteigen würde und überhaupt, daß Alles hier lustig sei, während er wieder in die Welt hinaus müsse. Es ging etwas in ihm vor, was ihn mir unheimlich machte, und jeden Morgen war ich froh, wenn ich hörte, daß in der Nacht nichts vorgefallen war, kein Mord, kein Brand; ich fürchtete immer. Droben, wo Justine wohnte,

schimpfte und fluchte der Oberbursche über die ganze Welt, und wenn er zum Meister kam, that er wieder geschmeidig und unterwürfig. Ich erfuhr erst später, daß er mich immer beim Meister angeklagt, denn er hatte längere Zeit geglaubt, die Meisterstochter neige sich mir zu. Ich suchte ihn jetzt in allerlei Weise zu mäßigen, aber er sagte mir einmal: „Sei still, du kohlensaurer Sträflingssohn. Du bist undankbar und hast kein Vertrauen zu mir. Warum lehrst du den Leopold und den Lehrling Alles?"

„Was denn?"

„Der Lehrling sagt: Du wüßtest ein Mittel, wie man mit leichter Mühe dem Bier den Tod gibt. Sag', was ist das?"

„Ich wollte ihm ausreden, daß ich etwas Derartiges wisse, daß es überhaupt etwas Derartiges gebe, aber er blieb fest und schwor zuletzt, auch mir kein Vertrauen zu bewahren, wenn ich ihm kein Vertrauen schenke. Ich war eitel und albern und schwach genug — denn Alles wirkte mit — ihm das Mittel anzugeben. Jedes Bier wird sauer, wenn man es neu in Gährung bringt. Das kann man einfach damit machen, wenn man die Krume eines stark gesäuerten Schwarzbrods in das Faß wirft, und das ganz schnell, wenn man das Brod vorher in Essig taucht und den Essig darin trocknen läßt. Ich erschrak vor mir selbst, als ich ihm dies Mittel genannt. Ich hatte bisher dem Oberburschen nur halb vertraut; erst in dieser Minute erschien er mir völlig alles Schlechten fähig, und doch gab ich ihm eben in dieser Minute eine Waffe, gab dem Meuchelmörder ein Gift. Ich suchte mir die Angst auszureden, aber ich wurde sie nicht los; ich hatte einen Verrath begangen, ein Geheimniß in unreine Hände gelegt. Und ich war doch nicht sicher, daß er mich nicht verrieth. Warum sollte er nicht, da ich die Wissenschaft verrieth?

„Es gibt auch in der Freundschaft einen sündhaften Verkehr, und besonders darin, daß man immer wieder sich und dem Andern einredet, man sei gut und vertrauensvoll mit einander, und es ist doch nicht so. Ich galt als der Freund Schneckenbergers und war's gewissermaßen auch, und doch war ich's nie recht. Ich hatte kein volles Vertrauen zu ihm, und jetzt rächte sich die Halbheit und die Lüge. Ich hatte ihm nicht nur meine eigenen Verhältnisse, sondern auch eine Zerstörungskraft in die Hand gegeben, und doch

vertraute ich ihm nicht und glaubte nicht an ihn. Und wieder wollte ich mich beruhigen, der Oberbursche hatte mich ja ausgelacht, als ich ihm das Mittel angab, und dabei gesagt, daß ihm das schon lange bekannt sei, er habe geglaubt, ich wisse ganz Anderes, das sei ja jedem Kind bekannt; aber ich konnte doch eine Bangigkeit nicht los werden. Ich ging nun wochenlang immer wie zitternd umher; ich wollte dem Meister erklären, wer ich sei, um es dem Oberburschen nicht zu lassen, daß er mich nach Belieben verunehre; aber ich kam immer nicht dazu. Hätte ich nur geahnt, daß ich durch dies Zögern neues Mißtrauen auf mich lenke; aber wer kann sich das vorstellen? Mein Leopold fragte mich oft, warum ich so traurig sei, ob es wohl wahr sei, daß ich die fünfzehnjährige Justine liebe, die nun als Magd bei der Schwester unseres Lehrlings in Bayreuth in Dienst getreten war. Ich wich seinem Drängen aus. Allerdings that mir die Entfernung des Kindes weh, aber ich wußte sie wohl versorgt, denn ich hatte sie den Eltern unseres Lehrlings empfohlen; und zum Dank für meine Freundschaft gegen den Lehrling hatten sie sie in Dienst genommen und behandelten sie gewiß gut. Ich war nahe daran, Leopold zu sagen, wo mein Vater sei, aber ich brachte es nicht über die Lippen, und so lebte ich dahin bis zum zweiten Vorabend vor der Hochzeit der Meisterstochter.

„Ich war oben bei der Mutter Justinens, da stand plötzlich der Meister und sein ältester Sohn mit einem Korb vor mir. „Wir sind auf deine Schelmereien gekommen!" sagte der Meister heftig, „wir haben das Nest ausgehoben. Da schau! Hier im Haus, wo du deinen Aufenthalt hast, hier hat sich endlich gefunden, was abhanden gekommen ist; und kein Teufel hat gewußt wie. Ja, ja, wo man die Borde hinschenkt, da müssen auch die Hahnen nach!" Und der Sohn rückte einen Korb voll Messinghahnen herein, die uns allerdings seit geraumer Zeit abhanden gekommen waren.

„Was geht das mich an?" fragte ich.

„Das wirst du vor dem Gericht erfahren, du ungelöster Zuckergummi!" sagte der älteste Sohn. Der Meister aber gebot ihm Stille und sagte: „Laßt mich mit ihm, die paar Groschen Leben, die ich noch habe, will ich nicht vor den Gerichten verzetteln. Komm her zu mir, du saubres Früchtel, du kannst ja so leicht

bekennen, es hat sich ja gezeigt damals bei den Borden. Sag' gradaus. Nein, du kannst nicht. Weg da ihr Anderen von mir, ich will ihn selber richten." Er warf einen Stuhl um, knackte einen Fuß ab und rief dabei: „Du sollst's von mir kriegen, dann kannst du übers Feld springen!" Er stürzte auf mich los und faßte mich an der Brust.

„Ich kann nicht mehr sagen, was da über mich kam — ich sollte als Dieb gezüchtigt werden. Ich hielt dem Meister die Hand fest und sagte: „Herr Meister! Wenn ich Strafe verdiene, so wäre



es ganz recht, ganz natürlich, und ich würde nichts dagegen einwenden, daß Ihr mir sie gebt, Meister. Aber nicht der Richter gibt die Prügel, sondern ein Anderer; der Richter muß ruhig urtheilen können, nicht in Leidenschaft stehen, die blind macht, darum sind Richter in die Welt gestellt und wieder —"

„Wie es scheint, hast du schon dein Theil damit zu thun gehabt!" rief der Meister schäumend vor Wuth.

„Ja, das habe ich leider Gottes und mehr und schwerer als Ihr denken könnt. Ich bin härter gestraft, als Gesetze, als Ketten und Prügel strafen können. Wißt Ihr, wer da oben ist?"

„Du weißt es nicht! Du weißt nicht, daß ein Gott im Himmel ist.“

„Ich meine es anders, ich will Euch noch mehr sagen, worüber Ihr erschrecken werdet.“

„Ja, sag', gesteh' Alles, was hast du sonst noch?“

„Da droben auf der Plassenburg sitzt mein Vater nun schon fünf lange schwere Jahre, und ich bin da, um ihm nahe zu sein.“

„Das weiß ich schon lang, drum hab' ich geglaubt, du seiest doppelt ehrlich. Aber ich seh', du holst dir da oben den Unterricht, wie man am besten stiehlt und raubt und scheinheilig thut.“

„Herr Meister, so wahr möge Gott Euch das Gute lohnen, das Ihr gethan, so wahr das ist, was ich zu Euch spreche: Ich bin unschuldig an diesem da. Ich weiß nichts davon; aber ich sehe, der Verdacht liegt auf mir, ich weiß ihn nicht abzuwälzen, ich will ihn auf Niemand laden, der mit mir hier im Hause aus- und eingeht.“

„Für den werd' ich auch schon sorgen.“

„Meister, so bitt' ich um Eins, es wird eine Zeit kommen, wo ich's fordern kann, jetzt muß ich's noch bitten, so bitt' ich: entlaßt mich.“

„Und du meinst, das wäre genug?“

„Es ist mehr als die härteste Strafe, die mir werden kann. Bedenkt, ich bin meinem Vater nahe, ich habe Alles auf mich genommen, um ihm Trost zu bringen. Wir sind allein auf der ganzen Welt, und nun werde ich hinausgestoßen, selber mit einem Flecken auf meiner Ehre, kann meinem Vater nichts mehr sein und bin mir selber nichts mehr. Jeder Schritt, den ich gehe, ist schwerer, als wenn ich Eisen an den Füßen hätte, und, Meister, so möge Gott mich in der Ewigkeit verdammen, wenn ich jetzt schuldig bin.“

„Es muß etwas in meinen Worten gewesen sein, was den Meister bewältigte, denn er sagte: „Laßt ihn gehen, kommt mit, und du komm morgen früh zu mir und hol' dir dein Wanderbuch; aber laß dich nicht mehr im Brauhaus und in keinem Keller mehr antreffen.“

„Warum?“

„Weil das bei uns Altfränkischen so der Brauch ist. Wirst

du in einem Keller getroffen, lasse ich dich gleich einspunden. Geh' 'nauf und schlaf' bei deinem Vater."

„Da saß ich nun. Aber es ist jetzt keine Zeit mehr zum Brüten, ich will noch hinauf und von meinem Vater Abschied nehmen, denn morgen am Tage kann ich mich hier nirgends mehr sehen lassen. Mir bangte davor, meinem Vater Alles zu sagen. Als ich hinaustrete, reißt mich ein Wirbelwind fast um, der Wind jagt ein Gewitter vor sich her, und jetzt brüllt der Donner und Blitze zucken und beleuchten rasch das weite Thal, die Burg, die Stadt; und dann ist wieder Alles doppelt dunkel und finster. Die alten Linden am Wege rauschen und sausen und übergießen den Weg und mich selbst mit ihren unaufgebrochenen Blüthen, und mir ist's, als ob es Schwefel regnete, und ein Ast knackt von der Linde an der Steinbank und fällt gerade neben mir nieder und reißt mich um. Ich richte mich auf, mir wirbelt's und jetzt rauscht ein gewaltiges Schloßenwetter nieder. Das war das rechte Wetter für mich. Wie muß den Gefangenen dort solch ein Wetter sein, wenn sie jetzt erwachen und hören es draußen rasen und sie selber sind gefangen. Das ist das rechte Wetter, in dem der Sohn, der für einen Dieb gilt, von dem gefangenen Vater Abschied nimmt. Und wieder — so tief war ich doch ins Handwerk eingewachsen — mitten in Allem fiel mir jetzt ein, daß wir Schenkbier auf Gährung hatten; das kann jetzt beim Gewitter durch Elektricität der Luft umschlagen.

„Ich war den Berg hinangegangen bis zum Thor der Burg und hätte doch vorher wissen können, was ich jetzt von der Wache erfuhr: daß Niemand mehr eingelassen werde und ich jetzt meinen Vater nicht sprechen könne. Ich nahm mir vor, vom nächsten Orte zu schreiben, wo ich morgen Halt mache.

„Als ich durch und durch naß in der Herberge ankam, traf ich hier den Oberburschen und den Lehrling, die auf mich warteten. Der Lehrling weinte fast, als er mich sah, er wollte meine Hand gar nicht loslassen. Der Oberbursche aber sagte: „Du gehörst gar nicht daher, ich habe mit Dem allein zu reden." Der Lehrling mußte fort. Der Oberbursche lachte mich aus, als ich dem Lehrling noch nachrief, ob er den Luftzugang zu unserm Sommerbier bei dem Gewitter gehörig abgeschlossen habe und ihm em=

pfahl, nochmals nachzusehen. Der Lehrling versprach, mir andern Tages das Geleite zu geben. Nun ließ der Oberbursche Branntwein bringen und that's nicht anders, ich mußte trinken, daß ich mich erwärme, und er selber trank übermäßig und sagte: die Hahnen seien von dem Meister hergeschafft worden, um auf gute Manier uns beide Gesellen jetzt, wo es wenig zu thun gebe, aus Lohn und Brod zu bringen; denn er sehe schon, auch er müsse fort, aber er glaube, daß die Greifenwirthin in Bayreuth, die diesen Sommer des Vaters Bier ausschenke, viel Musik haben müsse. Ich fragte ihn, was er meine, er aber sagte: „Denk' ans Sprüchwort.“ Ich verstand ihn nicht. Es gibt Zustände und Stunden, wo uns alles Denken genommen ist.

„In dieser Nacht habe ich schwer gerungen mit allen finsteren Geistern. Der Trotz gegen die Welt, gegen diese tugendstolze, erbärmliche, rüttelte mich auf. Ich war in Empörung gegen Alles, ja ich wäre jetzt gern ein Verbrecher geworden. Feindlich im ewigen Kampfe mit der Welt stehen, rauben und vernichten, wo man vermag, das dünkte mir ein Labsal. Sie haben mir das Herz abgekränkt, mich unschuldig hinausgestoßen. — Wenn ich nur Rache nehmen könnte, und sei es, daß ich dabei selbst zu Grunde ginge.

„So warf es mich hin und her die lange schwere Nacht, und als ich aus einem schweren Traum erwachte, war mir's, als hörte ich noch die Stimme meiner Mutter. Sie rief: „Guido,“ und legte ihre Hand auf meine Schulter; ich wendete mich um und wollte sie fassen. Ich war allein, aber ich war erlöst.

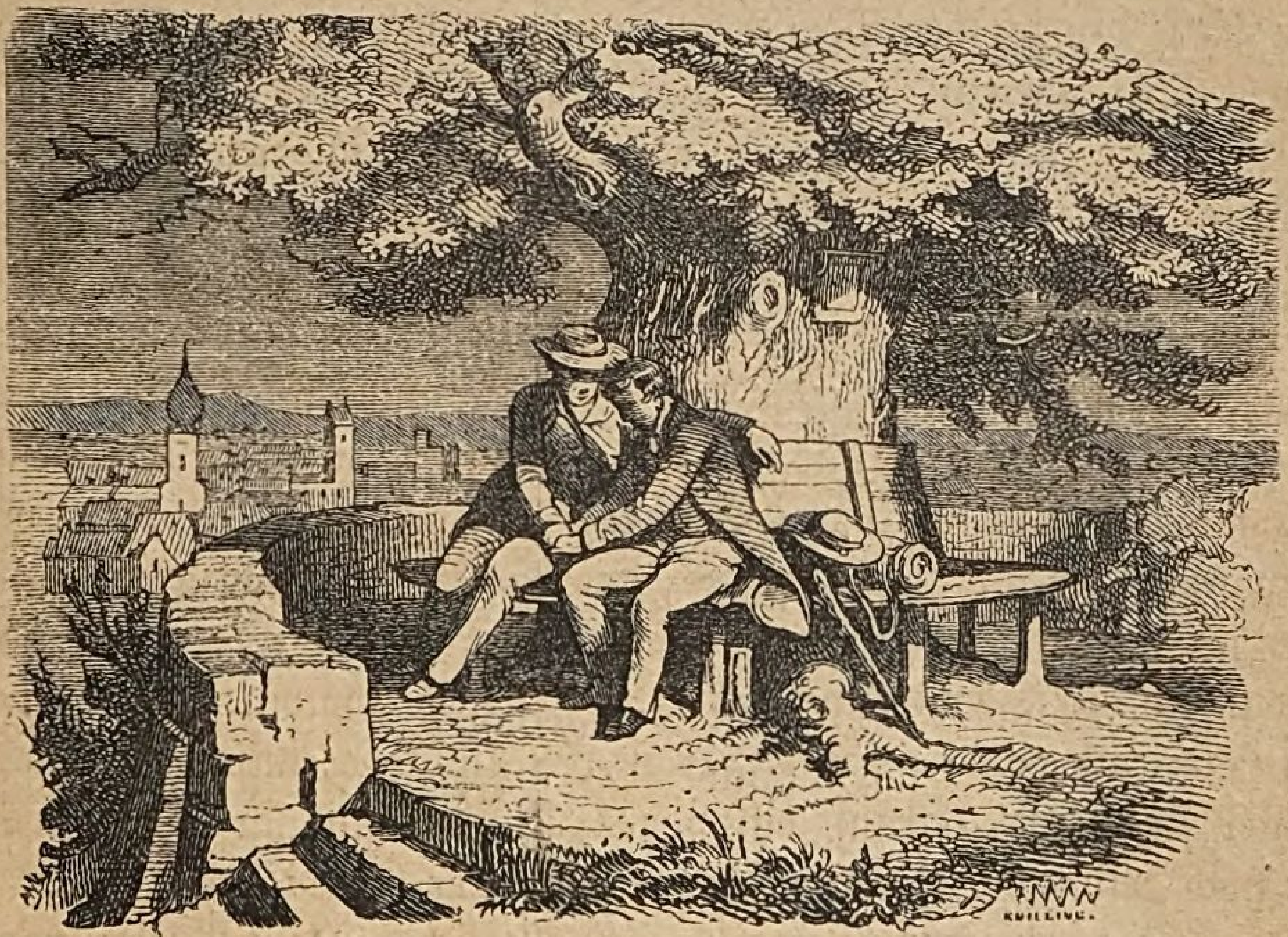
„Am Morgen brachte mir der Lehrling mein Wanderbuch und sagte: Leopold habe es beim Vater dahin gebracht, daß er mir nicht ins Wanderbuch geschrieben habe, warum ich entlassen werde. Aber es sei ihm vom Vater verboten, mich nochmals zu sehen. Er half mir nun beim Einpacken und trug mir den Ranzen zum Thor hinaus, still neben mir hergehend. Erst draußen vor der Stadt begann er immerfort zu klagen, daß er noch kein eigenes Brauhaus habe; ich sollte nur sehen, daß ich einstweilen unterkäme, er werde bald ein Brauhaus haben, dann nähme er mich und wir wollten mit einander leben wie Brüder.

„Die Treuherzigkeit des wackern Jungen that mir wohl, ich hatte

doch was Gutes gethan da drin im Städtchen, und ich bat ihn, Justine von mir zu grüßen und ihr zu sagen, daß Alles noch gut werde; die Unschuld werde schon an den Tag kommen. Ich bat ihn noch, auch zu meinem Vater zu gehen und ihm zu sagen, daß ich vom nächsten Ort aus schreiben werde, vielleicht heute noch. Nun war ich allein und jetzt mußte ich wandern. Ich trug eine Last, die schwer drückte, ich war mit Unehre ausgestoßen und ich konnte mich doch zurückdenken, was man in diesem und in jenem Hause, wo man sich mir freundlich zugewendet, von mir sprechen müsse, und bald bin ich den Menschen da drin nichts als ein Schall, der schnell verklungen ist. Und neu ging mir's auf, wie viele Menschen mein waren, und wie viele nun auch durch mich traurig und unglücklich wurden. Vor Allem wehe that es mir um meinen Leopold, der hatte mich so brüderlich geliebt, er war so arglos und frisch gewesen, und jetzt . . . Es gibt Erfahrungen, durch die ein Gemüth noch schneller versäuert wird und umschlägt, als Bier durch eine Brodkrume. Und wie ich so fortwandere und darüber denke, wie mein Unglück auch das Leopolds geworden, wie ich es zu verantworten habe, daß durch mich eine Seele verdorben wurde, und wie ich mich jetzt hineindenke in das Städtchen und Leopold in Gedanken auf Schritt und Tritt begleite, da kommt ein Fuhrwerk mit Hausrath daher gefahren, es ist die Aussteuer unserer Meisterstochter und vorn darauf ein neues Faß, zierlich geschnitzt, wozu ich noch selbst die Zeichnung gemacht. Der Knecht kennt mich, er ruft mich an, ob ich nicht mitfahren wolle, ich winke still verneinend, und jetzt plötzlich fällt mir ein, was der Oberbursch gesagt: die neue Greifenwirthin werde viel Musik haben müssen; ja das ist's, was er gestern gemeint. Wo sauer Bier ist, da muß man Musik machen. Gewiß, er will dem Bier den Tod geben. Ich kehre um, ich muß, ich rette unsere Arbeit und zugleich das helle Gemüth Leopolds. Der Oberbursche weiß das Mittel, ich bin Schuld, wenn er die grausame That vollzieht. Ich kehrte um und ging dann wieder vorwärts, bald hin bald her. Ich wußte kaum mehr, welches der Weg nach Kulmbach und welches der in die weite Welt hinaus war, so schwirrte mir Alles; aber ich war fest entschlossen, umzukehren und Leopold zu warnen und ihn und unsere Arbeit

zu retten. Im Dorfe wartete ich bis es Nacht geworden, dann ließ ich meinen Ranzen bei den Wirthsleuten liegen, füllte meine Feldflasche mit Branntwein und kaufte mir einen Laib Brod, den ich in Stücke zerschnitt und in meine Taschen steckte. Ich wußte noch nicht genau, was ich wollte, aber es trieb mich vorwärts immer wieder Kulmbach zu.

„Das Städtchen lag ruhig schlummernd im Mondschein. Nur bisweilen bellte ein Hund, die Brunnen rauschten und ich wandelte



wie ein Gespenst durch die Straßen. Als ich den Weg nach der Plassenburg hinaufging, wer sitzt da unter der Linde? Ja, es ist Leopold, und wir Beide schauten uns an wie Gespenster, und doch hatte Jeder in diesem Augenblick an den Andern gedacht und ihn herbeigewünscht. Ich gewann zuerst die Sprache wieder und sagte: „Bruderherz, es ist ein Segen in der Welt: wo Niemand mehr bei uns ist und sehen kann, was wir gethan, gelassen, wo wir Niemand zum Zeugen anrufen können, ist doch Einer bei uns allgegenwärtig, und so schwöre ich dir bei Gott dem Allgegenwärtigen, ich bin unschuldig. Ich schwöre es dir hier bei den ewigen Sternen, die über uns leuchten, und ich bin gekommen, um dir das zu sagen.

Dein helles Gemüth soll nicht getrübt werden. Du sollst nicht glauben, daß Einer, den du Herzbruder nanntest, daß ich schlecht sei. Gib mir deine Hand, du gibst sie deinem braven Kameraden."

„Leopold stand zitternd und mit einem Jubelschrei fiel er mir um den Hals und wir küßten uns zum Erstenmal, und das war ein Augenblick, dem keiner gleicht. Wir hielten einander fest und weinten vor Freude und die Sterne am Himmel erglänzten neu und die Linden rauschten.

„Hand in Hand schritten wir dann lange durch das Thal und Keiner redete ein Wort, bis endlich Leopold sagte: „Ich habe doch fest darauf gehofft, daß du wieder kommst. Ich hatte mir vorgenommen, dort, wo wir so oft mit einander gesessen, die ganze Nacht zu warten, und wenn du diese Nacht nicht kämst, dich auf ewig zu vergessen."

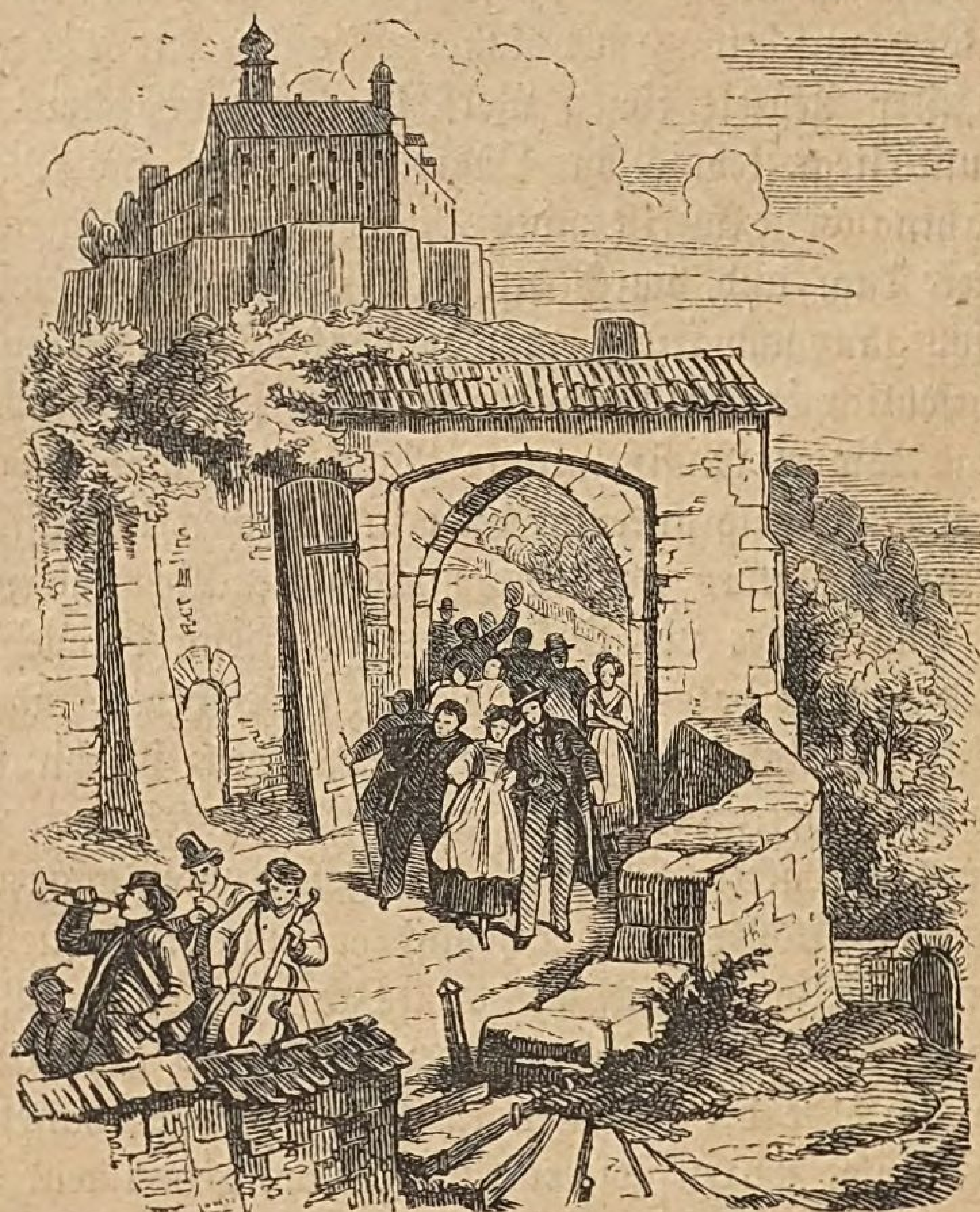
„Er erzählte mir, daß er noch am Abend spät bei meinem Vater oben auf der Plassenburg gewesen; er habe ihm mitgetheilt, daß ich fort sei, daß er aber, weil er einmal mein Freund gewesen, an meiner Stelle ihm leisten wolle, was in seinen Kräften stehe. Wie selig machte mich diese That meines Freundes! In solchem Augenblick kommt eine Wonne in das Herz, der nichts mehr gleicht, und es ist nicht wohlgethan, wenn man auf solche heilig flammende Jugendstunden in späterer Zeit vornehm achselzuckend zurückschaut; denn es gibt einen Thau, der in das Leben dringt, und was von Frische in uns bleibt, quillt aus ihm.

„Ich berichtete Leopold, was ich von dem Oberburschen fürchte. Er stand starr und erzählte mir, daß der Oberbursche nicht abgelassen habe, bis man den immer zugemauerten Keller, in dem die großen Sommervorräthe lagen, aufbrach, und es fiel ihm jetzt auf, daß der Oberbursche immer sagte, er wolle morgen und übermorgen schon Alles allein machen, die Sendung ins Ausland besorgen, da Leopold mit der Hochzeit der Schwester zu thun habe. Es sei ihm aufgefallen, daß der Oberbursche so besorgt und thätig sein wolle, während er doch merke, daß er auch bald entlassen werde. Ich beschwor nun Leopold, dem Oberburschen die Kellerschlüssel abzunehmen, damit er nicht zur Ausführung seines Verbrechens käme. Hier aber zeigte sich ein großer Unterschied zwischen

Leopold und mir. Leopold wollte ihn die Sache ausführen lassen, wenigstens bis zum unwiderleglichen Versuch, und dann wollte man ihn packen und er mußte dann auch den Diebstahl eingestehen. Mir widerstrebte es, einen Menschen nicht zu verhindern, daß er ein Verbrechen begehe, sondern ihn zum Verbrecher werden zu lassen und dann packen; dennoch erzählte ich, daß es meine Absicht gewesen, in den Keller zu schleichen, mich dort zu verstecken und den Oberburschen zu verhindern, daß er die That ausführe. Leopold ergriff lebhaft diesen Vorschlag, und besonders das, daß er mir vorhielt, wie mich der Oberbursche hatte als Dieb brandmarken lassen, ohne mir zu helfen, wollte mich bestärken. Aber es that mir doch weh, durch den Fall eines Andern mich wieder zu erheben. Leopold indeß verwarf das als zu gutmüthig und verlangte von mir, daß ich den Oberburschen überrasche. Ich gab nach. Wir waren die ganze Nacht hin- und hergewandert, und als der Morgen graute und die ersten Lerchen sich aufschwangen, ging ich in den Keller, versteckte mich hinter ein Faß und schlief bald ein. Ich wurde von Gesang erweckt, denn der Lehrling kam hell singend und es hallte wieder von den Gewölben. Jetzt kommt er mit Licht an dem Faß vorüber, hinter dem ich bin, nein, ich darf mich nicht verrathen, mich ihm nicht zu erkennen geben; er geht hinaus und schließt wieder zu. Ich mußte lange geschlafen haben, denn ich fühlte einen entsetzlichen Hunger. Mein Brod und Branntwein erfrischen mich wieder. Ich weiß nicht, ist es Tag, ist es Nacht, es rieselt leise von der Decke, ich höre jeden Ton; ich meine, ich höre die Spinnen in ihrem leisen Summen. Unsere Sommerbierkeller waren immer gut kalt, und das war gut, wir brauchten dadurch das Lagerbier weniger stark einzusieden und ihm weniger Hopfen zuzusetzen; jetzt aber schauerte es mich und es war so entsetzlich dunkel, ich hatte ja selbst noch mitgeholfen, für den Sommer alle Oeffnungen dicht mit Sand auszufüllen.

„Mir wirbelt es im Sinn, ich habe mich doch von Leopold übereilen lassen. Wenn ich den Oberburschen packe, wird er mich vor dem Meister anklagen, und da ich gegen seinen ausdrücklichen Befehl mich hier versteckt, ist Verdacht gegen mich geschaffen, ich komme aufs Neue ins Unglück. Das ist die Strafe, weil ich mich

verleiten ließ, einem Andern eine Grube zu graben. Ich bin entschlossen, sobald Jemand kommt, mich leise hinauszuschleichen. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich hier bin, und warum läßt sich Leopold nicht sehen? Warum läßt er mich so lange allein? Still! Es rasselt am Schloß, aber es muß Nacht sein, ich höre nichts als Hunde bellen, die Windungen im Keller lassen nichts von



warmer Tagesluft eindringen. Still! Es sind des Oberburschen Schritte. Wäre es doch so, hättest du wahr geahnt? Duck dich, jetzt kommt er nahe. Er nimmt die bewegliche Treppe und steigt hinauf und zwar grade an dem Faß, hinter dem ich kauere. Er schlägt mit dem breiten Eisenhammer den Spund auf. Mir schüttert jeder Schlag durch Mark und Bein. Jetzt setzt er sich auf das Faß, jetzt steckt er den Heber hinein, und mit einem tiefen Athemzug holt er ein volles Glas heraus und läßt das andere im Heber

auf den Boden laufen. Er hält das Glas ans Licht und sagt vor sich hin: „Ei, wie schön, wie hell! Das soll mir munden!“

„Mich überläuft kalter Schweiß. Er hat ein Stück Brod neben sich, das er zerbröselt; jetzt hebt er das Glas empor und ruft: „Zur Gesundheit! Das Andere bringe ich Alles dem Teufel und seiner essigsauren Großmutter.“ Da schnelle ich empor und fasse ihn, und ich weiß nicht, wie es gekommen, ich rufe ein paar griechische Worte und ringe mit ihm. Wir kollern von dem Fasse; er ruft: „Der Teufel! der Teufel! Er hat mich schon! Hat mich schon!“ und liegt leblos da. Mir stehen die Haare zu Berge; ich laufe hinaus. Es ist nicht Nacht, es ist Tag, ein kühler sonnenloser Tag, und die Menschen, die mich sehen, entsetzen sich, denn ich soll ganz schwarzblau und von Spinnenweben und Schmutz bedeckt entsetzlich ausgesehen haben. Ich schreie um Hülfe. Vom Berg herab kommt Musik, ein fröhlicher Zug naht, das ist der Hochzeitszug; Leopold springt voraus, wie er mich sieht, und faßt mich, ich sinke kraftlos nieder, er aber erweckt mich rasch. Der Zug geht heimwärts. Der Meister, der älteste Sohn, der Lehrling, die Gesellen, und Viele aus dem Städtchen dringen mit in den Keller. Da liegt der Oberbursche noch am Boden, schreit und winselt: der Teufel, der Teufel habe ihn gerufen.

„Wir bringen ihn wieder zur Besinnung, und er gesteht Alles, den Diebstahl der Hahnen und was er sonst noch gethan. In dem einen Fasse, das ich schnell hatte aufspunden hören, fand sich in der That ein groß Stück Brod, und ein in große Stücke geschnittener Laib Brod, in den offenbar Essig eingetrocknet war, lag noch neben ihm. — Er ist ins Arbeitshaus gekommen, aber bald wurde er ins Irrenhaus gebracht, wo er kurz darauf gestorben ist.

„Im Hause des Meisters wurde ich nun mit Freude wieder neu aufgenommen. Ich blieb dort noch zwei Jahre und war gehalten wie das Kind im Hause.

„Unser Meister meinte noch immer, die Welt geht unter, weil die Jugend nicht mehr ist, wie die seinige war, weil sie andere Vergnügungen hat; aber die Welt wird eben immer wieder neu und sogar die Actienunternehmungen, die der Meister vor Allem haßte, weil sie die Selbständigkeit unseres Handwerks untergraben,

sogar diese müssen mit der Zeit eine Lebenserneuerung bringen. Wenige Monate, bevor mein Vater frei wurde, kamen die Abgeordneten des hiesigen Actienvereins und ich wurde ihnen als tüchtig empfohlen, und mein Meister legte ihnen noch besonders ans Herz, daß sie nicht leicht Einen fänden, der so auf fremdes Gut bedacht sei als ich, und ich darf ohne Ziererei gestehen, daß dies der Fall ist.

„Und ist es nicht wunderbar, daß ich gerade heute in dieser Nacht vor Johanni, da sich mein Wiedersehen mit Leopold zum Zehntenmal jährt, euch alles das erzählen muß? . . .“

So schloß der Braumeister, und der Medicinalrath fragte: „aber wie ist's mit Justine?“

„Sie hat den Trauring meiner Mutter, den sie damals als Kind von mir verlangte, in der That bekommen. Still, sie kommt eben. Ich höre sie draußen. Komm herein, Frau.“

Justine trat ein mit den Kindern und der Braumeister sagte zu ihr: „Da hab' ich dir meinen besten treuen Jugendfreund —“

„Und hier ein neuer Freund!“ sagte der Tribun und reichte dem Braumeister die eine und Justinen die andre Hand.

Ein fröhlicherer Menschenkreis saß lange nicht beisammen auf der Bierburg als an diesem Abend.

Der Medicinalrath hatte dem Tribun gedankt, daß er durch ihn einen neuen Jugendfreund wiederbekommen, aber mit der Zeit wurde es noch ganz anders. Der Braumeister gewann durch ihn einen neuen Freund und neue Heimat. Er war in dem fremden Lande doch noch immer fremd gewesen; jetzt hatte er einen Mann, und dazu einen solchen von beneidenswerther Gleichmäßigkeit und Festigkeit des Wesens, der ihm nahe war wie ein Jugendfreund, denn er hatte ihn durch seinen Jugendfreund gewonnen, und je mehr er den Tribun achten und lieben lernte, um so mehr lernte er auch Wesen und Charakter des Volksstammes, unter den er versetzt war, achten und lieben. In dem fremden Boden wurzelte er erst jetzt ein. Ja es freute ihn, daß seine Kinder die landesübliche singende Mundart haben, während er früher oft gewünscht hatte, sie möchten die Mundart seiner Heimat gewinnen. Denn deutsches Herz und freie Bildung einigt die Länder und Stände.

Neue Geschichten des Gevattersmanns.

(1859.)

1. Der hundertjährige Geburtstag eines Kalendermanns.

Kalendermachen gilt unter den Gelehrten und Nichtgelehrten — und daraus besteht so ziemlich die ganze Menschheit — für ein gering angesehenes Geschäft. In der Regel haben die Kalendermacher die böse Welt das entgelten lassen, und das Büchlein, das doch Jeder haben muß, mit allerlei abgetragenen Geschichten und Redensarten ausgefüllt; sind gut genug für den Kalender.

Es hat aber auch zu den verschiedensten Zeiten Menschen gegeben, die nicht darnach fragen: wie ist eine Arbeit angesehen in der Welt? Sondern, was nützt sie in der Welt oder was kann sie nützen? — Es ist ein offenbares Unrecht, daß man bei den Vorzügen des Menschen vor dem Thiere, als da sind: Verstand und Daumen, aufrechter Gang und warmes Essen, Edelsinn und Heuchelei — nicht auch alsbald hinzusetzt: Und der Mensch hat einen Kalender! Das Thier theilt sich sein Jahr nicht in Monate, nicht in Wochen, Stunden u. s. w. ein, der Mensch aber thut das, und er kann im Voraus sagen, wie die Sterne gehen und stehen. Freilich, was auf dem kleinen Stern, den wir Erde oder wohl gar die Welt nennen, vorgehen wird — das weiß der Mensch eben so wenig als das Thier. Du lebst manchmal in den Tag hinein, manchmal aber besinnst du dich und siehst nach, was heute für ein Tag ist. Da steht's im Kalender, da sind die Tage vor dir und die Tage hinter dir. Was ist aus diesen geworden und was wird aus jenen? Bist du betrübt, so wär's gut, wenn daneben in den anderen Blättern eine Geschichte

steht und noch etwas mehr, das dein Herz erheitert, erfrischt, und dir sonst einen Gedanken gibt, der deinen verdunkelten Blick aufhellt, deinen beschränkten, eingeengten erweitert.

Das haben gewiß auch die großen und edlen Männer gedacht, die sich nicht zu hoch hielten, um im Kalender zu aller Welt zu reden.

Ja, wir Kalendermänner können uns vornehmer und tapferer Ahnen berühmen, wenn auch nicht in gerader Linie der Abstammung.

Da ist der große Sternkundige Johann Kepler, der im 17. Jahrhundert lebte und ein so trauriges Schicksal hatte; der schrieb als kaiserlicher Mathematikus einen Kalender und bezog daraus einen Theil seines übrigens kümmerlichen und noch dazu unregelmäßig ausbezahlten Gehaltes. Die Herausgabe des Kalenders war nämlich dazumal ein kaiserliches Vorrecht, und daher stammt es wohl, daß heutigen Tages noch die verschiedenen deutschen Regierungen eine besondere Stempelsteuer von den Kalendern beziehen. Beiläufig gesagt, ist das ein verrostetes Uebel, das doch einmal beseitigt werden sollte. Es ist fast wie die Salzsteuer, deren Beseitigung auch immer wieder zu den natürlichen Forderungen eines gesunden Staatslebens gehört. Die Abschaffung der Kalendersteuer wird aber wohl auch darauf warten müssen, bis ein einziges Gesetz Deutschland regiert. —

Der zweite Kalendermann, auf den wir stolz sein dürfen, ist der edle große Dichter Friedrich Schiller, dessen hundertjährigen Geburtstag wir am 10. Nov. 1859 feierten.

Wenn auch der Inhalt des von Schiller herausgegebenen Kalenders (1802) ein vornehmerer war, so war eben doch ein Kalender dabei, und darum lassen wir's uns nicht nehmen, Schiller zu den Kalendermännern zu zählen; manches hohe Wort von ihm ist zum Sprüchwort geworden, und man weiß kaum mehr, daß es von ihm herrührt.

Der dritte große Kalendermann ist der Erfinder des Blitzableiters, der amerikanische Staatsmann und weise Menschenfreund Benjamin Franklin.

Hier sei nur dessen gedacht, was den Kalender betrifft:

Fünfundzwanzig Jahre lang, von 1732—1757, erschien der Kalender Franklins, der unter dem Namen „Der gute Vater Richard" berühmt geworden ist. Damals war die Welt und besonders die amerikanische Welt noch so seltsam eingerichtet, daß Franklin seinen Kalender fast nur für Lumpen verkaufte, d. h. nicht an Lumpen, sondern ganz buchstäblich für leinene Lumpen, die man ehedem wegwarf und die Franklin nun in seiner neu errichteten Papiermühle verbrauchte. Es mag spaßig gewesen sein, wie da Mancher sein Hemd und sein Sacktuch vom vorigen Jahr heuer als Kalender in die Hand bekam.

Im Jahr 1757 — wer kann wissen, was aus einem Kalendermann wird — gab Franklin seinen Kalender auf; denn er war in diesem Jahr zum Gesandten Pennsylvaniens in England ernannt worden, und von da an begann die große staatsmännische Wirksamkeit Franklins.

Der gute und fröhliche Kalendergeist wanderte übers Meer und wurde wieder neu geboren in einer Gesindestube zu Basel am Rhein am 10. Mai des Jahres 1760. Das ist der Geburtstag Johann Peter Hebels, des liebenswürdigen und beharrlichen Kalendermanns, bekannt unter dem Namen:

Der rheinländische Hausfreund.

Wenn wir uns um ein Jahrhundert zurückversetzen, stehen wir am Ende des siebenjährigen Krieges, der ganz Deutschland eine andere Gestalt gab, die noch jetzt nicht fertig geworden ist.

In einem schönen fruchtreichen Winkel des deutschen Vaterlandes, am Oberrhein bei Basel, merkte man wohl nicht mehr von dem Kriegsleben, als man etwa von einem fernen Gewitter spürt, und ein junges Ehepaar, das sich der endlichen Vereinigung erfreut, kümmert sich nicht viel darum.

Der Webergeselle Johann Jakob Hebel, aus dem damals kurpfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hunsrück gebürtig, war auf seiner Wanderschaft auch nach Basel gekommen und hier ließ er sich anwerben und ging zugleich als Diener des Majors Iselin mit in den Krieg nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika.

Bevor er aber auszog, war er noch anders angeworben, denn er liebte die Ursula Oertlin, die als Magd im Iselin'schen Hause diente und aus Hausen bei Schopfheim im badischen Oberlande gebürtig war. Es kann wohl sein, daß der Sohn dieser Beiden, eben der, von dem wir berichten, etwas aus der Geschichte seiner Eltern in sein Gedicht „der Bettler" übertrug: da kommt ein Soldat als Invalid verkleidet aus Korsika heim, stellt sein Mädchen auf die Probe, und als es sich bewährt, ist Jubel in Fülle. Lies nur einmal das Gedicht nach. Und so schalkhaft und innig wie der Sohn war auch der Vater.

Der Weber Johann Jakob Hebel arbeitete im Winter in Hausen an seinem Webstuhl, im Sommer arbeitete er und seine Frau wieder als Dienstleute im Iselin'schen Hause zu Basel, ihr Lebensschifflein ging fast wie das Weberschifflein am Webstuhle zwischen Basel und Hausen hin und her.

Im Frühling 1760 waren also die beiden Eheleute wieder nach Basel in das Iselin'sche Haus gewandert, und im Herbst wanderten sie zu Dreien zurück, denn am 10. Mai 1760 wurde ihnen ein Sohn geboren, der den Namen Johann Peter erhielt.

Auf dem Heimweg im Herbste trug der Vater seinen Sohn. Er sollte ihn nicht lange in den Armen haben, denn schon im Juli 1761 starb er, und so wuchs der Knabe als einsames Kind einer armen Wittwe auf, und wanderte mit der Mutter hin und her zwischen Basel und Hausen.

Wer kann sagen, welche Eindrücke da in die Kindesseele fielen? Denn Kindeseindrücke sind wie Morgenthau auf der Pflanze, sie verwandeln sich in Blatt und Zweig und Blume, und was uns in diesen anmuthet, ist gesättigt und gediehen aus dem Thau.

Der junge Hebel wurde aber kein weichseliger Kopfhänger, im Gegentheil, die Lustigkeit und Schalkhaftigkeit schlug in ihm vor; er hatte ein offenes Auge und fröhlichen Sinn, und wie er ins Herz seiner Volksgenossen schaute und alle Regungen darin kannte und in sich fühlte in Leid und Lust, empfand er in sich und mit Allen das, was schon die alten Römer als „fröhliche Armuth" glücklich priesen, oder was der vortreffliche Justus Möser „die Politik des Unglücks" nennt.

In herzlichem Genügen sich an den allverbreiteten Gütern des Lebens erfreuend, an Sonnenschein und Gesang, an Liebe und hülfreicher Güte, so wuchs Peter Hebel heran, und es ward sein Beruf: die Menschen zu lehren, sich dessen zu erfreuen, was Allen gegeben ist, sich in sich selbst glücklich zu fühlen und Andere nach Kräften glücklich zu machen.

Der kleine Peter zeigte schon früh besondere Begabung, wurde von wohlthätigen Menschen unterstützt, zum Studium angeleitet, wurde evangelischer Theolog, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, Kirchenrath und zuletzt Prälat.

Noch heute erinnern sich viele seiner Schüler mit inniger Dankbarkeit seiner freundlichen und eindringlichen Lehre. Er hat an seinen Mitmenschen vergolten, was man ihm einst Gutes gethan; und wenn Diejenigen, die Gutes von ihm empfangen, es in gleicher Weise fortpflanzen, so bildet sich eine Kette von edlen Thaten und edlen Gesinnungen, die zu den schönsten Erbtheilen der Menschheit gehört. Das ist auch der Gedanke, in dem wir die Feier des 10. Mai 1860 begangen haben.

Es war eine begrenzte Landschaft, in der sich die Thätigkeit Hebels äußerte. Wie bei allen echten Menschen war ihm das liebste das mündliche Wort, der persönliche Verkehr. Was er schrieb und drucken ließ, war nur eine Erweiterung des persönlichen Zusammenlebens, und der Kreis wurde größer als er je ahnte, und jetzt nach einem Jahrhundert seiner Geburt schauen von allen Landen Unzählige nach der Gesindestube zu Basel, wo ein Knabe geboren wurde, der als Mann nach Maßgabe seiner Kraft ein Wohlthäter seiner Mitmenschen wurde, indem er einer der Ersten war, der den Reichthum des Gemüths, die Gesundheit und Fröhlichkeit, die Arbeitslust und unverwüstliche Tugend, die im Herzen des Volkes leben, getreulich offenbarte. Er war einer der Ersten und Besten, die dem Volke selbst und den Höhergebildeten zeigten, daß unter dem hausmachenen Kittel wie unter dem vornehmeren Gewand dasselbe menschliche Herz schlägt in Freud und Leid, wenn auch die Sprache des Mundes eine verschiedene ist. In Heiterkeit und Ernst wurde Hebel ein fröhlicher sangreicher Kamerad auf allerlei Lebenswegen und ein überall herzlich begrüßter Hausfreund.

Das ist Johann Peter Hebel, der Verfasser der allemannischen Gedichte und des rheinländischen Hausfreundes.

Du hast in der Schule lesen gelernt an Geschichten des rheinländischen Hausfreundes, wie „Kanitverstan“ ꝛc., und Peter Hebel war's, dem du manches fröhliche Kinderlächeln verdankst, manchen Schwank und manche gute Lehre, die auch wie Morgenthau in deine Kindesseele gedrungen.

Als Mann siehst du nun wohl, daß auch Peter Hebel ein fehliger Mensch war wie wir Alle.

Er, der Mann des Volkes, hat den reinen und leider schwer getäuschten vaterländischen Sinn Andreas Hofers verkannt. Laß dir aber ein Wort unseres freigesinntesten Dichters und Denkers ins Gedächtniß rufen. Bei einer ähnlichen Betrachtung sagt Gotthold Ephraim Lessing: daß die Fehler und Irrthümer bedeutender Menschen uns nicht zu Ueberhebungen bringen, sondern nur „eine Lection für unsern Stolz“ sein sollen.

Wir Deutschen werden wenig dazu ausgebildet, das Nächste, was uns angeht, das Staatsleben verstehen zu lernen, ja es gilt noch heute bei Manchem für einen Ruhm, sich um Alles, nur nicht um das Staatsleben zu kümmern; und so haben wir in unseren Tagen eigentlich vaterlandsliebende Menschen eine falsche Begeisterung aufstacheln sehen, wie Hebel eine edle niederhalten zu müssen glaubte. — Und noch eine andere schwere Betrachtung schließt sich an das Leben Hebels.

Er starb am 22. September 1826 im Alter von 66 Jahren. Er hat sein Leben rein und schön ausgelebt, und doch ist Vieles, was die Welt erfreuen und erheben konnte, in ihm unausgesprochen gestorben, weil es — mit Einem Wort — die Censur ungeboren tödtete.

Hebel, der fromm und gläubig, die erste geistliche Würde als Prälat einnahm, war ein Menschenfreund, ein Freund der Bekenner aller Religionsformen; denn er vergaß nie, was über allen Formen und Bekenntnissen steht.

So schrieb er im Jahr 1814 die Erzählung „der fromme Rath“, und auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit wurde der Kalender unterdrückt und durfte erst nach Ausscheidung dieser Erzählung ver-

öffentlicht werden. Hebel, der keine kämpfende, vielmehr eine friedfertige Natur war, gab den Kalender auf; nur noch einzelnes Weniges gab er in spätere Jahrgänge.

Wer kann sagen, wie viel bleibend Erfrischendes dadurch dem deutschen Volke und der Welt getödtet wurde?

Bei Vielem, was uns noch bedrückt, mögen wir uns indeß glücklich preisen, daß wir die Greuel der Censur als vergangene betrachten dürfen, und daß es außer der kleinen Zahl unheilbarer Finsterlinge heute keinem verständigen Menschen mehr einfällt, etwas Strafbares zu finden in der Erzählung, die also lautet:

Der fromme Rath.

Ein achtzehnjähriger Jüngling ging noch unerfahren, katholisch und fromm zum Erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorther. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknieen und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anschaute und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater wie ein Engel freundlich die fromme Seele an und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknieen und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten,

obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb' er den lutherischen Kalender nicht.

---

2. Neue Bekehrungsbücher.

Bei der herzoglichen Tafel wird auch gegessen oder eigentlich gespeist und getrunken wie bei anderen Menschen, nur aus feinerem Geschirr und manchmal etwas besser und mehr als anderswo; es wird da auch gesprochen wie an anderen Tischen und auch nicht immer von lauter Weisheit und von der Regierungskunst und anderen Künsten. — Also an der Tafel des rechtschaffenen und freigesinnten Herzogs Karl August von Weimar war einstmals — kurz nachdem er die Regierung angetreten und noch sehr jung war — von Fischen die Rede und wie verschieden sie schmeckten. Da fragte der Herzog: warum er keine Schmerlen mehr aus dem Pfiffelbach bekomme, die hätten so vortrefflich geschmeckt. „Durchlaucht," lautete die Antwort, „allerdings ist die Fischerei im Pfiffelbach ein herzogliches Regal, aber die Bewohner des Dorfes rösten ihren Flachs im Bach und daran gehen die Schmerlen zu Grunde."

Der Herzog gab Befehl, daß sofort ein Erlaß an das Amt von Nieder-Roßla ergehe, der das Flachsrösten im Bache verbiete.

Gut, so ein Befehl ist leicht erlassen; aber wer weiß immer, wie er Die trifft, an die er ergeht? Und Diejenigen, an die er erging, waren nicht gerade von der Tafel aufgestanden.

Es war am Abend in der Dämmerung, als der Dorfknecht — wie man's damals nannte — durch die Gassen klingelte, und die Männer, die zum Fenster herausschauten, schüttelten den Kopf, wenn das kleine Schiebfensterchen es erlaubte; die Frauen aber, die sich auch herzugedrängt hatten — denn die Frauen sind auch manchmal neugierig — machten große Augen und böse Blicke zuckten darin. Also so, das will er uns verbieten?

Die Spinnräder in den Häusern standen still und die Feuer auf den Herden gingen aus oder lohten auf und verbrannten die Abendsuppen, die eben gekocht wurden; denn alle Frauen und Mäd-

chen rannten auf die Straße und immer größer wurde der Troß, der den verkündenden Dorfknecht umgab. Es wäre eigentlich gar nicht mehr nöthig gewesen, daß er klingelte und den Befehl vorlas. Von Mund zu Mund hatte sich schon verbreitet, welch ein entsetz-



liches Unglück über das ganze Dorf gekommen sei. Man vernichtet ihre Freude und ihren Stolz, und das Erträgniß des Flachsbaues — denn die Welt war damals noch nicht in Baumwolle eingewickelt — war ein beträchtliches.

In den Zusammenrottungen der Frauen hätte der Herzog

hören können, was für Randbemerkungen zu seinem Befehl gemacht wurden; aber es ist gut, daß auch die Besten nicht immer hören, was hinter ihrem Rücken gesprochen wird. Die Frauen wollten allesammt zum Herzog gehen. Die Reden waren schon ganz fertig, die sie ihm vorbringen wollten, und sie waren witzig, kurzweilig und scharf. Die Zuhörerschaft hier lachte und jubelte darüber nnd eine verborgene Rednergabe nach der andern that sich auf; denn die Frauen sollen ja bisweilen, wie man sagt, ein scharfes Mundwerk haben.

„Ich will ihn einweichen . . . Und ich will ihn hecheln . . . Und ich will ihm so sagen," hieß es hin und her, und eine Frau nach der andern klagte, daß man sie nicht habe ausreden lassen. Eben das, was man jetzt belachte, eben das, was man jetzt als das Beste fand, hätte sie selber vorbringen wollen; sie könne einen Eid drauf schwören, daß das ihre eigenen Worte seien.

An diesem Abend bekamen fast alle Männer verbrannte Suppen und sie wurden ihnen noch dazu versalzen mit scharfen Worten, und beim Spinnrad nach der Abendsuppe ging die Zunge mancher Frau fast so schnell als die Spule, und zuletzt gab es gar noch Weinen darüber, weil die Männer sich Alles gefallen ließen und sich nicht zu helfen wüßten.

In der That war guter Rath theuer, was hier zu machen sei. Spät in der Nacht saßen noch zwei alte Kameraden im Dorfe beisammen — sie hielten noch gute Kameradschaft vom Soldatenleben her — und der Eine klagte, daß er seiner Frau und den Töchtern davon gegangen sei, sie ließen ihm keine Ruhe wegen des herzoglichen Befehls und es thäte ihm in der Seele weh, wenn man so gegen den Herzog losziehe; er sei gewiß gut, nur noch etwas zu jung und zu rasch. Und der Andere klagte, daß er nicht wisse, wie er künftig seine Steuern bezahlen solle. Sie kamen auf einen Kameraden zu reden, der beim Herzog Kammerdiener sei, der hatte es besser, der hatte neben dem Vergnügen, der guten Livree und dem leichten Geschäft auch noch vierteljährlich seine runde Summe und das Steuerbuch plagte ihn nicht. Während sie so reden, fällt ihnen ein, daß vielleicht der Kammerdiener helfen könne, und aus Steuerbuch und Kammerdiener heckten die beiden Alten einen Plan aus, der gar witzig war, und sie stritten gar nicht mit einander, wer zuerst auf

den klugen Einfall gekommen sei. Aber der Plan machte sie immer lustiger ... Sie wollten ihn mit einander in der Gemeindeversammlung vorbringen, und fröhlich schieden sie und Jeder lächelte noch für sich allein über den lustigen Einfall.

In der Gemeindeversammlung, wo eine Gegenvorstellung an den Herzog berathen wurde und man schon im Voraus verzweifelte, daß sie etwas helfen würde, da traten nun die beiden alten Männer, sie hießen Hasse und Kirscht, vor und sagten: sie hätten einen alten Kameraden mit Namen Venus, der Kammerdiener beim Herzog sei.

Alles lachte und spottete über die Einfalt, einen herzoglichen Erlaß durch die Bekanntschaft eines Kammerdieners rückgängig machen zu wollen.

Die beiden Männer aber warteten ruhig bis das Lachen vorüber war, dann sagten sie: „Wer zuletzt lacht, hat gewonnen." Nun erklärten sie ihren Plan: Sie wollten alle Steuer-Quittungsbücher in Pfiffelbach sammeln und damit zum Herzog gehen, ihr Freund, der Kammerdiener, werde ihnen schon Einlaß verschaffen.

Die Sache schien lustig und klug und konnte in keinem Fall schaden. Das Einsammeln der Steuerbücher war bald geschehen und fast Jeder erklärte den beiden Alten, wie schwer die richtige Steuerbezahlung sei, und man redete in die beiden Alten hinein, als stände der Herzog da.

Es war nun ein groß Stück Geld (das heißt nicht in wirklich Geld, sondern in Zahlen), das die beiden Männer in zwei großen Querranzen nach Weimar trugen und — eine Kammerdienerbekanntschaft ist zu Zeiten auch was werth — sie erhielten Einlaß.

Ohne ein Wort zu reden packten die beiden Männer Hunderte und aber Hunderte von Quittungsbüchern vor dem Herzog aus.

„Was soll das?" fragte der Herzog.

„Durchlaucht halten zu Gnaden, das sind Bekehrungsbücher .... Entschuldigen Durchlaucht, daß die Bücher nicht sauberer aussehen .... es steckt viel Schweiß, viel Arbeit, Kummer und Sorge darin; die Hände, die diese Bücher gehalten, haben oft gezittert .... Mit diesen Büchern wollen wir unsern gnädigen Herzog bekehren."

So sagten die beiden Alten, bald sprach der Eine, bald der

Andere; sie fielen einander nicht ins Wort, Jeder setzte nur immer ab und der Andere ergänzte, wie wenn nur Ein Mensch spräche.

Der Herzog verstand noch immer nicht, was das sein sollte. Die beiden Alten erklärten ihm nun wechselsweise: das seien nichts als Steuerquittungen, sie wollten nur damit sagen: das ganze Dorf Pfiffelbach habe bisher alle Steuern pünktlich und richtig bezahlt, da ist's zu lesen; ob das in Zukunft auch so sein würde, das ließe sich nicht sagen. Der Herzog fragte: „Warum?" Und nun erklärten die beiden Alten, daß man das, was man an Getreide und Futter ernte, zur Nahrung von Mensch und Vieh brauche und es gehe noch oft knapp her: von dem Gespinnst, das man bisher aus dem Flachs gewonnen, habe man die Steuern bezahlt; würde ihnen verboten, ihren Flachs künftig im Bach zu rösten, so würde das nicht mehr so sein können, denn der Flachs gehe, wenn er gereift sei, bald in Fäulniß über.

„Könnt ihr denn nicht auch, wie man's in Schlesien macht, die Thauröste anwenden?"

„Nein, dazu fehlen uns die niederen Flächen."

„Gut, packt wieder ein, der Bescheid wird nachkommen," sagte der Herzog und entließ die beiden Alten.

Auf dem Heimweg war es den beiden Alten in der That so, als ob all die Summen, die in den Büchern quittirt waren, wieder gemünztes Geld geworden seien, so schwer drückte sie die Last; denn der Herzog hatte sie kurz und barsch entlassen, und so lustig und ruhmvoll ein kluger Streich ist, wenn er gut ausgeht, eben so traurig und spottbringend ist er, wenn er fehlschlägt. Sie hatten das ganze Dorf herausgefordert und jetzt wird Jeder gegen sie losziehen. Und die Weiber! Wenn's nur schon überstanden wäre, was man von ihnen hören muß . . . . Einer mit Kanonen gespickten Batterie entgegengehen, ist nicht schwerer. Nur Muth! Ein Wort spricht Einem kein Loch in den Kopf.

Keuchend kamen die beiden Alten in Pfiffelbach an, und dort mitten im Dorf steht der Husar vom Amt Nieder-Roßla, den ein großer Haufe von Männern und Frauen umgibt, und besonders die Frauenstimmen hört man laut. Der Husar ist gewiß da, um die beiden Männer, die so keck gegen den Herzog gewesen waren, gleich bei ihrer Heimkunft zu verhaften.

Die Kameraden hatten gute Lust, wieder umzukehren; aber nein, alte Soldaten fliehen nicht, und sie waren schon bemerkt worden. Jetzt eilte der Haufe mit dem Husaren auf sie zu, sie standen wie fest gebannt. Und auf Einmal wurde die Last auf ihrem Rücken leicht, denn: „Es ist Alles bewilligt . . . Ihr habt gewonnen . . . Wir können in dem Bach rösten so viel wir wollen . . . Wenn's den Schmerlen nicht schmeckt, sollen sie wandern wohin sie wollen!" . . . so hieß es von allen Seiten und die beiden Alten wurden mit Jubel begrüßt.

Es gab lauter Lachen und Lustbarkeit, als die Steuerbücher wiederum an ihre Eigenthümer zurückgegeben wurden, und noch lange nannte man im Dorf die Steuerbücher — „Bekehrungsbücher".

3. Ein Kind unter zwölf Jahren oder das Halbbillet.

„Willst du etwas Unrechtes thun, so sieh auf dein Kind," sagt ein römischer Schriftsteller. Er hatte sich nicht gedacht, daß das auch bei einer Einrichtung gilt, von der die alten Römer keine Vorstellung hatten.

Ich war auf der Reise, ich stand im Bahnhof am Schalter der Billet-Ausgabe, da kam ein Mann, an seiner Seite ein frischer, heller Knabe, der ganz glückselig drein sah, er hatte eine grüne Botanisirtrommel umgehängt und zog vor dem Bahnbeamten seine Strohmütze ab.

„Ein Billet für mich und meinen Sohn," sagte der Mann.

„Ist das Kind schon zwölf Jahr alt?" fragte der Bahnbeamte.

„Noch nicht," antwortete der Mann und erhielt ein Vollbillet für sich und ein Halbbillet für seinen Sohn.

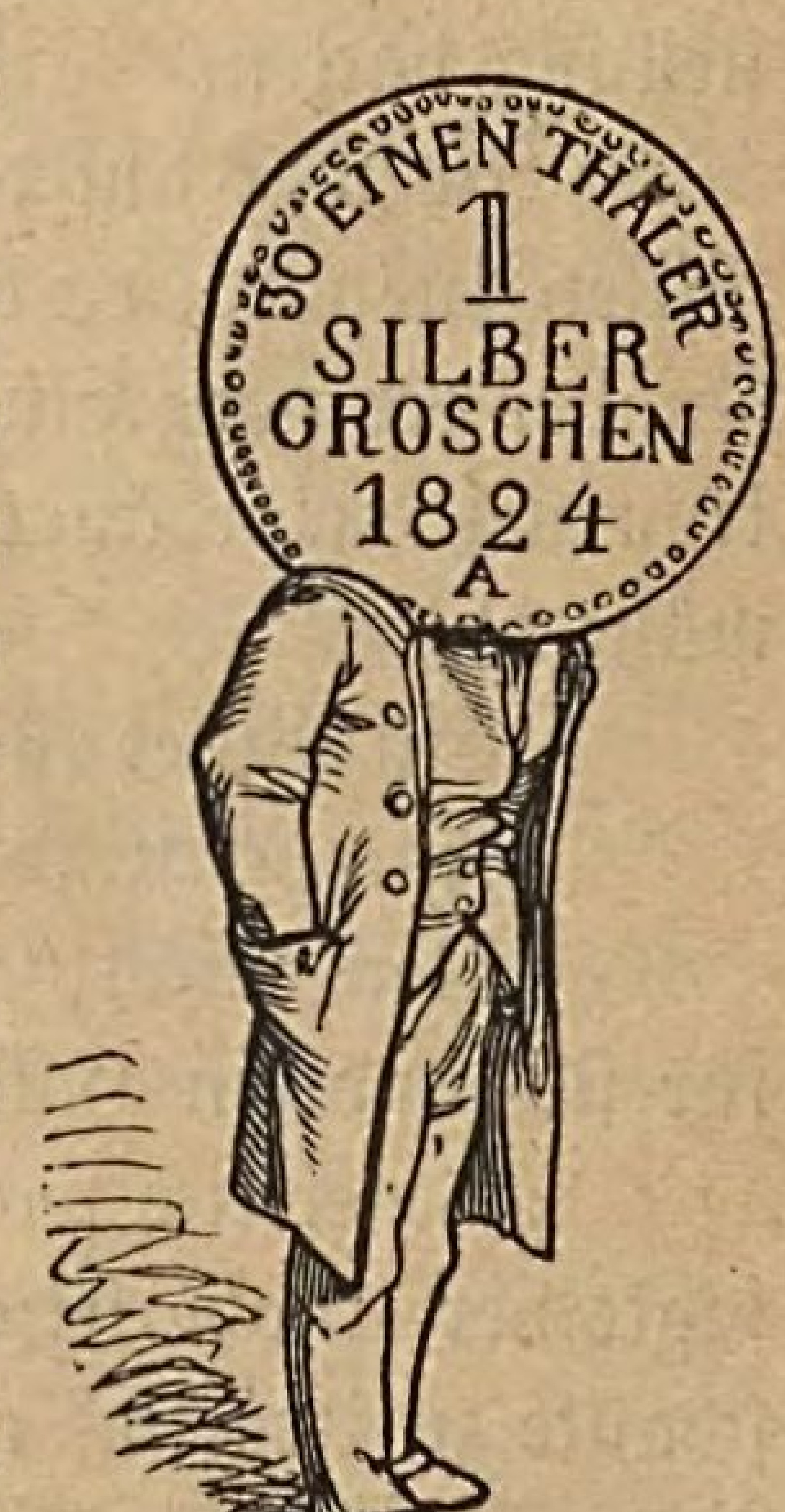
„Vater, ich werde im nächsten Monat ja schon dreizehn Jahr," sagte der Knabe leise, aber heftig, faßte die Hand des Mannes und schaute zu ihm auf mit einem Blicke, in dem Unsagbares lag: Der Vater ein Lügner, der wegen einiger Groschen das Alter des Sohnes falsch angibt! Aber kaum eine Sekunde dauerte dieser Blick, denn schnell verzerrten sich die Mienen des Knaben, er schien etwas leise zu sagen, ich hörte es nicht.

Der Vater verwies ihn still drohend und riß ihn mit fort aus der Halle.

Als sie im Wartesaal auf den ankommenden Zug warten mußten, trat der Vater ein, den Knaben hörte ich aber unter der Thür sagen: „Vater, laß mich hier.“ Und manchmal sah ich ihn zu mir herein schielen.

Ich muß gestehen, daß ich mir das erst später erklärte, denn jetzt, als der Schaffner rief: „Einsteigen!“ und der Vater mit dem Kinde zu mir in denselben Wagen sitzen wollte, bemerkte ich, wie der Knabe an ihm zerrte und flüsterte: „Nein, nicht hierher, da ist der Mann, der hat Alles gehört.“

Der Knabe fürchtete sich offenbar vor mir, daß ich ihn angeben könnte, und wie sich die kindliche Phantasie allerlei vorspiegeln mag, so wollte mir scheinen, daß er den Gensdarmen fürchtete, der auf der nächsten Station stand, wo wir länger warten mußten: vielleicht sieht er's ihm an und kann ihn gleich verhaften und einsperren, weil er betrogen hatte; offenbar aber hatte der Knabe eine besondere Scheu vor mir, er vermied meinen Blick, ich war ja der Mitwisser von der Lüge des Vaters.



Es waren nur wenig Stationen, die wir mit einander fuhren.

An einem schönen Gebirgsorte stieg der Vater mit dem Knaben aus. Hier wartete eine Frau mit einem kleinen Mädchen; sie gab zuerst dem Vater die Hand und dann umhalste sie den Knaben und fragte: „Warst du recht vergnügt auf deiner Ferienreise, Robert?“

Der Knabe nickte still und holte etwas, das in ein Papier gewickelt war, aus seiner Botanisirtrommel.

Ich konnte mich in die Seele des Knaben denken, dem alle Fröhlichkeit vernichtet sein mußte von der Lüge, die er zuletzt noch erfahren. Er mochte meinen Blick spüren, denn als er mich jetzt sah, rannte er mit dem kleinen Mädchen schnell davon, mir aus den Augen ...

Willst du etwas Unrechtes thun, so sieh auf dein Kind — sagt ein römischer Schriftsteller, und das Böseste, was du ihm thun kannst, ist, ihm den Glauben an deine Redlichkeit benehmen. Laßt die Kinder zu Hause, sucht ihnen nicht Vergnügen und Lustbarkeit zu machen. Jung sein ist Vergnügen und Lustbarkeit genug und gedeiht auf jeder Wiese, in jedem Garten, braucht nicht auf Reisen geholt zu werden. Nimmst du aber dein Kind mit, so achte die öffentliche Moral, um deiner selbst und deines Kindes willen.



4. Eine Stunde ein Jude.

Es war im Jahr 1775, just in dem Jahre, als der allgemeine Reichskalender zum Erstenmal erschien, da wanderte ein fröhlicher Student aus dem Thore Erlangens heimwärts. Niemand ahnte, und

er selbst am wenigsten, daß der Student einst der trefflichste deutsche Kalendermann werden sollte; denn es war der junge evangelische Theologe Peter Hebel, der nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität Erlangen nun heimwärts zog, um, wie man's nennt, ins Philisterleben einzutreten. Der Student, der mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Wanderstab in der Hand dahin zog, hatte wohl manches frische Liedlein und manchen lustigen Schwank im Kopfe; heute mochte es ihm aber nicht singerig und nicht spaßig zu Muthe sein, denn wer je die bunte Mütze trug (und auch Hebel hatte sie getragen, denn er hatte sich zu der Landsmannschaft der Mosellaner gehalten), wer je in glückseliger Jünglingszeit sich frei und frisch den Studien und dem Jugendübermuth hingab, der weiß, was die Worte des alten Liedes bedeuten: „Zur alten Heimat zieh' ich ein, muß selber nun Philister sein." Ja wohl, das Sprüchwort faßt viel in sich: wer A gesagt hat, muß auch B sagen, und so geht es weiter bis zum Z. Von der Stunde an, wo das Kindesalter abbricht und man in der Schule zum Erstenmal A sagen lernt, da hört das Lernen und Studiren nicht mehr auf. Fast wie es einem Kinde zu Muthe ist, das zum Erstenmal in die Schule geht — es kann sich nur nicht recht erklären, was ihm das klopfende Herz bedrückt — eben so, aber noch weit bewegter, denn er weiß, was es zu bedeuten hat, ist es dem Jüngling zu Muthe, der von der Hochschule in die noch höhere Schule des bürgerlichen Lebens eintritt. Jetzt ist die zweite sorglose Jugendzeit vorbei, Alles grüßt dich viel ernster, die Bäume, Straßen, Felder, Dörfer und Städte, du mußt nun selber darin helfen bauen, regieren, ordnen und lehren; da geht ein Kanzleidiener mit Aktenbündeln — bald wird er dir selber einen Stoß zum Aufarbeiten bringen; da gehen Kinder in die Schule — bald kommen solche zu dir und du mußt mit ihnen die gesetzten Stunden aushalten; da läutet die Glocke und der Pfarrer geht gemessenen Schrittes im Ornate nach der Kirche — bald wirst du selber so dahin schreiten und die Kanzel besteigen. Aber was thut's? Dort aus den blumenverstellten Fenstern schauen rosige Mädchengesichter heraus, bald wirst du eines heimführen und dein nennen, und bald seid ihr selber eine ganze Welt und ihr habt eine neue um euch. Wo nur die sein mag, die mir einst das Leben erfüllen soll? Wart's ab! Und jetzt laß dir's wohl sein und munter

ins Wirthshaus! Die Welt ist allzeit schön und neu, wenn man nur die Augen offen hat.

Ja, in einem heimkehrenden Studenten streiten sich zwei Welten, eine sorglos heitere und eine sorgenvoll ernste, und in manchem Manne hört dieser Streit nie auf, und das hat auch sein Gutes; wer nicht einen unsterblichen Studenten in sich hat, der hat kein frisches Herz.

Der Student Hebel wanderte still seine Straße, bald lustig, bald ernst, bald fröhlicher Zeiten gedenkend, bald in die Zukunft hinaus träumend.

„Halt, Jud'! Zoll bezahlen!" wurde Hebel plötzlich angerufen. Er stand vor dem Thore von Seegringen, dem damals Anspachischen Grenzorte. Hebel sah sich um und dann wieder den Rufenden an. Wem gilt das? Wer ist damit gemeint?

„Was stehst du so da, verdammter Jud'! Meinst du, du kannst den Zoll betrügen?" so rief der einäugige Zöllner am Thor und ballte durch das Fenster die Faust gegen Hebel, und der Hund sprang aus der Thür und bellte ihn an; er wußte, was sein Herr gerufen hatte, und daß auch er ohne Scheu seinen Zorn auslassen und wenn er will, die Kleider zerreißen darf. Jetzt erst merkte Hebel, daß der Zuruf ihm gegolten hatte.

Wie wenn im Walde ein Mensch, der sich hinein träumte in das unversiegbare wonnige Naturleben, unversehens von einem wilden Thiere, oder noch ärger von einem Hammerschlag aus Menschenhand getroffen wird, so stand Hebel plötzlich da. Also das ist die Welt, in die man eintreten soll, um das Wort der Liebe zu predigen?

Unwillkürlich rief Hebel nach dem ersten Schreck: „Ich bin kein Jude."

„So," rief der Zöllner, „du leugnest noch? Warte, ich will dir," und jetzt kam er heraus und geradeswegs auf Hebel zu und wollte ihn packen, und der Hund war bereit, Beistand zu leisten.

Da sagte Hebel mit einer Miene, in der sich Wehmuth und Schalkheit mit einander stritten: „Ich kann schon allein gehen und ich gehe mit Euch."

Plötzlich war er des Scherzhaften und Lustigen inne geworden, das in seiner jetzigen Lage war, und er wollte es ganz auskosten.

Muß doch auch einmal sehen, wie man als Jude in der Welt lebt, dachte er, und da er die ebräische Sprache gut verstand, sagte er: „Soll ich vielleicht Judenzoll bezahlen, weil ich ebräisch gelernt habe? Es ist mir schmeichelhaft, daß Ihr mich für einen so guten Ebräer haltet, als ob ich ein geborner Jude wäre," und mit einer pfiffigen Miene setzte er hinzu: „übrigens bezahle ich nichts. Führt mich zum Richter." Lächelnd ließ sich Hebel durch die Stadt transportiren, und Alles spottete ihn aus und die Kinder schrieen hinter ihm drein: „Hephep!" als ob sie's nach Noten in der Schule gelernt hätten. Hebel aber lächelte und lächelte immer, selbst da noch, als er vor dem einfältigen Richter stand, der ihn sofort mit einer Prügelsuppe bewirthen und dann frei beherbergen wollte.

Nun fing der Spaß doch an über den Spaß hinaus zu gehen. Hebel legte seine Universitätszeugnisse und seinen Reisepaß vor. Der Richter stutzte, aber besiegt war er nicht; er wollte den Studenten bestrafen, weil er sich für Einen ausgegeben, der er nicht war. Hebel wußte ihm indeß den Meister zu zeigen, denn natürlich, zuerst mußte der Zöllner vorgenommen werden; er selber hatte sich für nichts Anderes ausgegeben als er war. Der Richter aber wollte dem Zöllner nichts thun, eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, und hier wär's noch besonders schlimm gewesen, denn der Zöllner hatte nur Ein Auge. Mit groben Worten als Reisesegen wurde Hebel entlassen.

Der Student hatte einen gesunden Durst gehabt, als er sich dem Städtchen nahte, jetzt wollte er hier in keinem Wirthshaus einen Tropfen trinken; auf seiner Zunge lag's wie Galle und Wermuth. Er machte sich bald zum andern Thor hinaus, aber zurückschauend dachte er: Seegringen! Dich vergess' ich nicht! Und er vergaß es nicht, denn er verlegte in späteren Jahren die albernen Schalkstreiche, die er in wohlgemuthen Stunden ausheckte, am liebsten nach Seegringen.

Auf dem ferneren Heimwege mußte Hebel viel darüber nachdenken, was das für eine Welt ist, in der man von einem Mitmenschen, weil er andern Glaubens ist, einen Leibzoll verlangt, wie von

einem Stück Vieh, und das Vieh hat's noch besser, denn es braucht den Zoll nicht selber zu bezahlen und kann sich nicht verfärben über die Schmach, die man ihm anthut.

Hebel hat's noch erlebt und noch lange überlebt, daß der Judenzoll — wir können es kaum mehr glauben, daß er je bestand — abgeschafft wurde; er hat aber in der Stunde, da er selbst für einen Juden gehalten worden, das ganze tiefe Weh kennen gelernt, das den Juden in der bürgerlichen Welt beschieden war. Der Leibzoll war abgeschafft, aber der Geisteszoll bestand und besteht in vielen Kreisen noch. Der Jude, nicht vorurtheilslos betrachtet, soll bei jeder neuen Begegnung, in jeder neuen Lebenslage sich ausweisen, daß er ein gerader, ehrlicher, menschen- und vaterlandsliebender Mensch sei. Hebel schloß sich mit besonderer Zuneigung den Juden an und lernte ihre Innigkeit, Dankbarkeit und Herzensgüte immer neu kennen. Daß es viele gab, die von einem Schachergeist umhergetrieben wurden, störte ihn nicht; es gibt solche in allerlei Confessionen unter allerlei Formen. Hebel erzählte gern gesprächlich und in seinem Kalender allerlei Witzworte und Schwänke von und mit Juden, und er war einer der Eifrigsten, der in Aufsätzen, wie der über Moses Mendelssohn und über den Sanhedrin von Paris und viele andere dazu beitrug, seine Mitchristen über die Juden aufzuklären und ihnen zu zeigen, daß das erst die echte Liebe ist, die man Menschen erweist, die andere Denk- und Glaubensformen haben, wenn sie nur in ihrer Weise das Rechtschaffene wollen.

Wenn nur Jeder, der noch ein Vorurtheil gegen Juden hegt — und es haben Unzählige ein Vorurtheil, ohne es sich eingestehen zu wollen — wenn Jeder nur einmal einen Tag, eine Stunde für einen Juden gehalten worden wäre; er würde sein Vorurtheil ablegen und es in Gerechtigkeit und Liebe verwandeln.

(Nachschrift.) Der Leser, der gerne wissen möchte, woher diese Geschichte genommen ist, sehe: Hebels Werke, Ausgabe 1843, Band I, Seite 113. Dort steht's.



5. Er ist ein Spion.

Mit geistiger Verdummung und polizeilichen Verfolgungen wollte er den Staat erhalten. Seine ganze Regierungskunst bestand darin, daß er die Menschen in zwei Klassen eintheilte: in Dummköpfe und Spitzbuben. Darauf waren alle seine Maßregeln gestellt. Nie hat ein Mensch verderblicher auf eine ganze Zeit, auf eine ganze Nation gewirkt, als er."

„Die Weltgeschichte wäre eine lügnerische Fabel, wenn man ihm das vergäße. Er hat das Entsetzlichste gethan, was es geben kann, er hat die Tugend zum Laster gestempelt und mit allen Schreckmitteln verfolgt."

„Wie meinst du das?"

„Was ist das Edelste am Menschen? Daß er über sein eigenes Selbst hinausdenke, für seine Mitmenschen, für die Gemeinde, für den Staat nach Kräften mitwirke. Er hat aber jedes Denken und Streben für das Allgemeine, für den Staat als Verbrechen verfolgt —"

„Von wem redet ihr?" fragte ein dritter herzutretender Freund, der zwei sonst ruhige Männer eifrig im Gespräch fand.

„Von Metternich."

„Es steht eben in der Zeitung, daß er gestorben ist."

„Auch mich,“ sagte der Dritte, „hat er einstmals im tiefsten gekränkt, nicht er selbst, sondern seine tausenderlei Helfershelfer. Was er in der diplomatischen Welt war, mögen Andere erörtern; ich aber habe selbst erfahren, wie er ein großes gemüthvolles und zum Edelsten fähiges Volk dadurch im innersten Herzen verdarb, daß er das entsetzliche Spionenwesen bis in die entlegensten Gegenden ausdehnte, und mich selbst hat das einst tief verwundet.“

Erst nach geraumer Weile ließ sich der Neuhinzugetretene bewegen, ausführlicher zu berichten, und er begann:

„Ich weiß, ihr lächelt oft darüber, daß ich in der Welt noch immer lieber das Gute heraushebe und pflegen möchte, und weder Neigung noch Begabung habe, mit dem Schlechten und Verkehrten zu kämpfen. Mir ist das Leben nur werth, wenn ich vertrauend und hoffend leben kann. Ich sehe wohl, was noch fehlt, aber ich gestehe gern: ich sehe lieber, was Gutes da ist und wird.

„Schon als ich an die österreichische Grenze kam, war mir's, als hörte ich den unsichtbaren Haselstock durch die Luft pfeifen. Diese umständliche Paßplackerei, wo man wie im Vorhof eines Gefängnisses eingepfercht und krimineller Behandlung ausgesetzt erscheint, bis man das gnädige Visum erhalten hat — wie ich höre, soll das auch heute noch nicht ganz verschwunden sein — das Alles durchschneidet wie ein greller Mißton die Reiselust. Man verwindet das aber bald wieder, denn es ist doch ein schönes Stück deutscher Heimat, in der wir uns daheim fühlen.

„Nicht leicht erinnere ich mich aber einer häßlicheren Empfindung, die mir die ganze Seele ich möchte sagen verunreinigte, als damals, da ich für einen Spion gehalten wurde. Ich bilde mir natürlich nichts darauf ein, daß man mir den ehrlichen Menschen ansieht. Wer wird daran denken? Aber als ich für das Gegentheil gehalten wurde — ich kann's nicht sagen, wie mir das ins Herz hinein weh that.

„Und doch that mir's weniger um mich leid, als um die Menschen, die den Argwohn hatten. Was kann mir daran liegen, von Menschen, die mich nur eine Stunde im Leben sahen und dann nie wieder, für den verworfensten Spitzbuben gehalten zu werden? Aber wie traurig muß es in der Seele Derer aussehen, die zu solchem Argwohn gezwungen und gewöhnt werden . . .

„Ich war auf einer Fußwanderung im schönen Oesterreich; die Treuherzigkeit des Landvolkes besonders war es, die mich tief anmuthete, und ich war überaus glücklich. Denn immer wieder, wenn ich hinaustrete und über Berg und Thal wandere, belebt mich nicht nur ein frischer Athem der Natur, sondern auch ein frischer Athem des Menschengeschlechts. Es ist trotz aller Verwüstungen und Verdumpfungen noch so viel schöne Kraft in unserm deutschen Vaterlande, so viel aufrichtige Mannhaftigkeit und Güte, so viel unzerstörbare Hoffnungskraft, daß ich mich immer neu gestärkt fühle und glücklich preise, einem Volke anzugehören, in dessen Herzen die gesunde rechtschaffene Natur immer wieder auflebt. Wenn morgen der rechte Held erscheint, der die Größe und Ehre des Vaterlandes liebt und die Kraft hat, sie neu zu beleben, er findet aller Orten ungeahnte reine Kräfte, bereit und ausgerüstet, sich ihm zu Gebote zu stellen und im heiligen Eifer mit ihm zu bauen Alles, was edel und groß.

„In solchen Gedanken wanderte ich, wie gesagt, in dem schönen Lande, und Jedem, dem ich begegnete, hätte ich gern von meiner inneren Festesstimmung mitgetheilt, und wo ich Einen bekümmert sah, hatte ich den Drang, ihm zu helfen, zu rathen, und ließ mir gern berichten, wo's ihm fehlt, was ihn drückt; denn wir Menschen sind in dieser kurzen Lebenszeit auf einander angewiesen, und ich kann mich nicht an Berg und Thal, an Strom und Wald erfreuen, ohne mich um die Menschen zu kümmern, die hier leben. — So saß ich in einem Bergwirthshause und hatte eben mit dem Bürgermeister des Nachbardorfes ein Gespräch. Ich hatte ihn Tags vorher zufällig getroffen und war mit ihm in sein Haus eingetreten. Er hatte drei Söhne, darunter einen Blödsinnigen, und ich redete ihm nun ins Gewissen, es nicht aufs Ungefähr ankommen zu lassen, sondern bei Zeiten gerichtlich seinen letzten Willen festzustellen. Wie ich nun so rede, da höre ich hinter mir sagen: ‚Das ist ein Spion.‘ Ich spreche mit dem Bürgermeister weiter, ich weiß nicht was, wahrscheinlich verworrenes Zeug; denn das Wort, das ich gehört, hatte mir die Seele um und um gewühlt, und ich sprach fast wie ein von der Kugel Getroffener, der noch zwei drei Schritte fortrennt. Der Bürgermeister wurde abgerufen, und als er wieder kam, war er

wortkarg, und ich merkte es an Allen, mit denen ich mich arglos besprechen wollte, was sie dachten. Wie gesagt, ich kam mir in innerster Seele verunreinigt vor, und es gab nichts, womit ich mich reinigen konnte; denn wenn ich auch noch so heilig betheuern mochte, wie sehr mir Wohl und Wehe meiner Mitmenschen am Herzen lag, konnte denn das nicht auch Maske sein? Es blieb mir nichts übrig, als ganz zu schweigen; ich schämte mich jedes Wortes, das ich vorbringen sollte. Und als ich wegging, meinte ich die verächtlichen Blicke zu spüren, die mir nachfolgten. Welch entsetzliche Verwüstung haben Diejenigen in den Menschenherzen angerichtet, die den Gedanken und die Thatsache von den geheimen Spionen im Herzen des Volkes festgestellt! Das Vertrauen ist die unschuldige, reine Kindesseele im Menschen. Um Eines Gefürchteten willen das allgemeine Vertrauen vergiften und tödten, ist noch immer pharaonischer und bethlehemischer Kindermord, wenn auch scheinbar nicht so grausam, nicht so blutig.

„Ich will nicht weiter davon erzählen, welche tiefe Erbitterung gegen Diejenigen, die das gethan, in mir aufstieg. Ich will lieber zum Troste sagen: Es ist in den letzten zehn Jahren besser geworden, und auch in Oesterreich wird man durch sittliche Mittel besser regieren als durch das unsittliche Spionensystem Metternichs. Was man zu Besserung und Aenderung der Staats- und Lebensverhältnisse zu sagen hat, tritt, wenn auch noch im Einzelnen behindert, doch im Ganzen öffentlich heraus.

„Die Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung und Gesetzgebung durch Berathung und Beschlußfassung der Abgeordneten wird es zur kaum mehr glaublichen Fabel machen, daß es einst Verschwörungen und Spione gab, und Niemand wird mehr zu fürchten haben, daß man seiner rein menschlichen Theilnahme gegenüber von ihm sage oder denke: ‚Er ist ein Spion!'"

---

6. Zieh' deinen Stiefel aus.

„Wann geht der nächste Bahnzug nach N.? Wann der zweite? Ist's weit von hier nach dem Bahnhof? Geht deine Uhr genau mit der Bahnhofsuhr? . . ."

Dergleichen Fragen sind oft die ersten Worte, die ein aus der Ferne gekommener Freund an uns richtet. Das Wiedersehen ist oft in der That weiter nichts als bloßes Wiedersehen. Der Fremde bringt so zu sagen eine Locomotive mit in die Stube und nimmt uns die Ruhe mit fort. Hinter aller Freude der Wechselrede, des traulichen Austausches von Lebensereignissen und Lebenserwartungen brummt die Locomotive, um mit schrillem Pfiff Alles zu durchschneiden. Die Städte sind oft nichts als erweiterte Bahnhöfe und die alte Gastfreundschaft hat sich zu Bahnhofsbesuchen verwandelt.

Wir, die wir noch Erinnerungen aus den Zeiten vor den Eisenbahnen haben, wir wissen und bewahren noch wohlige Erinnerungen von der Gastfreundschaft jener Tage. Da kam man mit Sack und Pack vor dem Hause des Freundes an und übernachtete bei ihm, eine Gaststube oder mindestens ein Gastbett waren nothwendiges Zubehör eines wohlbestellten Heimwesens. Heutigen Tages haben neun Zehntel der Städter kein eigen Haus mehr; man wohnt in Logirkasernen, wo jeder Schuhbreit zinstragend abgemessen ist; von dem natürlichen Zubehör eines Gastzimmers kann kaum mehr die Rede sein; ja, den Freund auch nur als Gast bei Tisch zu behalten, will sich oft beiderseits nicht mehr thun lassen, man geht mit dem Gast in ein öffentliches Wirthshaus, und je größer die Wirthshäuser werden, um so kleiner wird die eigentliche Gastfreundschaft.

Das Alles hatte der Doktor Heimburger schon oft empfunden, und jetzt empfand er's doppelt, weil ihn ein lieber, im innersten Herzen trauter Freund, der vortreffliche Doktor Seelmann, besuchte. Wie oft hatte er sich an der wahrhaft weisen Art des Freundes erquickt. Nun kam auch dieser, und kaum war er mit Jubel empfangen, als er auch schon die Worte hervorbrachte: „Wann geht der nächste Bahnzug?" Doktor Seelmann steht aber durchaus nicht in so abhängigen Verhältnissen, daß er nicht in Ruhe noch etwas länger

hätte verweilen können, und in seiner ehrlichen Art bekannte er das auch.

Heimburger zwang ihn, daß er sich mindestens ruhig niedersetzte, und er zwang sich selber, mindestens die Stunde, die ihnen gegeben war, in behaglicher Gemeinsamkeit zu verleben. Jetzt, als Seelmann so ruhig saß, hielt Heimburger etwas mit der linken Hand auf dem Rücken und sagte: „Gib einmal deinen Fuß her."

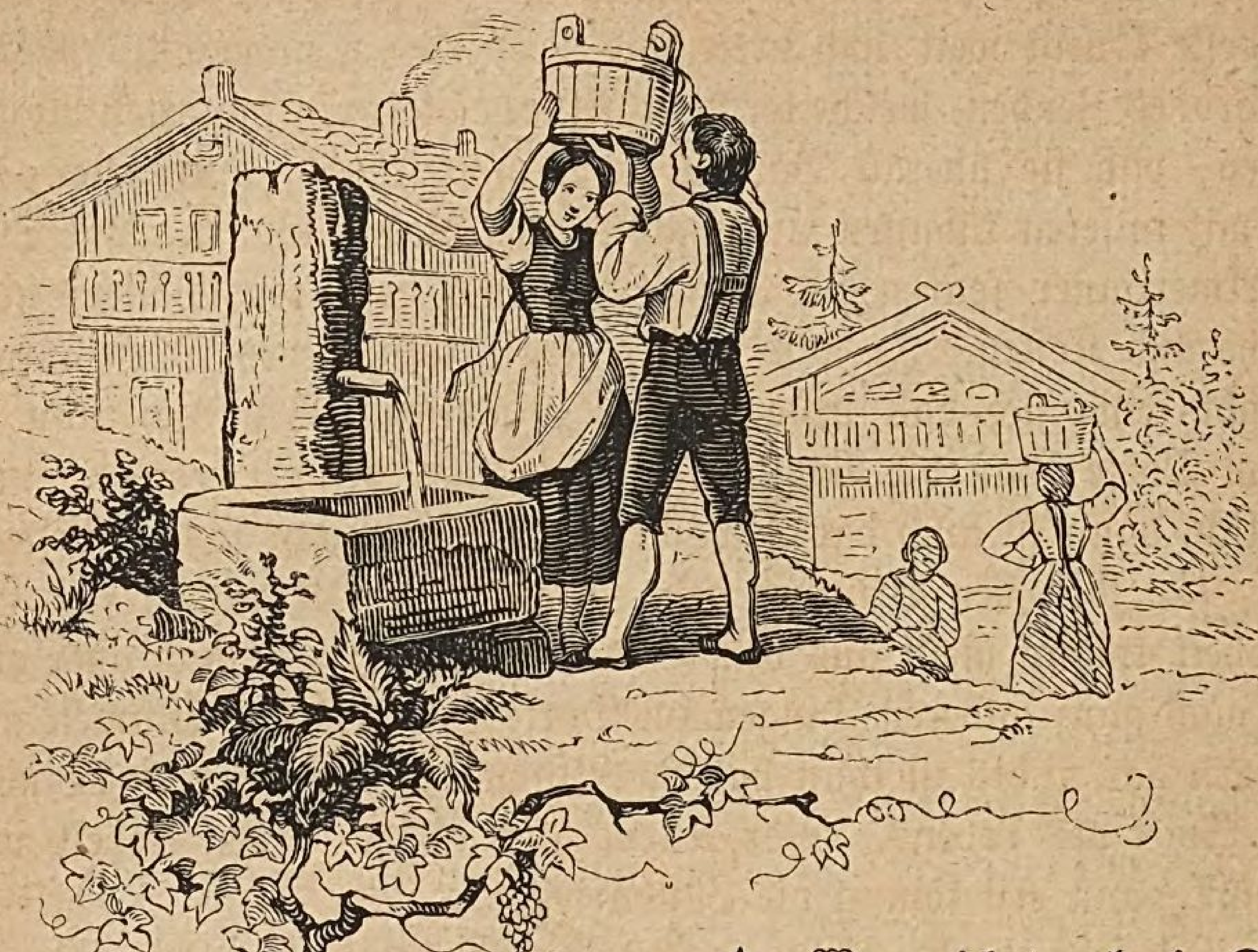
„Was soll das?" fragte Seelmann; aber schon hatte Heimburger seinen Fuß erfaßt, zog ihm einen Stiefel aus und reichte den bereit gehaltenen Pantoffel. „So," sagte er dann, den Stiefel im Triumph erhebend, „jetzt habe ich dich; nun kannst du mir nicht mehr entrinnen. Nun mußt du mindestens bis morgen bei mir bleiben. Ist es nicht entsetzlich, wie wir unser Leben in beständigen Täuschungen hinbringen? Man redet sich und dem fernen Freunde immer ein: dann und dann werden wir uns wieder einmal ordentlich haben. Es werden Feiertage des Daseins kommen, dann wollen wir uns mit einander ausruhen und freuen und wieder vollauf gemeinsam leben; aber diese Tage kommen nie, die Kette von Verpflichtungen und Thätigkeiten reißt nie ab. Darum muß man solche Tage holen und festhalten, wenn sie da sind. Und wie oft ist es mir und gewiß dir schon geschehen. Man vertröstet sich: du wirst mit Diesem, mit Jenem, dem du dich zugehörig weißt, wieder einmal ein paar echte, herzstärkende Tage des Gemeinlebens verbringen. Man vertröstet sich von Jahr zu Jahr und — plötzlich ist der Freund gestorben. Drum, Hier ist daheim, Jetzt ist unser! Zieh' deine Stiefel aus und bleibe."

Doktor Seelmann blieb und die beiden Freunde hatten mit einander einen jener unvergeßlichen Tage, um deretwillen es der Mühe werth ist, zu leben.

Mögen auch Andere sich den Spruch: „Zieh' deine Stiefel aus", oft annehmen, wenn auch nicht buchstäblich, und wenn das Wort oder eigentlich die Sache allgemeiner wird, wird sich Niemand mehr darüber freuen als die beiden Freunde Heimburger und Seelmann.

---

7. Die sieben Wahrzeichen eines guten Dorfes.





A. Wenn ich durch ein Dorf gehe, habe ich meine Merkzeichen, wie es bei den Menschen hier bestellt ist. Sehe ich auf den Fenstersimsen wohlgepflegte Blumen in Töpfen, ein Plätzchen vor dem Hause oder an der Seite, wo Blumen gezogen werden, da freut sich mein Herz, denn ich weiß: hier sind Menschen, die sich das nackte Leben noch schmücken, und wo Blumen sind, sind auch Lieder. Hier wird gewiß auch noch fröhlich gesungen. Dann ist mein zweites Augenmerk auf die Brunnen gerichtet. Man achtet viel zu wenig darauf, wie im Trinkwasser die eigentliche Quelle

der Gesundheit ist. Du kannst es oft und oft in einem Dorfe, in einem Städtchen hören: da draußen am Berge, beim Wald, da ist die beste Quelle weit und breit und sie versickert ungenützt. Es ist ein großes Zeichen, welche kernhaft gesunde Naturen die alten Römer waren, daß sie überall Bauten zu Wasserleitungen aufführten, die sich mit unseren kühnsten Eisenbahnbauten messen können, und auch die Amerikaner sparen für Herleitung eines gesunden Wassers nicht Mühe und Kosten. Je nach seiner Kraft sollte jedes Dorf darauf bedacht sein, sich das beste Wasser zuzuleiten. Sehe ich nun in einem Dorfe, daß die Brunnen in Ordnung, frisch, bequem, hell, reinlich, dann ist auch das Hauswesen im Dorfe nicht schlecht bestellt.

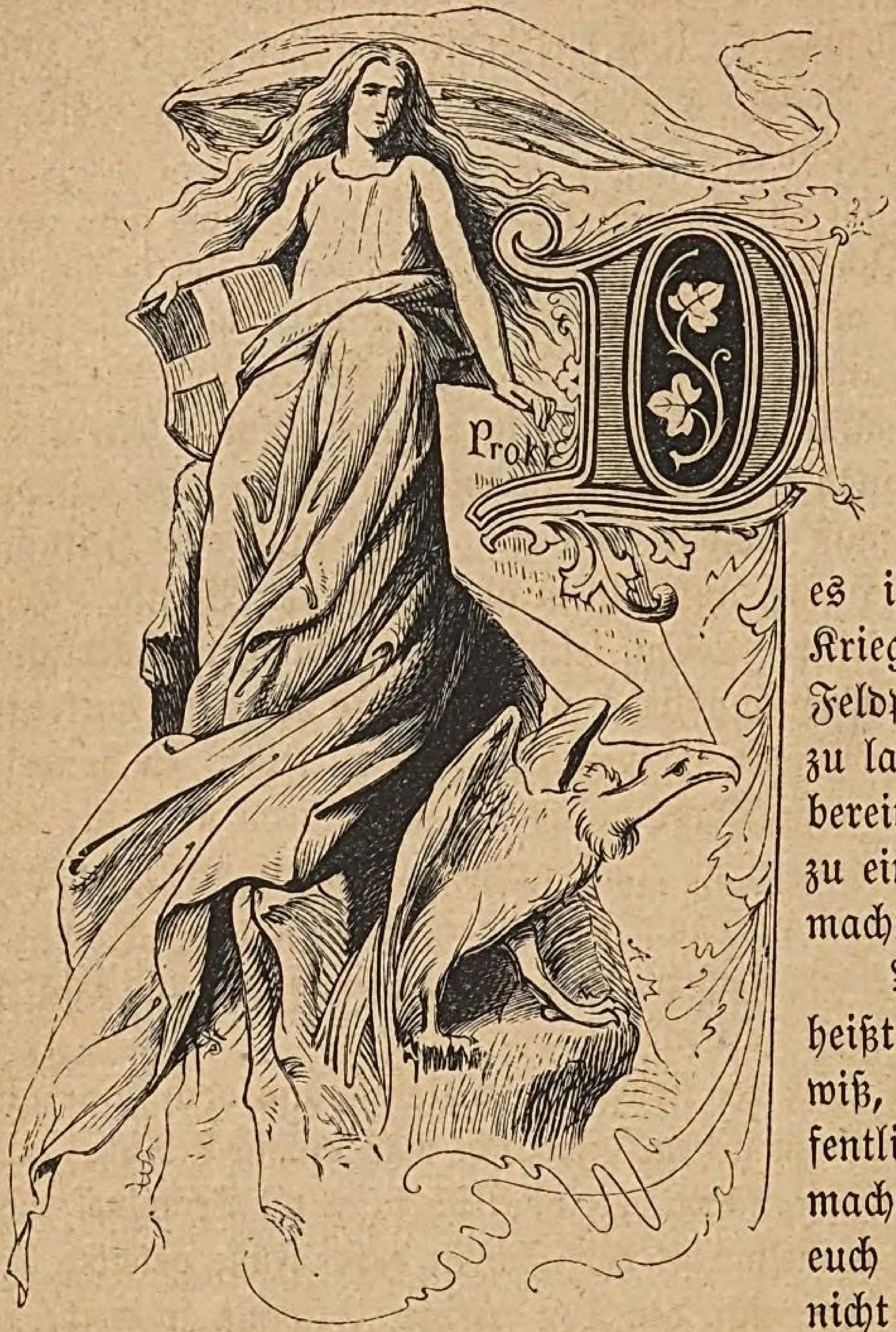
B. Mit den Brunnen gebe ich dir Recht. Krankheit und Gesundheit kommt meist aus dem Trinkwasser. Ich sehe mich aber vorerst nach ganz anderen Dingen im Dorfe um, die mit Blumen und Liedern gar nichts zu thun haben. Blumen und Lieder sind Schmuck und Spiel des Lebens. Vor Allem aber ist das Leben Arbeit und Kampf, dann erst kommt die Lustbarkeit.

Ich sehe zuerst, ob mein Liebling Benjamin Franklin hier die Häuser beschirmt. Der Blitzableiter ist eines der wichtigsten Erfordernisse. Ich sehe nach Schild und Schwert, ob man gewaffnet ist gegen alle Gefahren, und Schild und Schwert sind Blitzableiter und Versicherungstafeln gegen Feuersgefahr. Wo diese fehlen, da ist es übel bestellt. Wenn nur Jeder bedächte, daß die Feuerversicherung eine Pflicht gegen sich selbst und gegen den Nächsten ist. Unsere Blitzableiter und Versicherungstäfelchen sind Wehr und Waffen des Hauses. Erst dann kann man an Blumen und Lieder denken. Aber ich bin auch damit noch nicht fertig. Die beiden besten Wahrzeichen der Ordnung und der Bildung sind: Straßen und Schulen. Ich sehe, wie die Straßen bestellt sind, ob man sie reinlich hält und den entsprechenden Nutzen für den Feldbau daraus zieht, und ob das Schulhaus gesund, fest und hell. Sehe ich diese in einem Dorfe, dann segne ich im Herzen die, welche jetzt und für die Zukunft darin wohnen.

A. und B. So stellen wir unsere Wahrzeichen nun zusammen in gerechte Ordnung: Brunnen, Straßen, Schulen, Blitzableiter, Feuerversicherung, Blumen und Lieder.

---

8. Eine Feldpredigt aus dem Jahre 1859.



Der Pfarrer vom Berge — dessen sich der geneigte Leser wohl noch erinnert — hatte sich vorgenommen, wenn es in der That zum Kriege komme, sich als Feldprediger anwerben zu lassen, und hatte sich bereits einen Entwurf zu einer Feldpredigt gemacht. Hier ist er.

Also Krieg! Krieg heißt die Losung. Gewiß, meine lieben, hoffentlich andächtig zu machenden Zuhörer, ist euch das Wort Krieg nicht so schrecklich wie mir. Ihr seid Soldaten, waffengeübt, jung, muthig, rauflustig; ich bin nichts als ein Mann des Wortes, bin schon grau geworden und liebe den Frieden vor Allem. Denn darin sind wir einig, ihr und ich: wir kennen den Krieg doch nur von Hörensagen, selbst erlebt haben ihn nur Wenige. Und der Krieg ist und bleibt eine Geißel der Welt, und ich will auch nur alsbald ehrlich sagen: Es ist falsch, wenn manche hochweise Weltdoktoren lehren, die Menschheit braucht bisweilen ein Aderlassen, das stockige Blut muß heraus. Ihr wißt aber, und wenn ihr's nicht wißt, so erfahrt ihr's

jetzt: Die alten Aderlaßmännchen stehen nicht mehr im Kalender; es ist falsch, wenn man glaubt, ein Mensch wird gesund, dafern man ihm zeitweilig Blut entzieht; das schwächt nur eine Weile, ersetzt sich aber schnell wieder. Und wie beim Menschen, so ist es auch bei der Menschheit. Gesund machen wollen durch Blutentziehung ist nichts als alter Aberglaube. —

Ihr schüttelt die Köpfe und meint, ich wolle euch feig und muthlos machen. Ich will euch aber nur gleich wiederum bekennen: ich bin ein Freund des Soldatenwesens, sonst hätte ich mich nicht freiwillig für euch anwerben lassen. Ich bin ein Freund des Soldatenwesens, und wüßte ich sicher, daß in hundert Jahren kein Krieg mehr in der Welt ausbrechen würde, ich würde dennoch sagen: Jeder gesunde Jüngling muß Soldat werden. Jeder muß eine Zeitlang heraus aus seinem Hause, aus seinem abgeschiedenen Berufe. Das gibt dir ein neues, frisches Leben, leichte Beweglichkeit, Aufmerksamkeit, Gehorsam und Ordnungsliebe, und was das Beste ist: du lernst und siehst vor dir, wie man in Gemeinsamkeit zu leben, zu handeln hat. Du weißt das ganze Jahr nichts davon, daß du nicht für dich auf der Welt bist, sondern zu einer großen Gemeinsamkeit gehörst, und diese ist das Vaterland; und jetzt, da es Ernst wird, bist du eingeschult und wirst zeigen, daß du in der Männerschule, und das ist das Soldatenleben, was gelernt hast.

Ich sage euch aber, der Krieg ist ein Uebel, und doch hoffe ich, euch den rechten Muth zu geben. Freilich, was bin ich? Nichts als ein Tambour, ein kleiner, schwacher, aber ich kann die Trommel rühren und wie der Trommelwirbel den Schritt eurer Füße geleitet, beschleunigt — o! dränge nur der Ton meiner Stimme so weit, so laut — gerade so möchte ich durch mein Wort euren Geist geleiten, den rechten Weg, den echten Weg, den Siegesweg.

Es gibt entsetzliche Zeiten und entsetzliche Menschen, wo das Wort der Schrift: Nähre dich redlich, in: Wehre dich redlich! umgewandelt werden muß, und will der Feind nicht Vernunft hören, muß er die Faust fühlen und Alles, was die Faust fassen und regieren kann. Und vor Allem die gesunde deutsche Faust. Ja, Deutsche? Seid ihr es denn? Seid ihr nicht Preußen, Sachsen, Hannoveraner, Bayern, Schwaben?

Ihr versteht Alle meine Worte, denn ich rede deutsch, ihr Alle redet deutsch, und ihr seid nicht Deutsche?

Seht, das ist der Jammer, der euch bis hierher geführt, und den ihr abthun sollt, jetzt, heute, für alle Zeit. Die Landschaft, der Stamm, nach dem ihr euch nennt, ist euer Eigenname; euer Aller Familienname aber ist deutsch. Es thut dir wohl und du hältst was drauf und sollst was drauf halten, du, daß du Fritz, du, daß du von deinen Nächsten Karl, Eduard, Wilhelm gerufen wirst; aber wärest du nicht ein erbärmlicher Wicht, wenn du nicht deinen Familiennamen in Ehren hieltest? Sieh dich um, da ist dein Bruder von der Ostsee, vom Rhein, aus Thüringen, Franken, Schwaben; du kanntest ihn bis jetzt nicht. Freut euch, daß ihr hier steht, und es ist ein einziger großer Herzschlag in euch Allen, und ein echter Priester des Geistes, der eben in diesem Jahre vor einem Jahrhundert geboren wurde, Friedrich Schiller, gepriesen sei ein Name, ruft euch durch mich zu:

Drum haltet fest zusammen, fest — und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig, einig, einig!

Ja, ihr hier seid's und sollt es sein: das einige Deutschland, einig im Herzen, einig in der That. Gesegnet sei die Stunde, da ihr es im Herzen erkennt, ihr seid ein einig Volk von Brüdern. Aus allen Berufsarten seid ihr zusammengeschaart und habt einen einzigen Beruf: zu sein der Schirm und Schutz des Vaterlandes. Der Feind macht euch einig. Jeder vereinzelt ist schwach, jedes kleine Land zu verheeren, wenn es für sich allein steht, aber einig, von Einem Willen regiert, von Einer Liebe beseelt, sind wir unbezwinglich, und die Schmach muß ein Ende haben — es ist jammervoll, daß wir sie bekennen müssen, aber wir müssen sie bekennen — die Schmach muß ein Ende haben, daß manche Völker um uns her glauben, wir bestehen nur durch ihre Gnade und sind ein zerstücktes unmächtiges Volk. Wir sind es gestern gewesen und sind es heute nicht mehr, sind es von der Stunde an nicht mehr, wo wir unseren

Willen einen zu Einem Gesetz, unsere Herzen zu Einem großen einigen Vaterlande.

Ihr stehet einig da, und die Formen, mit denen ihr Gott anruft, sind verschieden, aller Widerstreit, alle Verkennung ist verschwunden, jetzt, da ihr Alle zu Einem Ziele schreitet, und so bleibe aller Widerstreit verschwunden, wenn die Arbeit des Friedens euch wieder aus einander ruft, Jeden heim zu den Seinen.

Jeden heim zu den Seinen? Wehe! Nicht Alle werdet ihr wieder heimkehren. Seid getrost, schön ist das Leben für das einige Vaterland, schön aber auch der frische Tod, um die Liebe zu befreien und zu einen. Ich selber, ich bin von Natur kein Raufbold, aber der Geist in mir wird, will's Gott, stark sein — ich selber begrüße den Tod als einen Boten meines höchsten irdischen Wunsches, wenn es mir vergönnt wäre, noch sterbend zu hören: Deutschland ist ein einiges Reich.

Der Ruf: das einige Deutschland mit Einem Oberhaupt im Frieden wie im Kriege, stark und frei durch Gesetz und Liebe — im Leben wie im Tode sei unser Ruf: das einige Deutschland. Amen!

(Nachschrift.) Der Pfarrer vom Berge hat sich im Jahre 1870 zum Dienste als Feldprediger gemeldet, er wurde nicht angenommen, aber er erlebte noch die große Zeit und freut sich derselben bis auf den heutigen Tag.

---

9. Gezwungene Wahl.

Ja wohl ist das ein Widerspruch wie siedendes Eis und gefrorenes Feuer, aber in faulen Zeiten und in faulen Menschen hat eben das Widersprechendste Platz. Es gibt in der That gezwungene Wahlen; es gibt Städte und Dörfer, wo keine Gemeinderaths-, keine Landtagsabgeordnetenwahl zu Stande käme, wenn nicht Diejenigen, welche die Wahl unterlassen, eine Strafe träfe.

Kann es etwas Erbärmlicheres geben? Da sind die Einen, die sagen: es ist eine solche nichtswürdige Zeit, daß man sich gar nichts mehr um öffentliche Angelegenheiten kümmern mag; und da sind die Anderen, sie sagen's nicht laut, denken's aber um so mehr im Stillen:

dieses ganze Wahlwesen ist eigentlich unnöthig; die hohe Regierung — wozu natürlich sie selber gehören — sollte die passenden Männer bestellen, ohne viel zu fragen. —

Es wird und muß eine Zeit kommen, wo die Vernachlässigung des Wahlrechts oder der Wahlpflicht die höchste Ehrlosigkeit mit sich bringen wird. Wer dreimal seine Wahlpflicht versäumt, der sollte öffentlich auf Zeit ehrlos erklärt und der Bürgerrechte verlustig sein. Freilich ist das auch noch eine gezwungene Wahl.

Es bleibt dabei, es kann keine größere Schande für eine Stadt oder ein ganzes Land geben, als daß es Zwangsmaßregeln zur Ausübung der Wahlpflicht gibt.

Aus dem Gedenkbuch

des

Pfarrers vom Berge.

---

1. Der Nächste soll leben.

Ich war Vikar in der Stadt und zugleich Lehrer an der Armenschule; unter meinen Confirmanden war ein Knabe von besonders anmuthendem Wesen; er war allzeit aufgeweckt, dienstwillig, und hatte dabei eine seltene rasche und persönliche Auffassungsweise. Seine Eltern waren arme, ehrsame Leute; der Vater ernährte die Familie nur dürftig durch sein Handwerk, denn er war Drechsler nach der alten Weise, konnte sich weder die neuen Maschinen anschaffen, noch hätte er wohl damit hantieren können. Beim Confirmandenunterricht lernte ich den braunäugigen Wilhelm — er war auch wohlgestaltet und hatte etwas anziehend Verschämtes in seinem Wesen — noch näher kennen. Seine besondere Begabung wurde immer deutlicher, er schien mir zum Gelehrten bestimmt zu sein, war dabei aber auch so willfährig, daß er ohne Widerrede und wie es schien ohne innern Widerstand sich drein fügen wollte, beim Vater dessen Handwerk zu erlernen. Vater und Sohn erklärten sich indeß geneigt, wenn sich ein anderer Lebensberuf aufthue, diesen zu ergreifen. Ich konnte lange nicht mit mir ins Reine kommen, ob ich geschehen lassen solle, was nun

einmal beschlossen war, oder ob ich hier bestimmend eingreifen dürfe. — Ich finde in meinen Papieren von damals eine kleine Abhandlung über das Kastenwesen der Aegypter, worin ich nachzuweisen suchte, daß bei aller offenbaren Härte und Grausamkeit darin wieder eine Ausgleichung liegt, daß das Familienleben sich dabei stetiger und inniger erhält. Tritt der Sohn nicht in einen andern Lebensberuf, in dem er eine ganz andere Lebensweise verfolgt, ganz andere Anliegen hat, so bleibt er eigentlich mehr Sohn. Es entstehen nie jene Entfremdungen oder gar jene Zerwürfnisse, welche die natürlichen Bande so oft zerreißen. Ich muß aber doch bald von diesen Ansichten zurückgekommen sein, denn ich finde unter diese Aufzeichnungen mit großen Buchstaben geschrieben: „Lauter Aberwitz!" Und in der That: das ist das höhere fortgeschrittene Leben, das, trotz äußerlicher Unterschiede in den Berufsthätigkeiten, den Zusammenhang neu aufbaut. Die Geschichte der Menschheit lehrt uns, daß die höchsten Förderer des Lebens immer aus niedrigen Verhältnissen sich herausgearbeitet haben; damit allein ist eine stetige Ausgleichung und Fortentwicklung alles Daseins gegeben.

Ich stieg von meinen allgemeinen weltgeschichtlichen Betrachtungen wieder herab und faßte das Nächste ins Auge: Kannst du es verantworten, in das Lebensschicksal dieses Knaben einzugreifen? Er geht seinen natürlichen Weg, wenn du ihn der einmal gegebenen Bestimmung überlässest, und findet er später, daß er zu Besserem befähigt sei, so kann er dies in jedem Beruf anwenden, indem er ihn vervollkommnet. Und doch ist vielleicht dieser Rückzug nur eine Beschönigung deiner Trägheit! Du willst die Verantwortung von dir abladen. Zum Nichtsthun hat man immer leicht allerlei Beweggründe, oder man sollte eigentlich sagen: Laßgründe.

Ich kannte einen vortrefflichen Vorsteher einer Erziehungsanstalt in der Stadt. Ich stellte ihm das Wesen des Knaben und legte ihm einige seiner besten Schularbeiten vor, und der Erzieher sagte: „Sie fassen die Sache allerdings noch etwas schwärmerisch an; solche Anzeichen geben noch keine Gewähr, daß sich da etwas Besonderes entwickeln wird. Wir Erfahrenen haben schon hundertmal gesehen, daß schließlich ein ganz gewöhnliches Menschenkind sich daraus entwickelt, dem es besser wäre, es hätte irgend ein ehrliches Handwerk.

Dennoch muß ich sagen, daß das sich eben nicht bestimmen läßt. Sehen Sie hier den Blüthenbaum! Tausend und abertausend Blüthen fallen ab und können nicht Früchte werden; aber ich darf doch keine davon abbrechen, weil Sie nicht und ich nicht und überhaupt kein Mensch zu bestimmen vermag, welche Blüthe Frucht wird. Bringen Sie den Knaben, ich will ihn prüfen und kennen lernen, und wenn er mir gefällt, wollen wir's mit ihm versuchen."

Ich brachte Wilhelm. Auch der tapfere, vielerfahrene Pädagog hatte seine offene Freude an ihm.

Ich will es kurz machen, denn es wird mir noch heute schwer zu Muthe, wenn ich daran denke.

Noch war kein Jahr vorüber, Wilhelm hatte gute Fortschritte gemacht, ohne gerade einen besonders bevorzugten Geist zu zeigen; da wurde er aus der Schule gewiesen wegen fortgesetzter Veruntreuungen, die er mit einem wahrhaft ausgelernten Schelmensinn verübt hatte. Ich will nichts davon erzählen, wie mir's war, da ich den Knaben zurechtweisen und in eine andere Berufsart bringen mußte — er ist seitdem ins Militär getreten und wird von seinen Vorgesetzten als ordnungsmäßiger Feldwebel geachtet. Mir war's am schwersten, wie der edle Pädagog, der gleich mir und noch weit mehr als ich Vertrauen und Wohlthat schnöd vergolten sah, dies aufnehmen würde. Ich ging zu ihm, und als ich sagte, wie mich, abgesehen von allem Andern, besonders das tief schmerze, daß die Kinder vornehmer Eltern, die mit Wilhelm in der Schule gewesen, daraus eine Geringschätzung der Armen entnehmen könnten, die sie nur immer von vorn herein als zum Verbrechen geneigt und geschickt erachten würden, und wie das nun verderbend auf die jungen, eindrucksfähigen Gemüther wirke; da lächelte der Pädagog und sagte: „Ich hoffe, daß es in meiner Schule anders ist, als daß ein solcher Geist aufkommen könnte, und überhaupt machen solche Ereignisse keinen so tiefen Eindruck, als Sie meinen."

„Auch bei Ihnen nicht?" fragte ich.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich fürchte, daß die Uebelthat des Knaben fortwirkend nicht nur ihm zum Unglück gereicht, sondern vielleicht auch Anderen. Sie werden abgeschreckt sein. Wenn nun wieder einmal solch ein armer,

besonders begabter Knabe zu Ihnen kommt, werden Sie ihn in Erinnerung an das Vorgefallene —"

„Unbefangen betrachten und behalten," unterbrach mich der Pädagog und faßte lächelnd meine Hand. „Da stünde unser Wohlwollen auf schwachen Füßen, wenn es so schnell umgestoßen werden könnte. Sie wissen ja noch, auf der Universität heißt es beim Rundgesang: vivat sequens (es lebe der Nächste). Bringen Sie mir nur wieder einen frischen Burschen. Es lebe der Nächste!"

* * *

Es thut mir leid, daß ich den Namen des edlen Mannes nicht hierher setzen darf, aber er liest's doch jetzt, und wenn es ihn auch verdrießen mag, daß ich seine Gutthat in alle Welt hinaus erzähle, so mag er daran denken, daß eben dadurch ein Anderer nach seinem Beispiel so denken und handeln werde, und daß es dann noch in andrer Art heißt: „Es lebe der Nächste!"

2. Der Bettelknabe von der Kornecke.

Das war in der glücklichsten Zeit meines Lebens, erzählte ein junger Gelehrter — er ist aber jetzt schon grau geworden — das war damals, als ich in einem ununterbrochenen Wonnegefühl lebte; ich hatte die Geliebte meines Herzens errungen und durfte sie vor aller Welt mein nennen. Ich ging über die Straße und konnte gar nicht fassen, daß ich noch einen Augenblick allein sei: Dort in dem Giebelhause, dort schlug ein liebreiches Herz und lebte nur für mich. Und wenn ich dann mit ihr ging, sie hängt an meinem Arm, es ist ein reines, klares, von allem Edeln erfülltes Menschenkind, und mein, mein ganz und gar ... Die ganze Welt war so hell, jedes Antlitz strahlte von Freude. Sie freuten sich Alle, wenn sie uns so mit einander gehen sahen.

Wir machten die Brautbesuche, und ich beneidete die Menschen, die sie gekannt hatten, da sie noch Kind war, die mir Dies und Jenes von ihr erzählen konnten, bevor unser Leben ein einiges geworden. Warum war mir nur ein Augenblick ihres Lebens entgangen? — Und so wandelten wir durch die Straßen, stiegen Treppen auf und

ab, und saßen bei den Menschen, die sich mit unserm Glück freuten; Alle waren so gut und so glückselig.

Wir gingen zu einem alten Lehrer meiner Braut. Da spricht mich ein Bettelknabe an und klagt mit jämmerlicher Stimme, daß er daheim kein Brod habe. Mir war's kaum faßlich, daß es noch Un-



glück und Noth in der Welt geben soll. Ich nahm den Knaben mit bis zum nächsten Bäcker und kaufte ihm einen großen Laib Brod. Er sah mich zuerst verwundert an über das, was ich that, da ich ihm nicht Geld gab; aber jetzt rannte er mit Freude davon. Wir gingen weiter und an der Kornecke sprach mich abermals ein bleicher, schon fast zum Jüngling erwachsener Knabe um Brod an; es war mir zu viel, nochmals zum Bäcker zurückzukehren, und, ehrlich gestanden, ich

scheute mich auch; denn ich befürchtete, daß mein Thun Aufsehen errege; wurde ja mein erster Einkauf bereits mit Verwunderung betrachtet. Ich gab nun dem Knaben ein großes Geldstück — ich weiß nicht mehr, wie viel — und sagte ihm: „Da, geh zum Bäcker, kaufe dir einen Laib Brod und das übrige Geld bringst du zurück. Wir machen hier im Hause einen Besuch, warte dann bis wir wieder herabkommen.

Meine Braut sah mich zuerst lächelnd an, dann sagte sie mit jenem Blicke, der alles Edle in jedem Menschen erwecken mußte, und mit holder, inniger Stimme: „Ja, Kind, du bist ehrlich und brav, du bringst das Geld wieder."

Der Knabe schaute mit großen Augen zu ihr auf, und ohne ein Wort zu erwidern, ging er davon.

Indem wir die Treppe hinaufgingen, sagte ich: „Es ist doch wohl Unrecht, daß ich den Knaben so in Versuchung bringe. Wer weiß, ob wir nicht getäuscht werden."

„Und wenn wir auch getäuscht würden," erwiderte sie, „wollen wir uns das Vertrauen in die Menschen nicht rauben lassen; aber ich glaube fest, daß der Knabe ehrlich ist und auf uns wartet."

Wir hielten uns bei diesem Besuche länger als gewöhnlich auf, denn der Lehrer that sich mit Recht was darauf zu gut, diese gediegene Seele gebildet zu haben.

Wir verabschiedeten uns endlich. Als wir vor das Haus kamen, stand der bleiche Knabe da, hielt unter dem einen Arm einen großen Laib Brod, mit der andern streckte er mir das überzählige Geld entgegen. Ich nahm es und sagte nur leise zu meiner Braut: „Gottlob, du hast Recht gehabt. Aber ich meine, ich verderbe den Knaben, wenn ich ihm jetzt dieses Geld schenke; ich löse damit auf, was er gethan, und spiele nur mit seiner Tugend."

„Ja wohl," erwiderte sie und fragte, zu dem Knaben gewendet: „Wo wohnst du, guter Junge?"

Er gab seine Wohnung in einem entlegenen Armenviertel an.

„Besuchst du noch die Schule?"

„Nein, ich bin schon entlassen."

Wir gingen glückselig weiter, und ich nahm mir vor, den Knaben aufzusuchen und nach Kräften für ihn bedacht zu sein; aber im Jubel des so hoch geschwellten Lebens vergaß ich es doch, und

als ich in meinem entfernten Wohnorte daran dachte und mich darüber grämte, sagte meine Frau: „Beruhige dich! Der Knabe hat meinen Glauben nicht getäuscht und ich habe ihm Gleiches mit Gleichem vergolten. Während deiner Abwesenheit kurz vor der Hochzeit suchte ich ihn in Begleitung meines Bruders auf, und als ich eintrat, rief der Knabe: ‚Siehst du, Mutter? Hab' ich nicht immer gesagt, sie kommen, und wenn Er nicht kommt, Sie kommt ganz gewiß!' — Ich habe für ihn gethan, was ich konnte. Mein Vater hat den Knaben bei einem rechtschaffenen Tischler in Breslau in die Lehre gegeben."

---

3. Was ist die Taxe?

Das ist eine Frage, die in unsrer Zeit allgemein bräuchlich ist, wie nie zuvor. Sonst mußte man mit einem Hauderer über den Fahrpreis übereinkommen, und war's endlich so weit, hieß es zuletzt noch: „Und auf ein Trinkgeld und auf einen Schoppen, wo man Mittag macht, wird's dem Herrn auch nicht ankommen." — Heutzutage ist das vorbei. Sogar die Stellwagen, die wie kleine Bäche von allen Ecken und Enden daher rennen und in den Strom der Eisenbahn ausmünden, selbst diese haben ihren festen Satz, auch Taxe genannt. Ja, es gibt mehrere deutsche Länder, wo in allen Wirthshäusern unter Glas und Rahmen ein Speisezettel &c. aushängt, mit dem amtlichen Siegel der Orts- oder Kreisbehörde versehen, und da ist gerichtlich bestimmt, nicht nur was ein Glas Bier kostet, sondern auch was für eine Tasse Kaffee, für Suppe, Braten, Salat &c. gefordert werden darf. Freilich, Güte und Bereitung des Dargereichten kann die Behörde nicht bestimmen, das muß der Wirth auf Rechnung seines Rufes nehmen. Der Gepäckträger und Fiaker, Alles hat seine Taxe, und in manchen Wirthshäusern hat man sogar die letzte unregelmäßige Frohne abgelöst; das sogenannte Trinkgeld wird jetzt auf die Rechnung gesetzt. Es ist fast so, daß Keiner mehr Dank zu sagen hat; man gibt, was gesetzt ist, und damit — abgemacht. Hört nun mit diesen Einrichtungen die alte Gemüthlichkeit auf? Ist dadurch ein frostiges und fremdes, ungefälliges Wesen zwischen den Menschen aufgestellt? Freilich ist mancherlei

kratzfüßige Unterwürfigkeit abgethan, und das hat sein Wohlthätiges. Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth, und die Bettelhaftigkeit, die in manchen Dienstleistungen gang und gäbe war, verwandelt sich zu einer sichern, in sich geehrten und unabhängigen Haltung. Das persönliche Vertrauen wird zu einer öffentlichen Gewähr, die Menschen stehen in gegenseitigen Leistungen unter der Herrschaft eines Gesetzes, und die Bedeutung der Frage: was ist die Taxe? gehört mit in die große gesetzmäßige Ordnung des neuen Weltverkehrs, die eine öffentliche Moral herzustellen berufen ist, die in innerer Hoheit keiner früheren nachstehen wird.

---

4. Säen und Ernten.

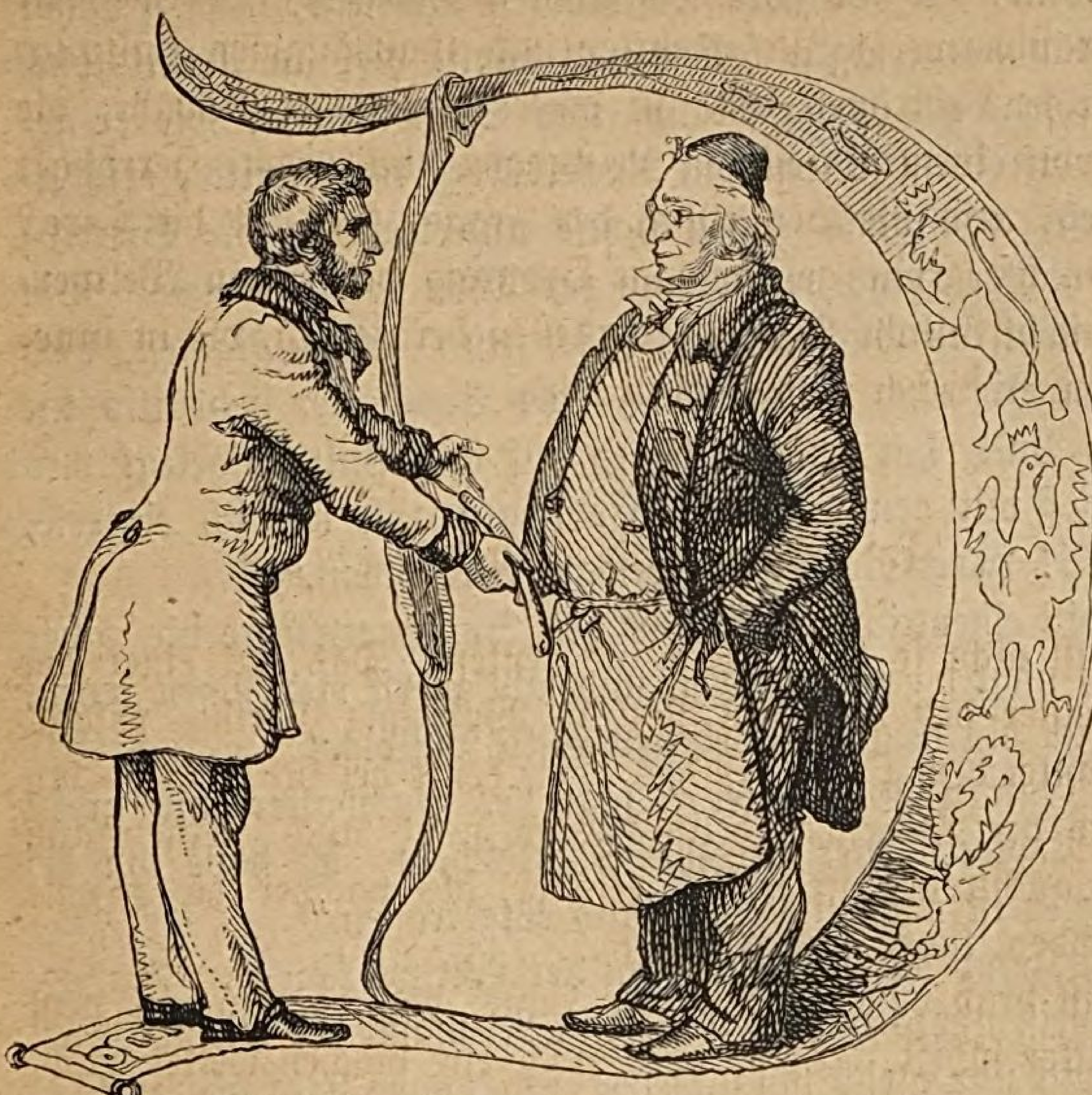
Säen ist nicht so beschwerlich als ernten! Das hat einer der weisesten Meister des deutschen Volkes, Wolfgang Goethe, gesagt. Der Hans hinter dem Ofen, der das hört, denkt bei sich: ei, da bin ich auch einer der Weisesten, denn das weiß ich auch. Eine Hand voll Samen ausstreuen ist freilich leichter, als nachher die Halme schneiden, binden, laden und dreschen . . .

Gut, ist brav von dir, wackerer Hans, daß du nun mit dem Goethe zu Acker fährst. Denk' aber noch ein bischen weiter nach, daß der Spruch auch ein Gleichniß, und daß damit gemeint ist: es ist leichter, Lehren ertheilen, Anschläge machen, als das, was daraus folgt, gehörig auszunutzen. Sei einmal dein eigener Pfarrer und predige dir selber über diesen Text, er ist ausgiebig.

Eines aber will ich dir noch sagen: rede dir nicht ein, du verstehest nicht, was die klaren Geister in ihren Büchern ausgesprochen haben. Woher haben sie denn ihre Weisheit, als aus dem Leben, das Jeder vor sich hat? Der einzige Unterschied ist nur, daß sie nie schläfrig, sondern allzeit wach dreinschauten. Alle Weisheit der Bücher ist aus Beobachtung des Lebens entnommen; alle Heilmittel in den Apotheken bestehen aus Dingen, die draußen in der freien Natur gewachsen sind — aber freilich, man muß ihre Kennzeichen und Eigenschaften scharf beobachten, und mit verdämmerten Augen findet man sie nicht.

---

5. Eine Stunde der Versuchung.



er Tischler Stuber, der in diesen Tagen gestorben ist, erzählte mir auf seinem Sterbebett ein Ereigniß aus seinem Leben, dessen Erinnerung ihm ein Labsal war.

„Ich weiß wohl," sagte er, „ich hab' viel Sünden begangen und vieles Gute unterlassen, was ich hätte thun können. Wenn ich aber denke, wie ich die Versuchung bestanden, da kühlt mir's das heiße Kissen und ich athme leichter." —

„Und doch," begann er dann wieder, „wenn man's genau besieht, ist eigentlich nichts dran; ich war nur nicht schlecht, aber ich war in großer, schwerer Versuchung, und ich hätte mich nicht mein Lebenlang so zu plagen gehabt und könnte meinen Kindern jetzt ein schönes Erbe hinterlassen. Schauen Sie, Herr Pfarrer, es ist jetzt Winter und ist Nacht, und ich liege da und kann mich nicht rühren; aber wenn ich mich jener Stunde erinnere, ist Sommer, ist heller schöner Abend, und ich stehe noch in den besten Jahren und höre ganz deutlich den Kupferschmied neben dem Hause des Stotz einen Kessel

klopfen . . . Es war ein paar Tage nach dem Tod des Holzhändlers Stotz. Er war ein kluger Kopf, er hat nicht blos Stämme nach Holland geschickt, er hat zwei Sägmühlen angelegt, den größten Theil der Stämme versägen lassen und damit viel an Arbeitslohn verdient. Er war ein harter Mann, und Sie wissen ja, wie er gestorben ist; von einem Baum am Rockertsberg im Gewitter erschlagen. Ich gehe also nach seinem Hause und trete in die Schreibstube, gleich rechter Hand, wenn man zur Thür herein kommt. Wie ich eintrete, steht der Buchhalter — ich nenne keinen Namen, und bitte, forschen Sie auch nicht nach — der Buchhalter steht also an dem eichenen Pult, hat beide Ellbogen auf das Pult aufgelegt und hält den Kopf mit den Händen. Er schaut auf, wie ich eintrete, und sagt: „Ei! Herr Stuber, Sie erwartete ich schon."

„Ich will eigentlich zur Wittwe des Stotz," erwidere ich, „aber ich kann doch nicht da vorbeigehen, und will zuerst mit Ihnen reden. Sie wissen, ich bin dem Verstorbenen Geld schuldig."

„1187 Gulden 30 Kreuzer," sagt der Buchhalter und greift nach einem Papier, „hier ist Ihr Schuldschein, ich habe ihn bei Seite gelegt; er ist noch nicht ins Buch eingetragen."

„Ja, ja! und da wollt' ich eben der Wittwe sagen . . ."

„Sie weiß nichts davon, und sonst Niemand als wir."

„Ich will nur gleich hinaufgehen, ich komme bald wieder."

„Bleiben Sie doch eine Weile. Reden wir doch zuerst ein wenig allein mit einander," sagte der Buchhalter, gegen die Wand gekehrt, ohne mich anzusehen. Auch ich kann nicht aufschauen, und es ist mir, als ob mich ein Schuß ins Herz getroffen hätte.

Der Buchhalter ist gar wohlgemuth, er hält den zusammengefalteten Schuldschein vor den Mund und pfeift darauf ein lustig Lied, ein ganz lustiges, und es ist, wie wenn zwei Menschen pfeifen würden, so zerschneidet das Papier den Ton. Dann nimmt er ein Stück Holz, das auf dem Pult liegt, bricht es mitten entzwei und sagt: „Die eine Hälfte ist für Sie."

Mir wirbelt's im Kopf, ich weiß nicht mehr, wo ich bin, und was ich mein Lebtag nicht gewagt hätte, thu' ich doch, ich setze mich rittlings auf den lederbesetzten, hohen dreibeinigen Stuhl, der vor dem Pult des Stotz steht; da hat er immer gesessen und hat markten

können, daß er Einem das Blut unter den Nägeln herausgedrückt. Jetzt ist der Stuhl leer und auf dem Pult liegt kein Papier und wartet auf die Unterschrift. Darf man nicht von dem Blutgeld wieder holen, was man kriegen kann?

So geht mir's durch den Kopf, aber ich kann kein Wort reden.

Der Buchhalter wendet sich um und reicht mir die Hand. Diese Handreichung sagt viel. Niemand weiß von dem Guthaben als er und ich. Der Buchhalter thut mit, er thut gern mit, wenn ich ihm seinen Theil gebe, und die Sache ist aus. Ich bin plötzlich bei Vermögen, und warum soll ich nicht? Der Stotz hat großen Verdienst an mir gehabt und er ist reich, sehr reich, und ich — wenn ich jetzt zur Thür hinausgeh', bin ich plötzlich ein Mann von Vermögen, aber was noch außerdem? Pah! Tausende von Menschen würden an deiner Stelle zugreifen und vergnügt weiter leben. Wie Viele haben gewiß schon so mit dem Buchhalter abgemacht, warum willst du allein der ehrliche Narr sein? Friß, derweil du an der Krippe stehst. Wie lang mußt du arbeiten, bis du so viel nur verdienst, viel weniger, daß du es erübrigen kannst. — Ich stehe auf, ich will einen Schritt gehen, aber ich kann nicht vom Fleck, und ich stampfe auf und sage Nein fast laut, aber Etwas in mir hat doch Ja gesagt und fast noch lauter, und ich denke, wie mich jeder Mensch auslachen wird, dem ich erzähle, daß ich ein ehrlicher Narr gewesen bin.

Ich gestehe, die Versuchung war stark. Der Buchhalter schaut mich an, lächelt und nickt, und dann kritzelt er wieder Etwas aufs Papier.

Ich kann drauf schwören, daß ich's zuerst gedacht habe, bevor er was gesagt hat. Mir war's als sitze ich drüben im Bräuhaus am runden Tisch in dem Erker, und vor mir sitzt der Buchhalter und wir stoßen fröhlich mit einander an. Und wie ich das so denke, sagt der Buchhalter — ich nenne keinen Namen — „Wollen wir hinüber ins Bräuhaus? Es wird eben frisch angestochen."

Es muß sein, daß es Minuten gibt, wo Einer dem Andern ins tiefste Herz hineinschaut. Und ich sag': „Da haben wir Einen Gedanken gehabt, aber ich trinke jetzt nicht," und mir wird plötzlich

angst und bang, mir ist, als wäre ich mitten im Walde von Räubern angefallen, und doch red' ich vom Wetter und von Allerlei.

Der Buchhalter macht das Buch zu, dreht den Schlüssel am Kasten ab, zieht einen andern Rock an, greift nach seinem Hut und steckt meinen Schuldschein in die Tasche.

Ich bekomme eine Höllenangst vor dem Buchhalter, und plötzlich reiß' ich mich los und fasse die Thür und renne und stolpere, daß ich fast zu Boden falle, zum Haus hinaus, aber ich wende mich um, und jetzt renne ich dem Buchhalter grade auf die Brust, ich wende mich wieder ab und springe die Treppe hinauf, und „1187 Gulden 30 Kreuzer bin ich schuldig!" schreie ich der Wittwe zu, die oben an der Treppe steht.

Ich habe der Wittwe bei Heller und Pfennig meine Schuld bezahlt. Das tröstet mich jetzt und das nehme ich mit ins Grab.

---

6. Die Pfundhand.

Nur das Gesetz, das unabänderliche, von Willkür und persönlichem Druck unabhängige, nur dieses Gesetz darf gelten und herrschen. Legt man das Gesetz in die Hand eines Menschen, so geht's eben wie bei jener Frau, die an einen Trödler ein Pfund Federn verkaufen wollte. „Ach," klagt die Frau, „ich habe keinen Pfundstein."

„Da ist leicht geholfen," sagt der Trödler, „hier meine rechte Hand, die wiegt gerade genau ein Pfund."

Er legt die rechte Hand in die Wagschale, und die Frau mußte alle ihre Gänse rupfen und brachte es doch nicht zu einem Pfund.

Verstanden?

---

7. Der ehrliche Finder — gegen gute Belohnung.

Wie oft stehen in öffentlichen Ankündigungen von verlorenen Gegenständen die beiden oben bezeichneten Redensarten hart neben einander; und doch haben sie etwas Unverträgliches.

Ich hatte auf der Reise meine Wäsche übergeben und Alles genau bezeichnet; wie verzeichnet, so wurde auch Alles zurückgeliefert. Eine Stunde darauf kam ein Knabe und brachte noch ein Taschentuch mit dem Bemerken: dies schicke seine Mutter, es sei nicht aufgeschrieben gewesen. Natürlich war ich erfreut von dieser einfachen Redlichkeit. — Ich glaube, man irrt, wenn man die Freude über solche Erscheinungen als Zeichen betrachtet, daß eben die Redlichkeit nicht häufig zu finden sei in der Welt; ich möchte vielmehr ganz im Gegentheil sagen, daß man sich darüber freut, wie über eine gesetzmäßige Naturerscheinung, wie über eine Blume im Gebiete der Sittlichkeit; auch die Blume im Garten wächst natürlich und wir freuen uns ihrer Entfaltung, so häufig und stetig sie auch ist. Ich habe solcher und anderweitiger Redlichkeit schon viel in der Welt gesehen. Vor Jahren z. B. einen ähnlichen Fall. Ich kam an einem heißen Mittag in Schaffhausen an. Unter der Thür des Gasthofs zum Schiff bezahlte ich den Kofferträger und ungeschickter Weise fiel mir dabei all mein Geld, darunter mehrere Goldstücke, auf den Hausflur. Mit Hülfe des Hausknechts las ich es wieder zusammen und ging auf mein Zimmer. Nach einer Weile kam der Hausknecht und brachte mir nachträglich ein Goldstück, das er noch gefunden hatte. Ich war so freudig überrascht von dieser einfachen Handlungsweise und schämte mich eigentlich, sie durch Geld zu belohnen, daß ich dem Hausknecht nur die Hand drückte. Ich weiß nicht mehr, sagte er's oder sah ich's ihm nur an, daß ihm diese Art, wie ich meinen Dank kundgab, lieber war als ein Geldgeschenk. Dennoch machte ich mir nachher Vorwürfe und dachte: er kann dir diese Nichtbelohnung doch als Geiz auslegen und wird in einem andern Fall nicht mehr so redlich sein gegen einen Fremden, den er nur Einmal sieht und nie wieder. Du hast ihn vielleicht für alle Zeit damit verdorben.

Ich nahm mir vor, ihm das zu erklären. Wie das aber auf der Reise und im Wechsel der Eindrücke geschieht, ich kam nicht dazu, und es peinigte mich noch oft auf der Reise, daß ich es verabsäumt. Als nun jetzt der Knabe mit dem überzähligen Taschentuch so vor mir stand, fiel mir jenes Ereigniß wieder ein und ich sagte dem Knaben: „Das ist rechtschaffen von dir und deiner Mutter, und

Rechtschaffenheit belohnt sich im Herzen, und es wird dir gut gehen, wenn du so bleibst. Hier dieses gebe ich dir. Ich gebe dir's nicht als Belohnung, weil du brav warst, sondern als Andenken; nimm das Geld als Denkmünze und sei allzeit tapfer in der Ehrlichkeit."

Und wieder drängt sich mir die Frage auf: ist diese Belohnung der Tugend nicht ein Herabsetzen und Verkehren derselben? Ist die Art, wie man in allgemeiner und besonderer Weise Belohnung und Entgelt verheißt, nicht eine Auflösung des einfach Natürlichen?

Ich gebe es zu bedenken.

---

8. Taumeltugend.

Es war am letzten Pfingstmontag Abend. Der Sonntag war verregnet und vielen Menschen dadurch die langersehnte Lust zerstört worden: das Prangen der Natur mit festlichem Gemüth zu empfangen, frei und ledig sich im Schweifen über Berg und Thal des offenen Daseins zu erfreuen. Nun aber, an diesem zweiten hellen Festtage, war Alles frisch und lustig.

Zwei Freunde gingen am Neckar mit einander und freuten sich der eigenen Freude und der um sie her, denn von allen Seiten jauchzte und jubelte es. Die Vögel in der Luft und auf den Bäumen sangen aus heller Kehle, und Musik und Liedersang der Menschen schallte drein. Der eine der Freunde, ein Gelehrter, sagte: „Mir ist immer, als wäre der Pfingstmontag ein zum ganzen Tag verlängerter Sonntag-Nachmittag. Der Gottesdienst ist vorüber, und die Lustbarkeit ist unabhängig für sich da."

„Wer weiß, ob das gut ist," erwiderte der andere Freund, ein lebenskräftiger, markiger Landwirth, „wer weiß, ob diese Trennung von Freude und Andacht nicht vom Uebel. Nach meiner Ueberzeugung liegt das beste Kennzeichen, ob das Leben einer Nation und einer Zeit gesund ist, darin, wie Sonn- und Festtag gefeiert wird: daß man die Lustbarkeit, die Fröhlichkeit nicht jenseits der Sittlichkeit verweise, daß man die Welt nicht in zwei Hälften theile und die

eine der Andacht, die andere dem Genuß als besonderes Reich anweise. Wenn die Menschen wieder wahrhaft gesund und glücklich werden sollen, müssen Andacht und Freude gleichmäßig und friedlich bei einander wohnen. Freilich, wie man jetzt die Zucht versteht, ist das noch lange nicht zu hoffen."

Sie förderten ihre Schritte und aus einem Wirthshaus tönten ihnen Lieder und helles Jauchzen entgegen. Als der Gelehrte seine Freude darüber ausdrückte, daß die grausam strenge Zucht, die gegen Alles, was nicht aus Büchern stammt, zu Felde zieht, doch noch nicht alle Lieder aus dem Munde des Volkes verscheucht habe, erwiderte der Landwirth lächelnd:

„Und man sollte es auch nicht so schwer als Sünde anrechnen, wenn ein Mann aus dem Volk an einem lustigen Tag auch ein Glas über den Durst trinkt. Dieses Loslösen der gewohnten Bande ist oft belebend für das ganze Sein, und ich habe bemerkt, daß es oft die besten, pflichtgetreuesten Arbeiter sind, die auch einmal über die Schnur hauen."

Die beiden Freunde gingen still dahin und in ihren Herzen war etwas von jener Andacht, die das helle Leben feiert; oder ist es nicht eine fromme Regung, die mit Freuden hineinschaut und hineinhört in die Lust des Daseins und sich erquickt an der Fröhlichkeit der Mitmenschen?

Sie gingen still den Berg hinan, drauf die Sonne eben in voller Gluth ihr Abendroth ausbreitete, und vom Dorfe herauf tönten Clarinette und Trompete, dort wo lustige Paare sich im Tanze drehten. Hinter ihnen kam ein Trupp junger Bursche, in weinseliger Laune jodelnd und singend, die Freunde nickten ihnen zu und sie jauchzten zur Antwort. Da kam eine Frau, die einen kranken Mann auf dem Schiebkarren führte, den Berg herab; sie fuhr ruhig dahin und bettelte nicht. Die beiden Freunde griffen zu gleicher Zeit in die Tasche und reichten ihr eine Gabe; sie hielt an, trocknete mit der einen Hand den Schweiß von der Stirn, mit der andern empfing sie die Gabe. Der Kranke auf dem Schiebkarren murmelte unverständliche Worte. Nun kamen auch die Angetrunkenen herbei und ihr Singen und Jodeln war plötzlich verstummt. Sie hielten an, wie auf ein Commando griff Jeder in

seine Tasche und öffnete mit unsicherer Hand den Beutel und reichte der Armen eine Gabe. Jetzt dankt sie: „Vergelt's Gott, tausend und tausendmal."

Der Eine der Angetrunkenen begann zu singen:

„Ich hab' einen Schatz in Ewigkeit,
Von elfe bis man zwölfe läut't."

Die Anderen aber unterbrachen ihn und geboten Ruhe, und sie zogen still mit ihm davon.

Die beiden Freunde blieben stehen und schauten nach, dorthin, wo die Frau mit dem Kranken den Berg hinabfuhr, und dorthin, wo die Weinseligen jetzt lautlos, wie innerlich betroffen, Arm in Arm dahinwanderten.

Die beiden Freunde standen still, bis endlich der Gelehrte sagte: „Könnte man dies nicht als Sinnbild unserer Zeit betrachten? Unsere im Taumel des Genußlebens berauschte Zeit fühlt sich doch manchmal angehalten durch den Anblick des Elends, und mitten im Taumel erwacht Etwas wie ein Gewissen und sie erleichtert sich das Herz durch Wohlthätigkeit. Sie will sich damit freikaufen."

„Ich hätte nicht geglaubt," erwiderte der Landwirth, „daß auch du ein Strafprediger unserer Gegenwart sein willst. Ja, Strafprediger. Warum gibt es nicht auch das Gegentheil davon? Immer und immer predigt das in die Welt hinaus: die Menschheit steht an einem Abgrund, sie rennt unausbleiblich hinein. Es ist nichts erbärmlicher, als immerdar seine eigene Zeit beschimpfen und dafür eine andere erheben. Freilich ist das leicht, weil wir unsere Zeit am besten kennen und somit auch ihre Fehler; aber es ist gewiß besser gethan, daß wir uns unserer Zeit freuen, das erkräftigt viel mehr, und ich bin auch der vollen Ueberzeugung, daß die Sonne, wie sie jetzt in wunderbarer Pracht verglüht, noch nie über ein besseres Menschengeschlecht geschienen als das unsrige, als das gegenwärtige. Allerdings sind Laster und Untugend auch in unserer Zeit schwer und häufig genug, aber an Wohlthätigkeit, an thätigem Drange, für Andere zu denken und zu sorgen, steht unsere Zeit gewiß keiner früheren nach. Kein Spruch hat mich je mehr gefreut

als der des Königs Salomo: ‚Wer vergangene Zeiten lobt, ist nicht weise.‘ Und selbst diese Angetrunkenen —“

„In ihrer Taumeltugend,“ unterbrach ihn der Gelehrte, und der Landwirth fuhr fort:

„Nenne es Taumeltugend, das nimmt der Sache nichts. Es ist wahr, daß das Trinken das Gemüth flüssiger macht. Das aber, daß vielleicht mitten in der Unbewußtheit ihre Hände in die Taschen griffen und die unsteten Finger ein Stück Geld der Armen in die Hand legten, das ist Tugend im ganzen Vollwerthe ohne Rabatt. Sie brauchen's nicht klar zu wissen, aber sie fühlten es und folgten dem Gefühl, daß sie nicht lustig sein dürfen im Angesicht des Elends, und sie thaten, was sie konnten, zu dessen Linderung; die Erquickung, die sie durch dies Stück Geld bekommen, ist der beste Schoppen, den sie heute getrunken. Sie spüren's, wenn sie auch nicht wissen warum. Ich könnte dir, wenn ich wollte, die meisten Tugenden in Taumeltugenden verwandeln. Die Tugend der Tapferkeit in der Schlacht, der Aufopferung und Hingebung in tausend Fällen des Lebens; wie selten sind wir die wirklichen freien, bewußten Thäter. Im Augenblick der Ausführung ist man oft nichts als Werkzeug der Stimmung, die allerdings aus ruhiger Erkenntniß und edler Gewohnheit hervorgehen mag und soll. Ich gehe noch weiter und behaupte: in dem Moment, da diese Angetrunkenen ihre Beutel öffneten und das Geld hingaben, waren sie ihres reinen Thuns sich völlig bewußt, wenn auch einen Moment vorher und einen nachher die Wellen des Rausches über ihrem Geiste zusammenschlugen.“

„An dir geschieht ja das Pfingstwunder,“ sagte der Gelehrte, „du wirst ja auf einmal fast zum Prediger; aber du hast Recht, mich hat das Wort Taumeltugend mehr gereizt als ich verantworten kann. Es gibt Worte und Aussprüche, die, namentlich wenn sie einen Witz enthalten, uns hinausreißen über das, was wir eigentlich dachten und sagen wollten. Ich freue mich unserer angetrunkenen Wohlthäter, du kannst heute mit dem Bewußtsein einschlafen, ein Stück von mir bekehrt zu haben.“

Die Nacht war eingebrochen, die Bäume an der Straße warfen dunkle Schatten; Liebende mit verschlungenen Armen begegneten

den Freunden und im Wald sang die Nachtigall. Die beiden Freunde gingen dahin, in tiefster Seele gesättigt und getränkt. Und als sie in der Ferne ein Trinklied hörten, das lustige Kameraden noch auf der Straße sangen, stimmten sie leise mit ein, bis sie einander die Hand reichten zur: Guten Nacht. Das Lied aber lautete:

„Herr Bruder, ich bring' ihm ein Glas mit Wein,
Das will von ihm getrunken sein.
Frisch einmal herum.
Rum und um und wieder herum,
Dem Hahnen stehn die Federn krumm;
Frisch einmal herum."

---

9. Kasernenbescherung.

Eine lange Reihe von Staatswagen vor dem Rathhause, Hunderte von Menschen drängen sich am Thor. Was ist das?

Da oben ist große Weihnachtsbescherung für die armen Kinder; man kann gegen Eintrittsgeld zusehen.

Ich ging hinauf. Von einer Tribüne herab spielt ein volles Orchester. Zuerst einen Choral, und die Versammelten singen ihn mit, dann wird ein lustiger Marsch gespielt, und wohlgeordnet, von Schullehrern und Ehrendamen geleitet, zieht die lange Reihe der Kinder durch den Saal. Die hohen und höchsten Herrschaften sind versammelt. Ich weiß nicht, ob man vorher eine Probevorstellung machte, es ist wohl möglich, denn es geht Alles wie eingeübt. Die Kinder werden an Tische geführt und dort ist für jedes Einzelne mit seinem Namen die Weihnachtsbescherung bezeichnet: Kleider, Bücher, auch Spielzeug. Es wird eine erbauliche Rede gehalten und wieder erschallt ein Marsch, die Zuschauer und Veranstalter verlassen den Saal und nach ihnen die Kinder mit den Gaben.

Mir bebt die Hand, da ich diese Einrichtung angreifen soll, vielleicht störe ich damit eine in ihren Beweggründen noch immer gute That; aber ich muß, denn ich glaube, daß eben die Ausführung

fast Alles wieder aufhebt, was Gutes daran zu finden, und ich glaube, daß es nur zum Bewußtsein gebracht zu werden braucht, um den an sich guten und echten Zug nach Wohlthätigkeit in die rechte Bahn zu leiten.

Denkt euch einmal hinein in die Seelen dieser Kinder, die zu einer gewiß nicht beabsichtigten Schaustellung der Wohlthätigkeit herangezogen werden. Die heiligste Empfindung eines Kindes ist die Freude, jenes selige, die ganze Welt vergessende Jauchzen im Empfinden einer Lust; und in diese Lust hereingreifen, sie herauszerren zur Schaustellung, das ist ein jammervoller Mißbrauch.

Es ist aber ein weises Naturgesetz, daß eben diese Stimme der Lust sich nicht mißbrauchen läßt. Gleichwie viele verschiedene Singvögel, in Einen Käfig gesperrt, nicht mehr singen, sondern nur noch zwitschern, so ist es auch bei diesen Hunderten von Kindern, denen hier gemeinsam beschert wird. Jedes für sich würde jauchzen, nun aber ist die Freude gedämpft und gedrückt; Lust und Angst kämpfen mit einander und die Angst wird Herr. Und dann beobachtet nur zwei Blicke des öffentlich bescherten Kindes! Kaum hat es das ihm Zukommende erschaut, so blickt es neben hinaus nach dem, was das andere erhalten, und Neid, Mißgunst oder Schadenfreude steigt in der jungen Seele auf. Folgt dann einem andern Blicke, der suchend umherschweift: dort abseits unter der Gallerie stehen die Eltern; sie sind nicht darnach angethan, um zu dem Festesschmuck zu passen, sie sind abgeschieden von den Kindern, wenn ihnen überhaupt die Gunst gewährt wird, mit in den Saal zu treten. Wenn nicht noch Schlimmeres in der Seele des Kindes aufsteigt — daß es sich herausgehoben, bevorzugt fühlt — so ist doch gewiß seine Lust eine gebrochene, weil es nicht alsbald den Eltern zeigen kann: seht, das und das ist mir geworden!

Denkt euch dann die Tage, die Stunden vor und nach der Bescherung. Da wird ein Glanzleben aufgethan, das die Dunkelheit des engen, verkümmerten Seins noch schwärzer und enger erscheinen lassen muß.

Das Beste an aller Wohlthätigkeit ist der Blick des Gebers und der Blick des Empfängers; aber wo begegnen sie sich hier?

Freilich hat die Vergrößerung der Städte eine solche Schwierig-

keit der Ueberschau, eine solche Trennung der Stände herbeigeführt, die nicht leicht zu besiegen sind; und doch müssen sie besiegt werden, wenn nicht oben und unten eine entsetzliche Verwahrlosung immer mehr überhand nehmen soll.

Da sind die Wohlthätigkeits-Comités, sie wandern mit ihren Subscriptionslisten von Haus zu Haus, du zeichnest gern ein, denn dein Herz ist gut, du fühlst, daß es dir wohlergeht und du verpflichtet bist, auch für das Wohlergehen Anderer zu sorgen; aber — verzeihe den Ausdruck, ich kann dir ihn nicht ersparen — diese subscribirte Wohlthätigkeit ist doch nichts als eine Zwangswohlthätigkeit. Du berührst den Armen nicht, du siehst, du hörst ihn nicht. Das Comité ist die Zange, durch welche du dich mit ihm in Verbindung setzest, nein, nicht dich, sondern dein Geld; du bist gar nicht da, und du hältst dich für vollkommen befriedigt, wenn du heut Abend dieser oder jener Einladung entsagst und der allgemeinen Bescherung beiwohnst. Ist diese Jacke dort von deinem Geld? Ist der Knabe, das Mädchen dort von dir beschenkt? Du weißt es nicht, ja du bist vielleicht so weise, daß du sagst: „Diese Wohlthätigkeit ist die bessere, der Arme hat nur im Allgemeinen den Besitzenden zu danken, keinem Einzelnen. Die Wohlthat ist wie Regen und Thau, die von unsichtbarer Höhe niederfallen.“ — Aber alle Achtung vor den opfervollen, edlen Ausschußmitgliedern, sie können doch nicht anders, sie müssen Vorsehung für dich spielen, und kannst du es verantworten, daß du im Besten, was du hast, in der Tugend der Wohlthätigkeit, Andere für dich bestimmen lässest? Frag' dich einmal ehrlich, ob du in einer andern Sache, in die du den Werth deines Daseins, die eigentliche Selbstachtung setzest, Andere für dich bestimmen lässest?

Es gibt bekanntlich zweierlei Arten von Tugend: active und passive, oder deutsch gesagt: thätige und leidende. Es läßt sich leicht bestimmen, welche von beiden den ersten Rang einnimmt, obgleich man heutigen Tages von vielen Seiten bemüht ist, die leidenden Tugenden als die höheren, ja als die alleinigen herauszuheben. Liegt es aber nicht schon in dem Wort W o h l t h ä t i g k e i t, daß diese Tugend eine t h ä t i g e sein muß? Heißt es nicht ihr innerstes Wesen verkehren, indem man sie, wenn auch nicht zur leidenden, doch zur nichtsthuerischen macht?

Wir haben in Belgien den von den edelsten Kräften geleiteten Kampf gegen das sogenannte Wohlthätigkeitsgesetz und dessen unwiderstehliche Verwerfung erlebt. Ich weiß nicht, ob es dabei ausdrücklich ausgesprochen wurde, gewiß aber wirkte die Empfindung mit: daß man die Wohlthätigkeit nicht durch Bevormundung zu einer passiven Tugend werden lassen wollte.

Die Kasernenbescherungen gehören auch in dieser Beziehung zu jenen Veranstaltungen, die die innere sittliche That aufheben und Alles blos zu einem äußerlichen Geschehen herabsetzen.

Suchet, so werdet ihr finden! Suche dir nur eine arme Familie, oder wenn du kannst, mehrere, und du wirst sehen, wie ganz anders dein Wohlthun Früchte tragen wird, für dich und die Armen. Es wird kein Orchester dabei spielen, große Trommel und Trompete; aber es gibt eine Musik still im Herzen, horch auf, wie die klingt!

---

10. Einem Grübler zum Gedenken.

A. Sie sprechen zu viel.
B. Wann?
A. Immer.
B. Mit wem denn?
A. Mit sich selber.

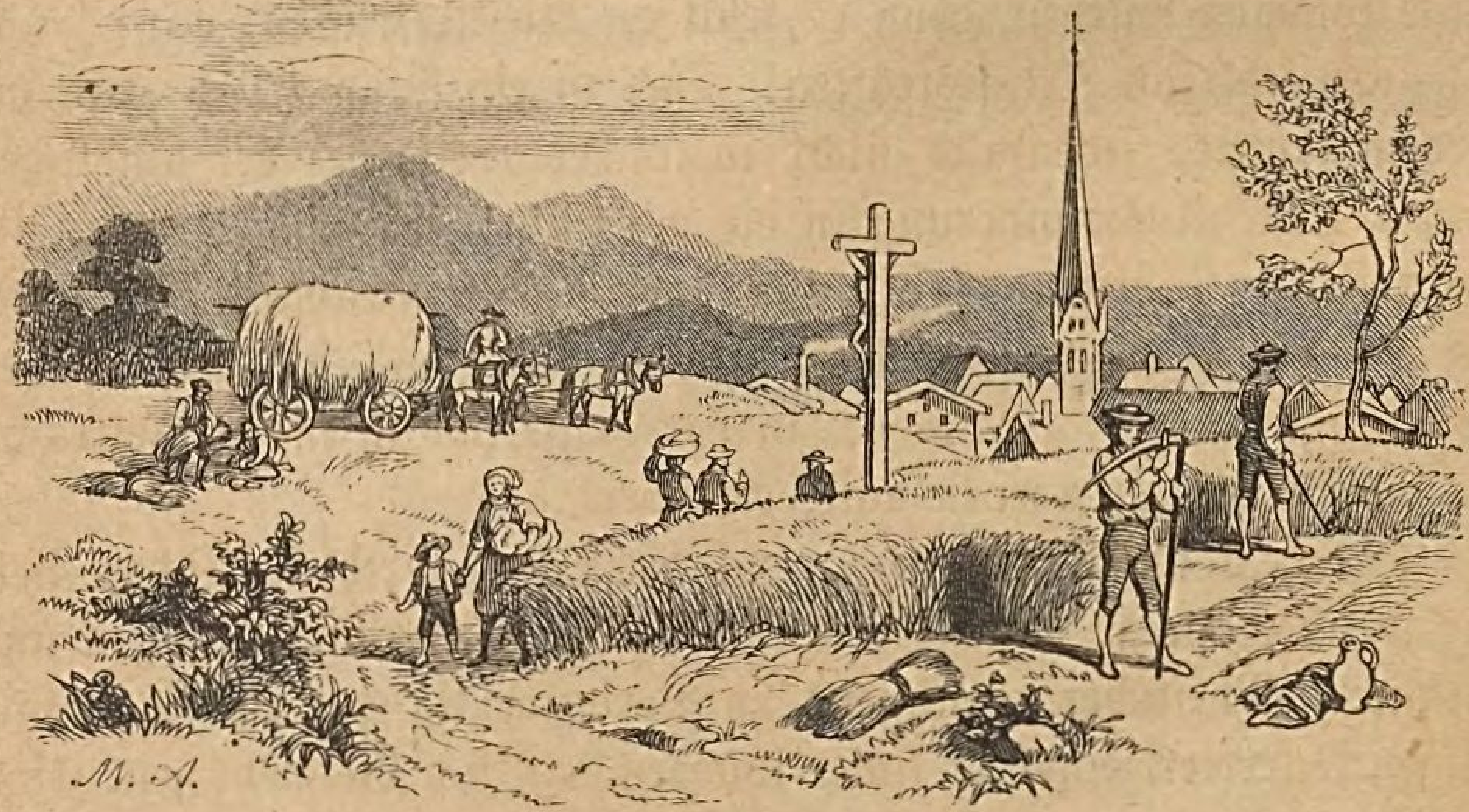
---

11. Der Feldzug der deutschen Soldaten im Jahr 1857.

Die Soldaten ziehen ins Feld! so hieß es, und keine Mutter weinte, kein Vater zürnte, kein Mädchen trauerte. Sie kommen! Sie sind da! hieß es am Abend. Kein Schuß knallte, helles Singen erscholl vom Felde herein, und Frauen und Kinder liefen ihnen entgegen. Der Mann aber blieb auf dem Block vor dem Hause sitzen und dengelte die Sense, das klang wie festliches Einläuten des morgenden Arbeitstages, und es war ein Fest, denn man arbeitete mit frischer Kraft.

Die Soldaten aus der Garnison waren zur Erntearbeit beurlaubt.

Ich sah einen Vater, meinen Nachbar Hartmann, vor ihm stand sein heimgekehrter Sohn; er nickte ihm zu und reichte ihm über die Sense hinüber, die er eben dengelte, die Hand; das war ein schöner, sinnbildlich geweihter Willkomm. Der Vater sagte: „Freut mich, daß du da bist, und freut mich besonders, daß die Regierung auch einmal so gescheit geworden ist, daß sie daran denkt: jetzt, da jede Hand auf dem Dorf sich rastlos regen muß, jetzt ist's



nicht Zeit, so viele junge Hände müßig in die Kasernen zu schließen, oder euch was zu thun zu geben, womit nichts gethan ist. Weiß wohl, es muß Soldaten geben. Weil der Nachbar Soldaten hat, müssen wir auch haben; aber ihr könnt eure Manöver ja doch nur auf dem Stoppelfeld halten, drum ist's gut, daß man dich heimgelassen hat. Freue dich, daß du da bist und mir helfen mußt. Das kommt mir vor, wie damals, als ich krank gewesen; wie ich wieder gesund worden bin — ich habe doch jetzt weiter nichts als was ich früher gehabt habe: aber ich war doch so dankbar und glücklich. Ja, ja, es ist schön und gut, daß du da bist und die Regierung —"

„Laßt ihn jetzt essen, er wird Hunger haben," sagte die Mutter,

die bald nach dem Willkomm ins Haus gegangen war. „Geh hinein, Martin, es steht was auf dem Tisch.“

Der Sohn ging hinein, der Vater aber dengelte weiter; wer weiß, welche Gedanken er da in die Sense hineindengelte, denn er ist ein kluger Mann, mit offenem, wenn auch eigensinnig hartem Wesen, der eigentlich bei allem Guten, was er empfängt, lieber zuerst schilt und tadelt, als daß er lobt und dankt. —

Es war eine Freude mit anzusehen, wie nun durch die Soldaten die Ernte so schnell und so gut unter Dach gebracht wurde. Es gibt nichts, was mehr ins Herz schneidet, als wenn das Ergebniß einer Arbeit verkümmert und verdorben wird, und es war zu fürchten, daß, wenn Regenwetter einträte, wir um einen guten Theil der Ernte kommen würden, denn es fehlt an Arbeitskräften.

Es fehlt an Arbeitskräften! Das ist ein Wort, das man nie vordem kannte, jedenfalls nicht in solcher Weise bei der ländlichen Arbeit. Die Auswanderung in die neue Welt, die immer mehr sich ausbreitende Fabrikindustrie, und dazu der massenhafte Verbrauch von Arbeitskräften zu Eisenbahnbauten, alles das hat den Betrieb der Landwirthschaft gerade jetzt in der Ernte, wo in engem Zeitraum das Meiste gethan werden muß, erschwert.

Mich freut es besonders, daß diese landwirthschaftlichen Vereine sich bewähren; daß sie nicht blos zu leeren Schaustellungen und künstlichen Versuchen, höchstens zu Verbesserung der Viehzucht und einiger Ackerwerkzeuge da sind; sondern daß sich vielmehr jetzt zeigt, wie sie auch eine genossenschaftliche Bedeutung haben und immer mehr gewinnen werden, die sich nicht berechnen läßt. Gerade in den landwirthschaftlichen Vereinen sehe ich ein Vorbild der neuen Genossenschaft, wie sie keine frühere Zeit kannte. Da ist nichts vom Zwang der alten Zünfte und Gilden, und doch zeigen sich hier Erfolge, die nur die freie Vereinigung erzielen kann.

Freilich sind die landwirthschaftlichen Vereine dadurch leichter in ihrem sittlichen Zusammenhalt und Ausdruck, weil der Landbau auch darum zu den edelsten Thätigkeiten gehört, daß dabei alles Vorwegnehmen des Vortheils durch die Concurrenz wegfällt. Wenn dein Nachbar seinen Acker ebensogut nach vernunftmäßig anerkannten Naturgesetzen und den neuesten Erfahrungen bebaut als du, so bringt

dir das keinen Nachtheil; die Sonne, der Regen, die Bodenkraft sind keine Kunden, die dir entgehen, wenn sie auch deinem Nachbar Vortheil bringen. Im großen Ganzen genommen wird sich das gewiß auch noch bei anderen Thätigkeiten herausstellen, so daß auch im Gewerbfleiß die Vortheile und Geschicklichkeiten des Einen ohne Nachtheil einem Jeden zukommen können. Ja, selbst die freie Mitbewerbung auf dem Markt schadet dem Ackerbau nicht. Ich habe gelesen, daß seit der freien Getreideeinfuhr in England sich die Landwirthschaft ganz ohne Vergleich gegen ehedem gehoben hat.

Dadurch, daß die landwirthschaftlichen Vereine die Frage über den Mangel an ländlichen Arbeitskräften wiederholt zur Erinnerung brachten, und daß sie jetzt gemeinsame Schritte thaten, um die Soldaten aus der Garnison zu gewinnen, scheint mir eine unberechenbare wirkungsreiche Thatsache in unser Leben getreten.

Ich kenne einen Club in der Stadt, wo ehrliche alte Schnurrbärte und auch junge blonde und braune wettern und fluchen werden über diese Thatsache. Sie sehen gewiß darin ein schwer zu verwindendes Unterbrechen der soldatischen Uebungen, ja vielleicht sogar ein Auflösen aller Disciplin und ein Degradiren der Soldatenehre. Es ist ihnen solcher Widerstreit nicht zu verdenken. Ihnen muß sich die Welt als verkehrt darstellen, daß man, statt die Mannschaft von Pflug und Sichel weg zu Flinte und Säbel zu nehmen, jetzt umgekehrt verfährt; aber was einmal nothwendig im Gang der Weltgeschichte liegt, das wird durch kein „Reglement" und durch keine Rangliste aufgehalten.

Solcherlei Gedanken gingen mir jetzt die ganze Woche durch den Sinn, und ich war nie öfter draußen im Feld als diesmal; die Hitze, die mich sonst so sehr ermattet, hatte diesmal gar keine Macht über mich, denn es ist so: wenn ein erhebender Gedanke in uns lebt, läßt er uns alles Aeußerliche leicht verwinden und vergessen. Es ist ein so machtvoller Ausspruch Homers: „Der Speer zieht den Mann nach". Ich möchte das aber auch auf die Sichel, die Sense und alle Werkzeuge friedlicher Art übertragen. Inmitten der Arbeit geht der Arbeiter auf in seinem Thun; auch hier thut sich eine Tapferkeit auf, die den Mann mit sich fortreißt.

Es sind nicht nur die Söhne der Ortsangehörigen im Dorf: der Haldenbauer, der draußen auf meinem Filial wohnt und das

größte Gut besitzt, hat sechs Mann Soldaten als Erntearbeiter. Er war anfangs ängstlich, daß er vielleicht zu viel Umstände mit ihnen machen müßte in der Beköstigung und in der Behandlung überhaupt, aber das hat sich schon am zweiten Tag gegeben; und es ist eine wahre Freude, die taktfeste Ordnung, die in Allem herrscht, mit anzusehen. Es hat mir wohlgethan als er mir sagte: „Da heißt es immer: die Welt wird schlechter und verdorbener. Hat's nicht Zeiten gegeben, wo man Soldaten requiriren mußte zur Unterdrückung von allerlei Unruhe, und sie sind im Quartier gelegen und haben Einen ausgesogen, und jetzt haben wir auch Soldaten, aber wozu?"

Am Sonntag darauf — ein guter Theil der Ernte war geschnitten — da trat mein Nachbar mit noch zwei Gemeinderäthen bei mir ein, und sie erklärten, daß ein böses, böses Wetter im Anzug sei, ich solle daher gestatten, daß man heute binde und einfahre.

„Wenn ich nun aber, wie mein benachbarter Amtsbruder, der die Heuernte am Sonntag erlaubte, einen Verweis bekomme?"

Der schelmische Bauer reichte mir auf diese Frage seine offene Dose und sagte:

„Da, Herr Pfarrer, nehmen Sie einstweilen eine Prise für die Nase, die Sie bekommen werden."

Ich gewährte natürlich den Wunsch der Bauern, und ich glaube, daß wir gerade jetzt, wo wir keinen Naturalzehnten mehr bekommen — um allen Schein des Eigennutzes zu vermeiden — doppelt verpflichtet sind, der besten Einbringung der Ernte in nichts in den Weg zu treten.

Bald fuhren die Wagen rasselnd dahin, und besonders die beurlaubten Soldaten hatten, wie ich am Abend hörte, sich heute vortrefflich bewährt; sie verloren inmitten der Bedrängniß die nöthige Ruhe nicht. Man brachte viel unter Dach, es war jetzt geschützt, und man ließ die letzten Wagen geladen in den Scheunen stehen, um sie morgen abzuladen, man wollte heute nicht mehr Arbeit thun als unumgänglich nöthig war; auch wollte man von der Ruhe des sonntäglichen Abendtrunkes nicht gern etwas verlieren. Und als nun bald ein mächtiger Regen herabfloß, saß Alles dichtgedrängt im Wirthshaus.

Ich bin sonst nicht gern bei meinen Bauern im Wirthshaus, versteht sich nicht aus Hochmuth, sondern weil ich weiß, daß dies die Ungezwungenheit ihrer Lustbarkeit vielfach stört; die Leute sind glücklicher, wenn sie unter sich sind. Mein Nachbar Hartmann, der mich oft fragt, warum ich nicht auch ins Wirthshaus käme, hat meine Antwort schnell weiter getragen, denn ich sagte ihm: „Ich will euch nicht stören, daß ihr auch über mich nach Wohlgefallen losziehen könnt."

Meine Freunde sagen, es läge doch etwas Stolz darin, daß ich mich so von meinen Bauern zurückziehe; ich glaube aber, daß ich ihnen auch andererseits einen Gefallen thue, wenn ich ihnen nicht so alltäglich werde; habe ich dann bei feierlichen Gelegenheiten zu ihnen zu sprechen, macht es, wie ich glaube, mehr Eindruck. Heute drängte es mich indeß zu meinen Bauern, und ich weiß nicht, wie ich dazu kam — plötzlich hielt ich eine Tischrede, indem ich darzulegen suchte, welch eine Wandlung jetzt in der Welt vorgehe. Man kann den von Schwarmgeistern und Schelmen verkündeten Aberwitz der Gleichmacherei und Staatsfürsorge für Alles völlig verwerfen, und doch läßt sich nicht leugnen, daß durch Aufwerfen dieser Fragen und Forderungen eine Aenderung in der ganzen Welt eintritt. Gesetzmachen und Handhaben ist nicht mehr allein Aufgabe des Staats- und gesellschaftlichen Lebens; die Fürsorge für die Wohlfahrt tritt jetzt in erste Reihe, und dieses Hinaussenden der Soldaten zur Erntearbeit, das ist ein großes freudenreiches Zeichen. Sind wir auch noch weit entfernt von jener erhabenen Verheißung des Propheten Jesaias, daß sich die Schwerter in Pflugscharen verwandeln, diese Thatsache ist ein Stück daraus, und wer weiß, was immer mehr erfolgen kann.

Solcherlei Gedanken führte ich aus, und meine Bauern stießen mit mir an auf den ewigen Frieden, und der Hartmann setzte hinzu: „Ja, der Herr Pfarrer, der denkt immer das Beste und legt Alles zum Besten aus." Es lag viel Schelmerei in diesem Lobe, denn der Hartmann hat's gern, wenn andere Leute Gutes denken, es freut ihn so zu sagen, daß das auch noch in der Welt ist; er selber aber will nichts davon zu seinem Hausgebrauch. Dennoch fühlte ich mich tief erquickt von dieser unmittelbaren Verständigung mit den Meinen. Als wir das Wirthshaus verließen — der Regen hatte aufgehört

und wonnige Frische wogte in der Luft — da sagten wir uns Alle mit doppelter Freude Gute Nacht.

Ich habe mir die Stelle im Jesaias aufgesucht, wo der ewige Friede verheißen wird. Welch ein gewaltiger kühner Schwung erhob diesen Geist und machte ihn zum göttlichen Seher; eine Feuerseele athmet aus ihm, die Jeden entzündet. Hier sitze ich und lese die Worte, die vor tausend und abertausend Jahren gesprochen wurden, und sie leben neu auf, und der Glaube lebt, daß die Menschheit zu Friede, Liebe und Gottseligkeit bestimmt ist.

Und eben jetzt, da ich dieses schreibe, zieht ein labender Luftstrom durch das offene Fenster zu mir, und unwillkürlich sprechen sich mir die Worte:

Zur Arbeit! heißt das Losungswort,
Das unsre Zeit geschaffen;
Es kämpfe Volk mit Volk hinfort,
Nur mit der Arbeit Waffen.

Im Spielwaarenladen.

Ein Gespräch um die Weihnachtszeit.

A. Noch zu keiner Zeit war die Vorsorge der Erwachsenen für die Kinder so groß als heutigen Tages. Welch eine beständige Bedachtsamkeit, ihnen möglichst leicht und viel Wissen beizubringen! Und hier dieser Reichthum an Spielzeug! — Könnte ein Zaubermärchen Glänzenderes auslegen? Wie viel tausend Hände regen sich, um den Kindern Vergnügen zu bereiten!

B. Die Kinder bedürfen keines Vergnügens. Jung, gesund und sorglos sein, ist Vergnügen genug, und gerade dies Bestreben der Eltern, den Kindern Unterhaltung zu bereiten, verwirrt den Kindessinn und lenkt ihn schon früh auf Zerstreuung, Amüsiren — wie man's nennt. Ich kenne Häuser, wo die Kinder am Sonntag fragen: was fangen wir heute an? Das ist der Weg zur Verlebtheit, zum frühen, genußstumpfen Greisenthum.

A. Sie sind zu streng. Denken Sie wie Goethe erzählt, welche glückselige Stunden er mit seinem Puppenspiel hatte, wie er sich die Figuren zusammenstoppelte und ihnen Reden erfand; und Goethe blieb bis in sein Greisenalter ein starker, für alle Empfindung offener Mensch.

B. Sie haben Ihr Beispiel übel gewählt. Die Freude des Knaben Goethe bestand eben darin, daß er sich alles das selbst schaffen, heimlich ausspintisiren und erraffen mußte. Die innere Rührigkeit der Seele, all das aus sich zu holen und die Wahrnehmung der Gelegenheit, zu diesem und jenem einen Flicken Seide oder Sammet zu

erhaschen, das war seine Hauptfreude, und das ist die Hauptfreude des Kindes, des kleinen wie des großen.

A. Da unsere Kinder aber keine Goethes sind, so geben wir ihnen sorgfältig Bereitetes, um sich damit zu vergnügen. Die Mechanik unserer Zeit und der Kunstsinn, der überall durchdringt — sehen Sie nur diese Pferde, diese Kühe und Schafe — bringt immer Schöneres und Naturwahreres hervor, so daß wir Alten selbst unsere Freude daran haben.

B. Zum Anschauen! Aber das ist nicht die Kindesfreude. Das ganz kleine Kind führt Alles, was es in die Hand bekommen kann, in den Mund; das ist seine Art, sich Alles anzueignen. Es kann noch nicht überlegen, ob der Sand, in dem es spielt, eßbar ist oder nicht. Die Freude in vorgeschrittenen Jahren, oder vielmehr die Aneignung, besteht beim Kinde darin, daß es Etwas aus dem Gegebenen macht, und dies eben ist das Hauptgebrechen dieser Spielzeuge, daß das Kind nichts damit machen kann. Soldaten, Schafe, Hirsche, die Bäume und den Jäger aufstellen und dann anschauen — das ist kein Spiel, das den lebendigen Sinn vergnügt. Die ganze aufgestellte Arche Noah mit sammt den nachsündfluthlichen steifen Soldaten in Einem Ruck über den Haufen werfen — das ist der eigentliche Hauptspaß des Kindes; denn es hat Etwas damit bewirkt, sieht die Folge seines Willens und seiner Kraft.

A. Das Kind, vornehmlich aber das Stadtkind, hat auch seine besondere Freude daran, diejenigen Dinge so nahe zu sehen und damit wirthschaften zu können, die ihm sonst nicht leicht vor die Augen kommen.

B. Und ich sehe darin gerade ein Uebel. Freilich muß man den Stadtkindern die natürliche Welt ins Haus bringen, da sie nicht zur natürlichen Welt hinaus kommen. Ich kenne Knaben, die ihren Cornelius Nepos lesen, und Mädchen, die französische Gedichte deklamiren und Klavier spielen, und sie haben noch nie gesehen, wie man eine Kuh melkt und woher die Milch kommt, die sie jeden Tag genießen. Das ist ein Elend, das mit Vergrößerung der Städte immer größer wird. Lernen dann diese Kinder die wirkliche Welt kennen, so ist sie bei weitem nicht so sauber und zahm als die Spielwelt war, und sie finden sich nicht darein.

A. Sie sind im Dorfe geboren?

B. Allerdings. Ich hatte in meiner Kindheit kein Spielzeug, gar nichts als eben eine Peitsche. Den biegsamen Wachholderstock hat mir unser Knecht im Walde abschneiden helfen und Schmitze und Schnur dazu habe ich mir selbst von den Hanfbreiten auf den Wiesen — allerdings nicht mit voller Eigenthumsberechtigung — geholt, ausgezasert und zusammengedreht. Weil das Dorfkind dem Leben von Feld und Wald nahe steht, weil es selber mit helfen kann in den erforderlichen Thätigkeiten, darum bedarf es keines Spielzeugs. Und sehen Sie hier diese blinkenden Helme, diese Harnische! Knaben, die eine Düte auf den Kopf stülpen und sich selber ein Schwert schnitzen, wenn sie sich dabei auch manchmal in die Finger schneiden, sind glücklicher als die, denen diese glänzenden Geschenke zu Theil werden.

A. Sie beweisen selbst, daß ein Dorfkind solche Geschenke entbehren kann, aber ein Stadtkind in der Clausur der Stube nicht. Das Hauptübel ist nur, daß die Kinder so bald eines mit Jubel begrüßten Spielzeugs überdrüssig werden.

B. Darum muß man vor Allem darauf denken, Derartiges zu geben, wobei das Kind Etwas zu thun bekommt.

A. Da sind die Baukasten.

B. Sie sind ein gutes Mittel, reichen aber nicht aus. Das Material ist schon zu sehr fertig, und — gestehen wir es nur offen — wir machen den Kindern weit mehr Geschenke, um sie los zu werden, um nicht in der Verpflichtung zu sein, uns viel mit ihnen zu beschäftigen.

A. Unsere heutigen politischen und socialen Verpflichtungen geben das nicht mehr zu; außerdem ist jeder Beruf heutigen Tages doppelt mühselig als früher, und der Bedarf des Haushaltes vielleicht der dreifache gegen den unserer Väter.

B. Wohl, aber diese Spielzeuge sind ein gefährliches Beschwichtigungs- und Loskaufungsmittel. Es muß auf Mittel gesonnen werden, den Kindern die Freude der Thätigkeit zu geben. Ich möchte meinen Knaben eine Werkstatt einrichten, wo sie drechseln und tischlern könnten; aber da steht wieder das Uebel unsrer Zeit entgegen, daß wir kein eigen Haus haben und jeder Raum in der Miethwohnung streng bemessen ist. Mit dem immer wieder neu herzugebrachten,

von fremder Hand bereiteten Spielzeug, das dann vergessen und in den Winkel geworfen wird, tödtet man die Pietät in den Kindern, die sich schon im Kleinen und Unscheinbaren bethätigen muß.

A. Sie malen den Zustand und die Zukunft unsrer Kinder in erschreckender Weise!

B. Es hat bei alledem keine Noth. In der Sage heißt es, ein Schutzgeist behüte die Kinder, daß sie in ihrer hülflosen Jugend beim Fallen sich nicht schädigen. Wir können das auch ins Geistige übersetzen. Der gesunde Sinn der Jugend springt zuletzt über all den kunterbunten Spielkram hinweg und wird wieder stark in sich. Nur sollen wir immer im Auge behalten: die besten Freuden, die wir uns und den Unsrigen bereiten können, bestehen nicht in dem, was man mit Geld kaufen kann und wozu man fremder Mitwirkung bedarf; vielmehr ist das, was wir selbst bereiten und bereiten helfen, das beste. Mir ist es immer einer der freudigsten Tage, wenn ich meinen Jungen draußen vor dem Thore aus Weiden- und Lindenzweigen Pfeifen schneiden und sie das lehren kann. — Und so laßt uns denn sehen, was wir selbst auch im Hause bereiten können, das sich nicht im Spielwaarenladen kaufen läßt.



Das erste Mal wirkt's.

Die Jesuitenprediger verstehen es, die Gemüther aufzuregen und zu packen. Da predigte einer unter freiem Himmel vor Tausenden von Menschen, und mitten in der Predigt rief er: „Wir Alle sind unwürdig, Deinen Namen zu nennen, Herr, Herr, Dir zu dienen; zerbrich uns, zerschmettere uns, wirf uns nieder, mich vor Allen, Deinen unwürdigen Knecht, den Wurm!"

Und er schaute auf zu einem Gnadenbilde, streckte die Arme empor, schluchzte und weinte, schlug sich auf die Brust, riß sich das Gewand auf und warf sich nieder, und alle Anwesenden waren so ergriffen, daß sie sich mit ihm niederwarfen.

Nur ein altes, einfältiges Bäuerlein blieb aufrecht stehen, und als sich ein Beamter, der auch in die Kniee gesunken war, wieder aufrichtete, sagte er:

„Nun sagt einmal, warum seid denn Ihr so ruhig geblieben, als wir Alle wie von unsichtbarer Gewalt uns niedergeworfen fühlten?"

„Ja," sagte das Bäuerlein, „wie ich den Pater da ganz ebenso zum ersten Mal in Rütlingen gerade so hab' machen und wüthen sehen, da hat mich's auch niedergeworfen, jetzt aber wirkt's nicht mehr."

Der gefangene Gevatter.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel.



Ein leicht gebauter Stuhlwagen mit breitem Sitz und weitem Korb im Rücken rollte an einem hellen Märztage auf der Landstraße dahin. Zwei wohlgenährte Grauschimmel zogen wie spielend das leichte Fuhrwerk und den schweren Mann, der in seinen Pelzmantel gehüllt fast die ganze Breite des Sitzes einnahm.

Er hatte die Peitsche neben sich gesteckt, die Lenkriemen, auf deren Ende er saß, hingen locker über das Spritzleder; man hat hier in der Ebene nichts weiter zu thun, als einem begegnenden Fuhrwerk auszuweichen, die Sperre ist fast reiner Luxus, denn es gibt hier nicht Höhen und Thäler, es hat schon Mühe genug gekostet, in den Sand hinein eine Straße mit festem Grund zu legen.

Der breite Mann mit dem wohlrasirten vergnüglichen Gesicht grüßte freundlich die Begegnenden am Wege. Er war offenbar in freudiger Stimmung und gab gern Jedem etwas davon, und das ist leicht erklärt, wenn man weiß, daß unter dem Wagensitz eine Schachtel

und in der Schachtel ein vielfach mit Früchten gespickter Makronenkuchen und auf dem Kuchen ein „Vivat Adelheid!", das in rothen Zügen hell aufschreit, und der Kuchen ist vom Hofconditor, das macht ihn noch besonders schmackhaft; neben dem Kuchen liegt auch noch wohlverpackt ein schönes schwerseidenes Kleid für die Nichte, und in einer großen Kiste viele Geschenke für Pfarrer, Hebamme und Alles, was sich schickt. So eine Freude im Kasten und eine in Aussicht und frisch und gesund im Fuhrwerk dahin fahren — warum soll man da nicht vergnügt und munter sein? Denn, kurz gesagt: der Schlächtermeister Valentin aus der Residenz fährt über Land — es sind gute zehn Meilen weit — um Gevatter zu stehen bei seiner Nichte, der Frau Rittmeister Baronin von Großnitz.

Einen stillen Aerger hat der Meister doch, und zwar gegen seine Frau. Es ist nicht recht von ihr, sie hätte mitfahren müssen; die gute Adelheid nimmt's gewiß übel, daß die Tante nicht mitkommt. Aber so sind die Frauen! Sie sind viel mißtrauischer als wir. Da sagt die Meisterin, sie gehe nicht, denn sie passe nicht dahin; ein Mann könne überall hingehen, zu Hohen und Niederen, aber eine Frau werde leicht schief angesehen, und eine Frau werde leichter und schneller beleidigt als ein Mann, und müsse leichter beleidigt sein; darum gehe sie nicht dahin, wo sie nicht eben so viel Ehre bringt als bekommt. Ja, die Weiber! dachte Valentin, aber wenn sie Recht hat? Wenn's doch möglich wäre, daß die Hoffärtigen . . . nein, es kann nicht sein. Aber wenn's doch ist, wenn's Krieg gibt, da ist's allerdings besser, die Männer gehen allein.

Meister Valentin nahm die Peitsche wieder auf und spielte damit. Von den Pferden schaute eins nach dem andern zurück, sie waren sich doch keiner Saumseligkeit bewußt und verstanden nicht, was das zu bedeuten habe. Aber der Meister betrachtete die Peitsche und die Pferde und ärgerte sich noch einmal, daß er der Frau nachgegeben. Er hatte — weil es zu einem Feste ging — Peitsche und Zügel mit rothen Bändern schmücken wollen, hatte aber nachgegeben, weil das Aufsehen errege. Warum soll's nicht? Warum soll man nicht der Welt durch ein Zeichen kundgeben, daß man lustig ist? Darf man denn nur Trauer zeigen und nicht auch Freude? Aber so wird jetzt die Welt! Jeder für sich, Alles still abgemacht. Meinetwegen!

Der Meister dachte nun hin zu seiner Nichte. Ja, das ist ganz ihre brave und getreue Art, daß sie ihren Onkel und Vormund zu Gevatter bittet, und daß ihr Mann einen so schönen Brief schreibt. In Gedanken über diese schöne Art nickte er fröhlich vor sich hin, und ein Vorübergehender sagte „Schön Dank", denn er hatte geglaubt, das freundliche Nicken gelte ihm. Im Weiterfahren kamen dem Meister wieder andere Gedanken: Wunderlich, wie die Frauen so mißtrauisch sind! Da meint meine Frau, es sei der Adelheid und ihrem Mann nicht so völlig ernst mit dem Anerbieten der Gevatterschaft. Warum soll's ihnen nicht ernst sein damit? Bin ich nicht ihr einziger Blutsverwandter? Hab' ich mich nicht darnach benommen von ihrem sechsten Jahr an, als mein Bruder hat sterben müssen? Ist's nicht gewesen, wie wenn's mein eigen Kind wäre? Aber so sind die Frauen! Weil sie wissen, daß sie selber viel Redens machen, lächeln und schönthun bei einem Besuche, wo nichts dahinter steckt, denken sie auch so von Anderen; es sucht Keiner den Andern hinter der Thür, wer nicht selber einmal dort gehorcht.

Es läßt sich gar viel denken, wenn man so allein dahin fährt in der Morgenfrühe eines Märztages.

Meister Valentin war schon vor Tag weggefahren und war jetzt bereits in einer Landschaft, in die er selten kommt. Er schaute fröhlich um. Die Wintersaat ist gediehen, wir haben viel Schnee gehabt, da sind die Wiesen gut getränkt und das Schlachtvieh wird billiger. Uebermorgen auf dem Heimweg nehme ich gleich einige Kälber mit; sie müssen da herum, wo nicht Alles für die Eisenbahn geboren wird und wächst, noch billiger sein.

Meister Valentin nahm den Brief heraus und las: „Wenn Ihnen, hochgeehrter Herr Onkel und hochgeehrte Frau Tante, die Reise zu beschwerlich sein möchte, so wollen wir hier Stellvertreter ernennen und Ihre Namen ins Kirchenbuch eintragen lassen."

Hat meine Frau Recht, daß sie darin einen Haken findet, weil da deutlich gesagt sei, man wolle uns nur zum Schein einladen und es sei ihnen im Grunde lieber, wenn wir daheim blieben? Nein, das kann nicht sein. Es wird sich zeigen, was ich oft gesagt habe: die Menschen sind nicht schlechter, wenn sie adelig sind; das bischen Höflichkeit mehr, das schadet ja nichts.

In der nächsten Stadt hielt Meister Valentin an, und erst als er ausstieg, bemerkte er, daß der große braune Metzgerhund ihm gefolgt war. Er hatte ihn daheim noch vor dem Hause einem der Gesellen übergeben, aber der Hund mußte doch durchgerissen sein.

„Du bist da, Blitz?" sagte er, als er den Hund sah. Der Hund legte sich nieder und schaute zu seinem Herrn auf, wie um Verzeihung bittend: ich kann dich doch nicht allein reisen lassen, sagten seine Blicke. „Schon gut!" sagte der Meister; der Hund sprang freudig auf und zu den Pferden und bellte ihnen zu: Der Herr ist gut, ganz gut, sehr gut — ich gehe nun offen mit. Während der ganzen Fahrt machte Blitz nur selten einen Sprung in die Felder an der Straße, meist rannte er geduckten Kopfes zwischen den Hinterrädern.

Meister Valentin ließ sich und seinen Pferden, die er nicht ausspannte, ein gutes zweites Frühstück geben. Es sind jetzt mehr als dreißig Jahre, seit der Meister hier auf der Wanderschaft gewesen; er hatte überall umgefragt, aber keine Arbeit gefunden; er wollte schon wieder heimkehren, aber er hatte sich geschämt und war weiter gegangen. Im Städtchen auf dem Marktplatz sah Alles noch so aus, wie ehedem; gegenüber vom Wirthshaus ist noch der Laden, da hängen noch die rothen Taschentücher, es scheinen noch dieselben von damals, nur hat sich ihnen jetzt das aberwitzige Vogelgestell, genannt Krinoline, zugesellt. Da ist noch der Marktbrunnen, an dem hat der Meister damals in mächtigen Zügen getrunken und ist dann zum Thor hinausgewandert; beim Thorwart hat er sein Wanderbuch mit dem ersten Visum vorzeigen müssen; jetzt ist kein Thor mehr da und weit hinaus ziehen sich die Häuser. Hier in der Nähe an dem kleinen See hat er damals zwei Wanderburschen getroffen, einen Tischler und einen Schlosser, und sie sind dann mit einander lange im Lande umhergezogen. Sieh! jetzt eben sitzen auch wieder zwei Wanderburschen da auf der Steinbank. Der Meister hält an und ruft barsch:

„Guten Morgen! Könnt ihr denn nicht fechten?"

„Wir können schon, aber wir bekommen nichts," sagte der Eine, aber der Andere setzt hinzu:

„Nein, wir wollen nicht, die Handwerksburschen sind keine Bettler mehr!“

„So?“ rief der Meister. „Meinetwegen! Da habt ihr einen



blanken Thaler. Hier auf dieser Straße hab' ich selber auch einmal gefochten; es mag recht sein und auch besser, daß ihr nicht mehr fechten wollt, aber eine lustige Zeit war's doch damals.“

Der Meister fragte nach dem Handwerk der Beiden. Der das Fechten für vergeblich hielt, war ein Schlächter, der es für unwürdig ansah, ein Schuster. Fröhlich fuhr der Meister davon und konnte sich nicht satt daran denken, wie es den Burschen hinter ihm drein zu Muthe sein müßte; er horchte auf, er meinte, er müsse ein Jauchzen hinter sich hören, aber er vernahm nichts. Er hielt an und rief den Burschen zu:

„Kommt noch einmal her."

Sie kamen.

„Wollt ihr mitfahren?"

„Wenn's erlaubt ist."

„Kommt herauf!"

Der Schlächter ließ dem Schuster den Platz neben dem Meister und setzte sich hinten in den Korb. Die Fahrt ging lustig davon und der Meister hatte seine besondere Freude an dem Gesellen neben ihm. Der Bursche war gut geschult und hatte ein freies Denken. Er konnte nicht genug erzählen, wie leid es ihm sei, daß er nicht mehr nach der Arbeit Abends in den großen Handwerkerverein gehen könne. Der Meister war selber Mitglied des Vereins, ja sogar einer von den Gründern desselben, er ging freilich jetzt nur selten mehr hin, aber auch er war voll Glück über die schöne Einrichtung und erzählte den Genossen, wie ganz anders das ehedem war: Da war man allerdings wie ein Familienglied des Hauses, in dem man arbeitete, aber in den freien Stunden wußte man nicht, wo man sich hinthun sollte, und wenn man nicht ins Wirthshaus ging, hielt man sich in der Regel bei der Waschfrau auf in großen Trupps, und da wurde fast nichts als dummes Zeug getrieben. Wie ganz anders ist das jetzt, wo der Handwerksgesell mit seinen Genossen von guten und freien Menschen belehrt und erheitert wird. Der Schuster war ein braves Beispiel, wie schön und frei sich da die Menschen selbst erziehen; sein ganzes Behaben und Alles, was er redete, that dem Meister gar wohl.

Am Mittag aß der Meister behaglich mit den beiden Gesellen. Es schmeckte ihm dreifach; denn daß er Andere speisen und tränken konnte, das that ihm fast so wohl, wie daß er selbst genoß. Er dachte zurück, wie es ihm gewesen wäre, wenn in vergangenen

Zeiten ihn Jemand so zu Tische geladen hätte. Es gab doch damals gewiß auch gute Menschen — warum fiel es keinem ein? Man schelte so viel man will über unsere Zeit, das ist doch: wir denken viel mehr an das Leben unserer Mitmenschen als unsere Vorfahren.

Auch der Schlächtergesell zeigte sich bei Tisch als ein geordneter Mensch; allerdings etwas beschränkter als sein Genosse.

„Von jetzt an fahre ich wieder allein," sagte der Meister nach Tische. „Aber wenn ihr morgen in die Garnisonsstadt kommt, fragt nach mir beim Rittmeister von Großnitz."

Der Schuster schrieb sich rasch diesen Namen in sein Taschenbuch, das noch ganz neu war, und berichtete auf die Frage des Meisters, daß er sich da hinein die Erlebnisse seiner Reise aufschreiben wolle.

Man trennte sich wohlgemuth. Der Meister fuhr lustig dahin, Mann und Roß waren wohlgesättigt; man wollte nicht ausgehungert beim Baron ankommen.

Wohl freute sich der Meister auf das Fest, aber fast noch mehr darauf, den Ort einmal wiederzusehen, wo er als Wanderbursch die erste Arbeit gefunden. Wie gesagt, es sind schon über dreißig Jahre seitdem, aber was man in der hellen Jugendzeit erlebt, das haftet fest, und so oft man lebhaft dessen gedenkt, spürt man etwas von der entschwundenen Jugendlichkeit.

Nur zu seinem Vergnügen, denn die Grauschimmel bedurften keiner Ermunterung, knallte der Meister mit der Peitsche und sang dazu ein Wanderlied. Er hatte lange nicht mehr gesungen, und als er das Lied leise ausgesungen, pfiff er die Melodie gewiß noch hundertmal vor sich hin. In dieser Stunde war Meister Valentin kein Mann bei Jahren, kein Mann, der schon dick geworden und etwas Ueberfracht geladen — es war ein lustiger junger Bursch, der da am Wege ging und pfiff, und das war er selbst, wie er vor dreißig Jahren mit dem Ränzel dahinschritt. Es war ihm gar wohl zu Muth, und Alles, was er in den vielen Jahren erlebt, war ausgelöscht; wie erwachend besann er sich, daß dies Fuhrwerk sein eigen. Das ist doch das Beste auf der Welt, daß Jeder durch redliche Arbeit zu Etwas kommen kann; ein Stück Glück gehört freilich auch

dazu. Wenn aber jeder Adelige auch wieder von vorn anfangen müßte, dann stünde es anders.

„Wenn ich nur im Wirthshaus wohnen dürfte," sagte Meister Valentin fast laut vor sich hin; in dem Einladungsbrief aber stand und war doppelt unterstrichen, daß man für die Verwandten und für die Pferde im Hause des Barons ein Unterkommen bereit halte. Im Wirthshause wäre er viel freier und könnte auch leichter seine alten Bekannten heimsuchen und bei sich haben; aber es hat doch wieder etwas Ehrenhaftes, daß man ihn in der Familie behalten will und sich seiner nicht schämt. Schämt? — er war fast bös auf sich, daß er solch einen Gedanken hatte. Hat sich noch Jemand in der Welt je geschämt, daß er Meister Valentins Bekanntschaft hatte? Und warum sollte er auch? Er ist ein angesehener Mann, und noch vor Kurzem hat ihn sein Stadtbezirk zum Stadtverordneten gewählt und mit großer Stimmenmehrheit zum Wahlmann.

Meister Valentin war froh, als er endlich das Ziel seiner Reise, die Garnisonsstadt, vor sich sah. Am Thore hielt er an, um dem Thorwart Zeit zu lassen, ihn nach Allem auszufragen; er spürte ein gewisses Vergnügen, ihm wohl ausgeruht vom Wagen herab zu antworten. Vor dreißig Jahren hatte er hier müde sein Wanderbuch aus der Tasche gezogen und sich geschämt, daß noch keine Arbeitszeit darin stand. Aber auch hier war der Thorwart abgeschafft, und Meister Valentin schaute um und um. Da rieb sich ein Soldat, der ohne Waffen nicht weit von dem Wachtposten stand, die Augen und rief:

„Ei, Herr Valentin, Sie sind hier? Und du auch, Blitz?"

Der Hund hatte in dem Soldaten sogleich einen alten Bekannten erkannt, er sprang lustig an ihm herauf. Der Meister aber entgegnete verwundert:

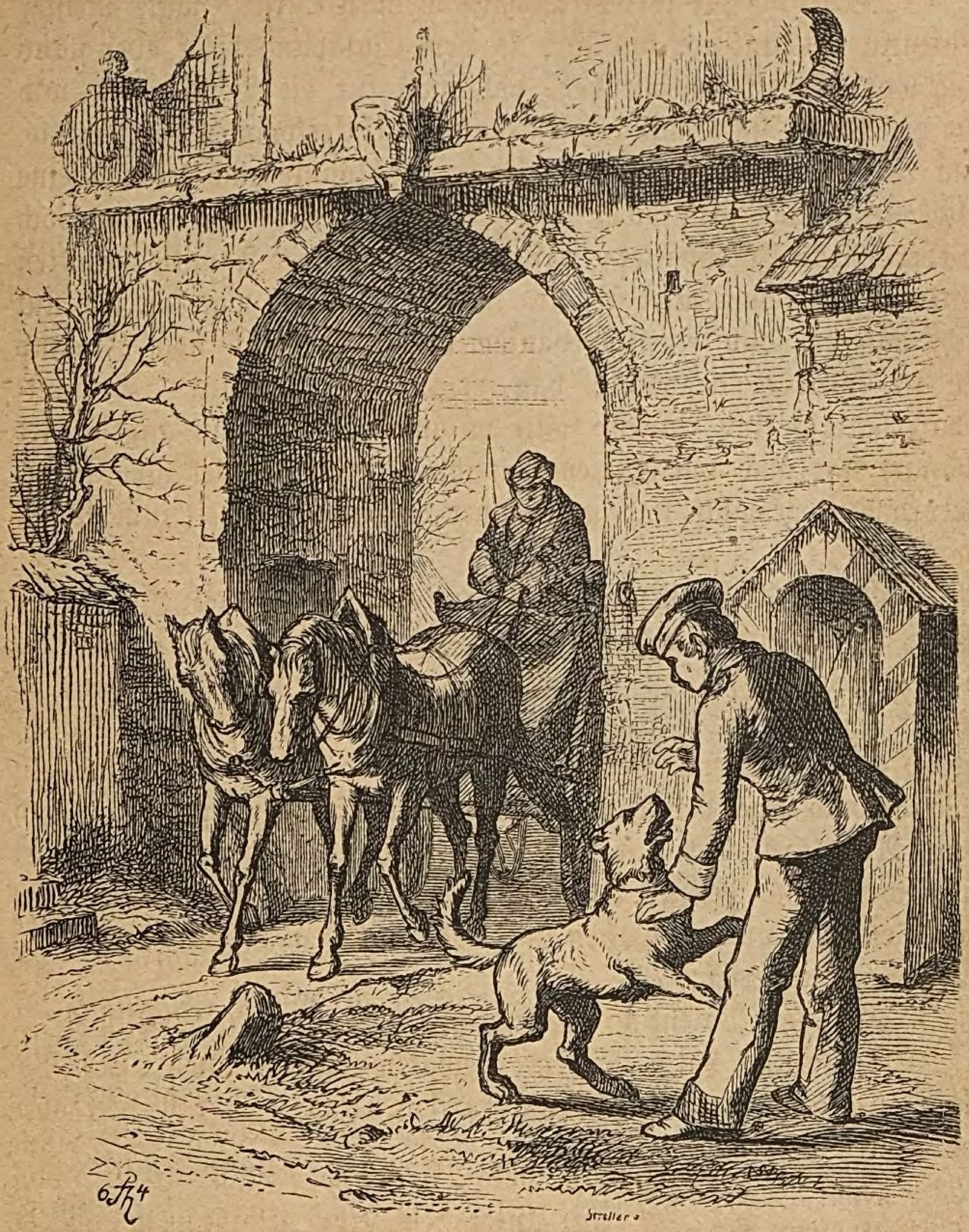
„Ja, wer — wer —?"

„Kennen Sie mich nicht mehr? Fritz Blume, bin bei Ihnen in Arbeit gestanden, bis ich Soldat geworden?"

Valentin reichte ihm vom Wagen herab die Hand:

„Freut mich. Schön! Nun kannst du mir auch wohl sagen, wo der Rittmeister von Großnitz wohnt?"

„Sind Sie denn der Herr Onkel? Das ist ja prächtig! Jetzt wissen wir doch endlich, wer der Herr Onkel ist. Wir haben uns in



der Küche den Kopf zerbrochen, die stolze Frau Majorin hat so geheim damit gethan. Also Sie sind der Herr Onkel?"

Der Soldat Blume konnte sich vor Erstaunen gar nicht erholen und sagte endlich:

„Ihretwegen bin ich ja daher geschickt. Ich bin ja Bursche bei dem Herrn Rittmeister."

Meister Valentin ließ den Burschen nicht weiter reden. Es ist schon häßlich, wenn ein Dienstbote über die Herrschaft loszieht, und nun gar über seine eigenen Verwandten durfte er's nicht anhören.

„Wie geht's der Frau und dem Kind?" fragte er.

„Zu Befehl, gnädige Frau und der junge Herr Baron sind sehr wohl."

Der Meister lächelte über den seltsamen Menschen und freute sich, daß man ihm den Burschen entgegen geschickt. Die Leute haben doch Manier, das muß man ihnen nachsagen, das verstehen die vom Adel; es ist eine gute Art darin.

Zweites Kapitel.



Zur selben Stunde, als der Meister mit den beiden Wanderburschen von der Straße zu Mittag aß, hatten in der Garnisonstadt ebenfalls drei Menschen um einen runden Tisch gesessen. Die schöne junge Frau, deren längliches, noch etwas blasses Antlitz von einer unter dem Kinn gebundenen Spitzenhaube eingerahmt wurde, war Adelheid von Großnitz. Ihr gegenüber saß, mit aufgeknöpfter Uniform, der Rittmeister. Er hatte ein kernhaftes, etwas gebräuntes Gesicht, nur die

hohe Stirn ist schneeweiß, Klugheit und Sicherheit spricht aus seinen Mienen. Er wischte sich zierlich mit einem Zipfel der Serviette den großen braunen Schnurrbart, sein dunkles Auge ruhte mit Wohlgefallen auf seiner jungen Frau. Zwischen den Ehegatten saß eine stattliche alte Dame, die sich immer stramm hielt wie ein Soldat; die grauen Locken waren ein Schmuck ihres Antlitzes, das immer unruhig und gespannt war, wie wenn sie jede Minute etwas zu beantworten und anzuordnen hätte. Die Dame — die beiden Eheleute nannten sie „Frau Tante", die Dienstboten aber „Frau Majorin" — legte den Beiden vor.

„Nun sind Onkel und Tante schon halbwegs," sagte die junge Frau, „und wenn morgen schön Wetter ist — der Arzt hat mir erlaubt, auszugehen — gehen wir Alle gemeinsam vor das Thor und nehmen das Kind mit. Es ist doch gar schön, daß das Kind so in den Frühling hineinlebt."

„Ich muß Sie nur bitten, meine gute Adelheid," sagte die Majorin, „recht ruhig zu bleiben bei dem Wiedersehen und sich nicht aufzuregen. Sie schaden sich damit. Nur nicht echauffiren! sagte deine selige Mutter immer, lieber Kurt; sie hatte das Wort von Ihrer Majestät der hochseligen Königin, bei der sie Hofdame gewesen."

Ein Blick des Rittmeisters sagte seiner Frau: Erwidere nichts auf diese letzte Bemerkung! Die junge Frau schwieg!

Man sprach von einem jüngst verkündeten Avancement, und die Majorin konnte sich nicht enthalten, hinzuzusetzen: „Ach, wenn mein guter Mann noch lebte, wäre er jetzt Generallieutenant Excellenz! Er stand in der Rangliste um drei Jahre vor dem Commandanten von hier. Ach, wie schön wär's, wenn Wir hier im Schlosse wohnten und ihr zu uns kämet!"

Es klingelte. Der Briefbote brachte einen Brief. Adelheid erkannte das Siegel mit dem Ochsenkopf und rief: „O weh, sie kommen nicht!"

Die Majorin schlug die Augen nieder; das war's ja, was sie gewünscht hatte.

Der Rittmeister erbrach den Brief und las, daß der Onkel allein komme. Die Majorin sah den Ritmeister groß an.

Nach Tische empfahl die Majorin der Nichte, nun nochmals zu ruhen. Sie geleitete sie nach dem innern Zimmer, kam aber rasch zurück und sagte:

„Kurt, komm mit mir; ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden.“

Der Rittmeister begleitete sie in ihr Zimmer und sie sagte:

„Setz' dich. Ich verlange keinen Dank, es ist Familienpflicht, ich hatte ein schönes ruhiges Leben bei meiner Luise im Forsthaus, ich habe sie verlassen und mich nun seit einem Jahr bei dir einquartiert; ich glaube deiner Frau eine Hülfe gewesen zu sein und ich muß sagen, sie nimmt gute Lehre an. Ich verlange keinen Dank. Ich erfülle nur Familienpflicht.

Nun aber muß ich dir etwas sagen: Du weißt, mir ist die Ehre unseres Namens das Höchste. Ich habe mich schwer darein gefunden, daß du ein Mädchen geheirathet, das nicht von Familie ist; du hättest bei deiner Stellung und deiner Persönlichkeit auch ein reiches Mädchen von Familie heirathen können. Doch, das ist einmal geschehen und Adelheid bemüht sich. Gut, Alles gut. Aber Kurt, nun kommt etwas, das eine Folge des Mißverhältnisses ist, und das kann dich in bittere Widerwärtigkeiten bringen. Glaube mir, ich kenne die Welt: die Mehrzahl hat ihre höchste Lust an der Schadenfreude, die sogenannte bessere Minderzahl am Mitleid —“

Der Rittmeister war erstaunt und neugierig, was für ein Unglück ihm denn bevorstehe. Nun erklärte die Majorin, wie entsetzlich das sei, daß diese gemeinen Bürgersleute eine Höflichkeit nicht verstehen; man habe sie doch nur zum Schein und Anstands halber zu Gevatter gebeten, und die einfältigen Menschen nehmen das wörtlich und kommen. Sie behauptete, daß sie genaue Kunde davon habe, wie sich Alles in der Stadt darauf spitze, den Schlächtermeister zu becomplimentiren, wenn er durch die Straßen gehe; die Frau des Commandanten lache schon seit acht Tagen darüber, was das für einen Spaß geben werde.

Der Rittmeister widersprach, da die Frau des Commandanten wohl eine stolze, aber keine unedle Frau sei.

Die Majorin wurde so erbittert, daß sie fast weinte. Sie beklagte den Tod ihres Mannes: wenn der noch lebte, wäre er jetzt

Generallieutenant und Commandant, und man würde auch ihr den Hof machen, während sie jetzt überflüssig sei und mit ihrer Güte wohl gar aufdringlich erscheine. Der Rittmeister suchte sie zu beschwichtigen, und da die Majorin darauf bestand, daß die Commandantin eine falsche, scheinheilige und heimtückische, ja sogar mit ihrer interessanten Halbtaubheit kokettirende Frau sei, sagte er endlich:

„Immerhin, laß sie!“

„Nein, ich lasse sie nicht!“

„Wie willst du's hindern?“

„Ganz einfach. Es müssen alle Mittel aufgewendet werden, daß dieser ehrbare Bürgersmann nicht aus dem Hause kommt, so lange er hier ist. Wir müssen es schon um seinetwillen thun. Der ehrsame Bürgersmann soll nicht mit übertriebenen Höflichkeiten beleidigt werden. Und nun gar das Entsetzliche! Jetzt will morgen deine Frau eine Procession mit dem Manne machen, den ich ja für ganz achtungswerth halte, der aber doch nicht —“

„Liebe Tante,“ fiel der Rittmeister ein, „ein Mittel, den Meister im Hause zu halten, gibt es nicht.“

„Wenn ich Vollmacht habe, bringe ich's dahin.“

Der Rittmeister lächelte und gab der Tante Vollmacht. Er that es halb im Scherz, aber er that es; denn trotzdem er eine besser geartete Natur war, erschien auch ihm diese Schaustellung des Oheims, die ein fast vergessenes Mißverhältniß wieder auffrischte, peinlich. Er ließ die Tante gewähren und war sicher, daß sie es mit Takt thun würde. Es war ihm zuwider, daß auch ihm eine Rolle dabei zugetheilt wurde — er sollte seine Frau zu Haus behalten, so lange der Oheim da war — aber er willfahrte doch, denn „die Märzluft ist doch zu rauh“, sagte er halblaut.

Die Majorin traf nun verschiedene Anordnungen im Hause, sie war's, die durch den Mund des Rittmeisters den Burschen nach dem Thore schickte.

Der Bursch sah sie seltsam an, als dieser Befehl gegeben wurde, denn er hatte das Gespräch im Nebenzimmer gehört — er hatte es nicht hören wollen, aber er hatte es doch gehört. —

Meister Valentin hatte den Burschen zu sich auf den Wagen sitzen lassen und die Beiden fuhren vergnüglich plaudernd durch die

Stadt. Der Hund aber ging wieder mißmuthig und niedergeschlagen zwischen den Hinterrädern, denn sein Herr hatte ärgerlich zu ihm gesagt: „Blitz, ich wollt', du wärst daheim geblieben du Schlingel!“ Es war dem Meister jetzt doch peinlich, daß er einen Schlächterhund in das Haus seiner Verwandten mitbringe.

Am Hause des Rittmeisters sprang der Bursche schnell ab, droben winkte der Rittmeister am Fenster, auch Adelheid winkte, aber sie durfte das Fenster nicht öffnen; es ging eine scharfe Märzluft. Meister Valentin ließ zuerst Alles hinauftragen, die schöne Torte nahm er selbst und trug sie behutsam. Die Köchin, das Hausmädchen, Alle kamen herbei, Jedes trug etwas. Der Rittmeister kam vor dem Hausflur dem Oheim entgegen, schüttelte ihm wacker die Hand und bat ihn, recht ruhig zu sein, da Adelheid noch angegriffen sei. Die Majorin stand neben Adelheid in der Stube, Adelheid stürmte dem Eintretenden entgegen, umarmte ihn und küßte ihn mit Inbrunst.

„Mein guter Onkel! mein guter Onkel!“ rief sie wiederholt und streichelte ihm mit ihrer zarten Hand über Stirn und Wange.

„Das thut gut! das Streicheln thut gut!“ sagte er zum Rittmeister. „So ein sanftes Händchen im Gesicht — ich hab's schon lange nicht mehr gespürt.“

Er lächelte dem Rittmeister zu und Adelheid legte ihren Kopf an die Brust des Oheims, da drin schlug ein Herz für sie, so gut, so getreu!“

„Lieber Onkel,“ sagte sie, sich aufrichtend, „Sie kennen ja die Tante noch nicht. Das ist unsere Tante, Frau Majorin von Kranichberg.“

Die Tante verneigte sich holdselig, Meister Valentin streckte ihr die Hand entgegen, sie reichte ihm die ihrige zögernd und sagte:

„Seien Sie uns willkommen!“ Sie lächelte dabei und es gab doch nichts zu lächeln.

„Nun, lieber Onkel, müssen Sie unsern Sohn sehen!“ Adelheid führte den Oheim in die Kammer; dort lag das Kind in der Wiege und schlief. Der Oheim betrachtete den nackten Arm und sagte: „Ein gesunder Bursch, der hat feste Knochen.“ Er nahm so-

gleich die Schnur mit den Denkmünzen aus der Tasche und legte sie dem Knaben auf die Wiege . . . .

Als Meister Valentin, von Blitz gefolgt, die Treppe heraufge-



kommen war und die Tante noch auf dem Stuhl saß und die breiten Ohren ihres Wachtelhundes Pretty durch die Hand zog, da sprang der Hund plötzlich mit Gebell von ihrem Schooße; er merkte, es kommt

ein Eindringling, und gab laut zu verstehen, daß solch ein Grobian, solch ein Thier von niederm Stande nicht in ein solches Haus gehöre. Meister Valentin wollte einer näheren Begegnung der beiden Hunde vorbeugen, er übergab den seinigen an Blume, und Blitz blieb gern bei seinem alten Bekannten. So war ihn der Meister gut los geworden.

Es war Nacht geworden, Meister Valentin bat, ihn auf eine Stunde zu entschuldigen, er müsse hier gute Freunde besuchen; aber Adelheid bat so dringlich, doch diesen Abend bei ihr allein zu bleiben. Der Oheim willfahrte. Es gefiel ihm wohl im Hause, es war Alles stattlich und sauber. Nach dem Nachtessen saß der Oheim noch eine Weile mit der Nichte allein und er fragte sie:

„Du bist doch recht glücklich?"

„Ja gewiß, mein Mann ist ein guter Mann, ein ehrliches Herz."

„Er ist fast wie ein einfacher Bürgersmann."

„Das nicht, lieber Onkel, er hält auch viel auf den Adel, aber er ist grundgut und es kommt kein unschönes Wort aus seinem Munde."

„Und wie ist denn die Tante? Da hast du gewiß eine große Ueberlast?"

„Das gerade nicht, aber sie ist ein bischen stark altmodisch. Geholfen hat sie mir doch viel, ich hätte mich ohne sie nicht so bald in dies Leben hineingefunden. Denn, Onkel, das ist doch eine ganz andere Art als bei uns. Von Anfang war mir's, wie wenn ich in ein anderes Land gekommen wäre, unter Menschen, die eine ganz andere Sprache sprechen, einem fremden Volk angehören und eine ganz andere Religion haben. Jetzt bin ich freilich auch schon mehr daran gewöhnt."

„Also die Tante ist deine —"

„Die Tante ist in ihrer Art ganz recht," unterbrach ihn Adelheid — sie wollte kein schlimmes Wort über die Tante sagen lassen und fuhr daher rasch fort: „Ja, das ist eben unter den Officiersfrauen ein ganz ander Leben wie bei uns; es ist viel glitzeriges Elend, und wenn sie nicht das bischen Stolz hätten, hätten sie gar nichts. Sehen Sie, die Tante mit ihrer kleinen Pension, da ist Alles so

ärmlich, und drum ist sie eben so erpicht auf ihren Titel und auf ihren Adel."

Der Oheim merkte wohl, daß Adelheid viel litt unter der An-



wesenheit der Tante, aber er wollte da nicht stören; es gibt überall etwas zu ertragen, und er war sehr zufrieden mit sich, als er sagte:

„Ja, Adelheid, das ist einmal so in der Welt: wenn man sich verheirathet, heirathet man die Familie mit. Du hast die Tante mit heirathen müssen und er uns, da geht Null für Null auf."

Adelheid lachte herzlich über die frische Heiterkeit, mit der der Oheim Alles ansah, und dieser sagte:

„Recht so, das ist noch dein Turteltaubenlachen, das hast du noch; es hat mir lange gefehlt, als du uns verlassen hattest."

Nun erzählte er von daheim, von Freunden und Nachbarn. Es war eine herzinnige Stunde, welche die Beiden beisammen saßen. Da kam die Tante und sagte, Adelheid müsse jetzt schlafen. Sie sagte das mit so viel Sorgfalt und Güte, daß der Oheim bestätigte:

„Ja, mein Kind, schlaf recht wohl. Ich schicke dir morgen früh das Taufkleid herunter, das die Tante für den Jungen mitschickt. Gute Nacht, schlaft wohl mit einander!"

Es war noch Zeit, daß der Oheim nach seinen Bekannten im Städtchen umschauen konnte: aber in der Stube draußen nahm ihn gleich der Rittmeister in Empfang, indem er sagte, man könne nicht wissen, ob man morgen Zeit finde; er halte es für Pflicht, dem Onkel zu zeigen, wie er das Heirathsgut der Adelheid angelegt habe. Er legte den Schein vor über die 12,000 Thaler Kautionsgelder und das Uebrige war in guten Papieren angelegt; er sagte, da er nun einen Sohn habe, wolle er, wenn sich eine schickliche Gelegenheit biete, ein Gut kaufen, und der Oheim versprach, ihm Beistand zu leisten, denn das verstehe er. Und so schied er von dem Rittmeister in guten Gedanken.

In seinem Zimmer fand er Alles wohl geordnet, auf dem Nachttische vor seinem Bette lag eine schwarz eingebundene Bibel.

„Die haben die Frau Majorin noch heut Abend hergelegt," sagte Blume.

Valentin antwortete nichts darauf. Er fand es ganz schön, daß man das Buch neben sich in der Nacht liegen hat in der Fremde, das gehört doch Allen und überall ist es doch, als wenn gute Geister da neben einem Wache halten, und es sind starke, seelenmächtige Menschen da drin in dem Buche.

Der Meister las aber nicht, er war müde und hatte heute gar viel erlebt.



Drittes Kapitel.

Früh am Morgen hatte die Tante eine heftige Zurechtsetzung mit dem Rittmeister. Sie sagte ihm, er habe eines der besten Mittel vorzeitig verschwendet: die Ordnung der Geldangelegenheiten mit dem Oheim. Das sei ja einer der besten Köder gewesen, mit dem man ihn hätte hinhalten können, wenn er hätte durchreißen wollen; denn Geld und Glaube, das seien noch die einzigen Dinge, mit denen man die Menschen aus den niederen Ständen geschmeidig machen könne.

Der Rittmeister ließ sich nicht auf allgemeine Erörterungen ein; er sagte vielmehr der Tante mit großer Bestimmtheit, daß er durchaus keinen Theil haben wolle an dem Plane, den Oheim im Hause fest zu halten, er mißbillige denselben und sage sich davon los; der Oheim sei ein Ehrenmann und man habe sich seiner nicht zu schämen; die Tante solle ihn also frei gewähren lassen. Die Tante lächelte stolz. „So seid ihr jungen Leute! Ihr wollt, daß die Dinge geschehen, wollt sie aber nicht thun.“ Diese Worte lagen ihr auf den Lippen, aber sie sprach sie nicht aus. Es wird schon eine Zeit kommen, wo sie das dem Herrn Neffen gehörig eintränken kann. Sie kann warten. Sie war überzeugt, daß Kurt nur den Schein vor ihr retten wollte.

Der Morgen war trüb, es stand ein Nebel über der Straße.

Als sich Meister Valentin ankleiden wollte, sagte ihm der

Bursche, er habe seine Stiefel zum Schuhmacher tragen müssen, sie seien an der Seite ganz aufgerissen oder eigentlich nicht aufgerissen, sondern wie mit einem scharfen Messer aufgeschnitten; der Meister müsse irgendwo an etwas Scharfem hart gestreift sein, es sei nur unbegreiflich, wie er sich nicht in den Fuß geschnitten hätte. Der Meister konnte sich auf so etwas gar nicht besinnen; aber er beruhigte sich, denn die Frau Majorin hatte ein Paar feine gestickte Pantoffeln geschickt und dabei sagen lassen, der Onkel solle nur zum Frühstück kommen. Valentin beruhigte sich und willfahrte.

Die Tante war noch allein, der Rittmeister war auf dem Exercirplatz. Die Tante war überaus liebreich.

„Sagen Sie einmal, Herr Meister," begann sie nach dem Morgengruß, „ich habe, seit ich Sie jetzt persönlich zu kennen die Ehre habe, viel über Sie nachgedacht: Sie sind doch jetzt ein Mann bei Jahren und haben ein würdiges Ehrenansehen — ist es Ihnen nun nicht schrecklich und fast grausam, immerwährend Thiere zu schlachten?"

„Gar nicht, das ist ein Geschäft wie ein anderes."

„Ich meine doch — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll —"

„Ich weiß schon, aber, Frau Majorin, Ihr verstorbener Mann und die Herren Officiere und der ganze Adel und die Könige und Alles, was sich für vornehm hält auf der Welt — sagen Sie einmal, ist es denen nicht ein besonderes Vergnügen, auf die Jagd zu gehen? Sie schießen Hasen todt und Hirsche und Rehe und Gemsen auf den Bergen, rühmen sich, eine wilde Sau geschickt abzufangen, und thun das Alles nur zum Vergnügen. Jetzt denken Sie einmal auch darüber nach: ist's weniger grausam, Thiere zu tödten aus Vergnügen als aus Geschäft? Und die Herren haben nur eine Freude daran, die Thiere todt zu machen — ich nehm's ihnen meinetwegen nicht übel, es muß auch das wohl sein in der Welt — aber ist es Ihnen, Frau Majorin, je eingefallen, einen Mann scheel anzusehen, weil er auf die Jagd ging?"

„Sie sind ein kluger Mann, sehr originell, ja, ich muß sagen, Sie verstehen Alles von einer eigenthümlichen Seite zu erklären. Unsere gute Adelheid ist auch so."

Die Majorin sah den Meister mit gnädigem Blicke an; sie hat

dem Mann etwas Großes geschenkt, sie hat ihn sehr gelobt, er muß sehr glücklich sein. Aber der Meister schaute sie ganz ruhig an, ja fast mitleidig — es ist eine arme Frau, die von ihrer kleinen Pension lebt, gegen die muß man manierlich sein und ihr den Stolz lassen, daß sie Einen ehren darf, das ist ja Alles, was sie hat — so dachte der Meister still bei sich, und wollte von dem starken Nebel auf der Straße reden, als plötzlich ein fürchterlicher Lärm, Gebell und Geheul auf dem Hausflur entstand und die Tante vor Schreck fast die Kaffeekanne fallen ließ, aus der sie eben die erste Tasse einschenken wollte. Sie eilte hinaus, der Meister hinter ihr. Blitz war durch eine Unachtsamkeit aus seinem Versteck, wo ihn Blume untergebracht hatte, herausgekommen und auf dem Hausflur war ihm Pretty begegnet; der hatte ihn mit verächtlicher Miene betrachtet, nieste, rümpfte die Nase und sagte: Pfui, was bist du ein gemeiner Kerl! und ließ noch manche derartige Bemerkungen gegen das ungeschlachte Thier hören. Blitz that, als ob er das gar nicht merkte. Was hatte er sich um einen solchen geschniegelten Knirps zu kümmern? Aber als Pretty kecker ward und zuletzt kläffend und schnappend an ihn sprang, hob er eine seiner Pfoten und schlug den Wicht nieder. Pretty schrie und heulte erbärmlich, und als Tante und Onkel herauskamen, hielt Blitz noch immer seine Pfote auf dem am Boden winselnden Thier und schaute nur seinen Herrn an, als ob er fragte: soll ich ihm den Garaus machen? Aber der Meister schalt ihn tüchtig aus. Und nun geschah Blitz etwas, was ihm noch nie geschehen war — er wurde angebunden. Das war ihm doch zu viel! Ein wohlerzogenes Wesen, freilich etwas ungeschlacht, aber doch gut geartet, an eine Kette legen. Das ist gräßlich! Da kann nur die böse Alte dran schuld sein!

„Ja, das kommt von deinem Vorwitz," sagte ihm Meister Valentin, „das hast du nun davon, daß du dich mit Gewalt dazu gedrängt hast, mit auf die Reise zu gehen!"

Blitz schaute um, ob Niemand seine Schande bemerke, er riß an der Kette und schrie erbärmlich: wie unehrenhaft werde ich hier behandelt und daheim bin ich so geehrt, jedes Kind kennt mich und Alles hat Respekt vor mir! Aber es nutzt ihm Alles nichts, hier in der Fremde wird er nicht geachtet, und er legt sich nieder und schließt die Augen; er will seine Schande gar nicht sehen; zuletzt versteckt er

sich in die Hundehütte, und als ihm am Mittag Blume zu fressen brachte, sah er jammervoll zu ihm auf — er hat noch nie in seinem Leben an der Kette gefressen und hier behandelt man ihn so! Aber was will man machen? Hungrig ist man doch, und es wäre schade



um das gute Essen! Also frisch aufgespeist und dann wieder in die Hütte! Das Elend wird doch hoffentlich nicht lange dauern!

Als nach hergestelltem Frieden Onkel und Tante wieder in der Stube waren, kam auch der Rittmeister zurück. Er sah frisch aus von dem Morgenritt und sein Bart glänzte vom Reif. Man setzte sich zum Frühstück. Die junge Frau schlief noch.

„Das ist ein böser Nebel für das Kind," sagte Valentin, der im Mitleid über die arme Majorswittwe seinen früheren Gedanken fast ganz vergessen hatte.

„Warum für das Kind?" fragte die Tante, die ihm sehr freundlich den Kaffee einschenkte.

„So viel ich mich von damals, wo ich hier gearbeitet habe, erinnere, ist es von da weit bis zur Garnisonskirche."

„Wir gehen gar nicht in die Kirche, wir lassen die heilige Handlung hier im Hause vollziehen."

Valentin, der eben den ersten Bissen genommen hatte, mußte stark husten, die Semmel kam ihm in die unrechte Kehle, und erst nach vieler Mühe und nachdem er ganz roth im Gesicht geworden, sagte er:

„So also auch bei euch in der kleinen Stadt ist schon die dumme Mode eingerissen? Ich muß sagen, ich bin den Pfarrern bös, die das zugeben, wenn's nicht aus Gesundheitsrücksichten nöthig ist. Das Schönste und Heiligste an der Taufe ist, daß das Kind der ganzen Gemeinde übergeben wird und nicht mehr blos den Eltern und der Familie gehört, sondern der ganzen Welt; damit sind wir Alle Kinder Gottes!"

„Ich freue mich, den Herrn Oheim so fromm zu finden," lächelte die Tante.

„Ich bin gar nicht fromm, im Gegentheil —"

Der Rittmeister kannte die freigeistigen Ansichten des Oheims, er lenkte ab, indem er sagte:

„Wir können keine Ausnahme machen!"

„So sagt Jeder", rief der Oheim, „und drum wird's immer nichtsnutziger in der Welt; heißt das, in vielen Dingen wird's auch besser, aber gute Gebräuche läßt man verkommen, weil Jeder sagt: Ich kann mich doch nicht ausschließen und auszeichnen. Aber nichts für ungut! Ich bin nicht hierher gekommen, um die Welt anders zu machen. Jetzt aber muß ich fort und mich in der Stadt umsehen, ich kann's nicht erwarten, bis ich meine alten Kameraden wiedersehe, und mein Meister, der Schnabel, lebt auch noch, da nicht weit vom Rathhaus, bei dem großen Brunnen, da hab ich damals ein Jahr lang gearbeitet. Bis wann geht's denn zur heiligen Handlung? Da bin ich pünktlich wieder da."

„Ja, bester Herr Oheim, Sie müssen jetzt noch ein wenig bleiben. Der Geistliche will Sie noch vorher sprechen und er kann jede Minute kommen."

„Warum? Ist er vielleicht einer von den Teufelaustreibern? Ich sage Ihnen, wenn das ist, und ich soll Ja sagen, da steh' ich nicht Gevatter, ich bleibe gar nicht in der Stube. Ich lasse Jeden bei dem Seinigen; aber wo etwas vorgeht, was ich nicht für wahr halte, da kann ich davon bleiben."

„Ich glaube, der Geistliche will in einer Familienangelegenheit mit Ihnen sprechen."

„Gut, so will ich einstweilen vor dem Haus auf- und abgehen. Mir ist so eng, wie wenn ich gefangen wäre."

Valentin ging nach seiner Stube und die Majorin schickte einen zweiten Boten zum Pfarrer.

Valentin war entsetzt, als er seinen Stiefel sah.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief er.

„Herr Meister, ich will Ihnen etwas sagen," begann Blume.

„Wenn's etwas über deine Herrschaft ist, will ich's nicht hören. Du hast die schlechte Angewohnheit, über deine Herrschaft zu sprechen gegen fremde Leute. Das ist nicht brav!"

„Nein, es betrifft Sie."

„So? Mich? Heraus damit!"

„Sie müssen mir aber Ihr Wort darauf geben, daß Sie mich nicht verrathen."

„Dann will ich's nicht wissen, ich geb' kein Wort ins Blaue hinein, ich kauf' keine Katz im Sack."

„Nun gut, Sie werden mich auch so nicht verrathen. Also die gnädige Frau Majorin hat Alles drauf angelegt, daß Sie nicht aus dem Haus kommen, so lange Sie hier sind."

„So, das weißt du?"

„Ja, ich hab's gehört, ganz deutlich; ich weiß nicht recht, warum sie's will, aber daß sie's will, das weiß ich. Und die Stiefel da sind Zeugniß. Der Schuster sagt, die hat Eines mit Fleiß mit einem Messer aufgeschnitten, und ich sag': das hat Niemand anders gethan, als die Majorin."

In Meister Valentin kochte das Blut. Er ahnte, warum

man ihn nicht aus dem Hause lassen wollte — man schämte sich seiner. Aber gleich sein zweiter Gedanke war, was da die junge Frau auszustehen haben müsse; gewiß hatte sie viel zu leiden, weil sie nur eine Bürgerstocher war und Keine von Adel.

Der Meister ging fuchswild in der Stube auf und ab. Er betrachtete sich Alles: die Standuhr unter der Glasglocke, die Tassen und Figuren auf dem Nipptische, den Kronleuchter, der von der Decke herabhing; der Boden zitterte unter seinen schweren Tritten. Er faßte seinen Stock, der in der Ecke stand, er war in der Stimmung, Alles zu zertrümmern, kurz und klein zu schlagen; sie sollten sehen, was ein Mann thut, den man an seiner Ehre beleidigt — er schlägt ihnen ihren ganzen erbärmlichen Kram zusammen. Aber nein! Das wäre ihnen ja eben recht; da könnten sie sagen: Seht den rohen Schlächtermeister! Ist's nicht ein Unglück, daß man mit solch einem Manne verwandt sein muß? So stört er das heilige Fest! . . . Ja, so sind sie, die Vornehmen — Einem still das Herz vergiften, das nennen sie noch fein, aber wenn einmal Einer im Zorn aufschreit, da heißt's: Pfui! wie roh, wie unnobel, wie gemein! — Nein, ihr vornehmes Gesindel! ich will euch schon! wartet nur! —

Der Meister erschrak, als er sein Bild im großen Spiegel sah. Er knüpfte sich das Halstuch lockerer, es drückte ihn im Halse, alles Blut stieg ihm zu Kopfe. Plötzlich aber lachte er sich im Spiegel an: Nein, nicht so; mit euch wollen wir anders kutschiren. Das wäre ein schöner Spaß, all die Sachen zu zerschlagen, die von unserm Geld gekauft sind — ja, von unserm! Ich will's ihnen schon aufs Brod streichen.

Der Meister wurde gerufen, der Geistliche sei da. Er war noch in der Nebenstube beim Rittmeister und die Tante empfing ihn. Sie war äußerst freundlich, aber sie erschrak fast über den Blick, mit dem Valentin sie ansah, denn in diesem sprach's: O du verlogenes Gesindel! Aber wart' nur! Ich hab' schon mit manchem verkniffenen Schelm einen Handel gemacht und er hat geglaubt, er hat mich, und derweil habe ich ihn. —

„Sie scheinen sehr ernst,“ begann die Tante und lächelte, und es war gar nichts zu lächeln, aber sie lächelte doch und zeigte dabei

ihre schönen falschen Zähne. Valentin fand es nicht nöthig, auf Alles zu antworten, und — es ist auch besser so. Wenn man mit Schelmen zu thun hat, ist's geschickter, sie zappeln sich ab und man wartet, bis man sie am Grips fassen kann. Er nickte nur still, und die Majorin fuhr salbungsvoll fort:

„Ich habe Ihre schönen Worte ins Herz genommen. Es freut mich, daß wir so einig sind. Ja, an solch einem Tage wird das Haus zu einer Kirche!"

Die Majorin sprach noch viel Frommes, denn sie dachte, solche rohe Menschen werden noch am besten durch die Religion gebändigt, das ist das Einzige, womit man ihnen Zügel und Zaum anlegen kann.

Der Meister knirschte die Zähne über einander und dachte in sich hinein: Warum langt nicht jetzt unser Herrgott vom Himmel herunter und reißt Der da die falsche Zunge aus? Wie darf Die da von Gott reden, vom Allerhöchsten, und hat doch nichts im Sinn als ihre dumme Eitelkeit?

Die Majorin war ganz unglücklich über die seltsame Starrheit des Meisters, und als sie jetzt die Hände zusammenlegte, betrachtete er mit scharfem Blicke ihre Finger. Ja, die hat lange Nägel — das gehört sich für einen Teufel mit Krallen! dachte er in sich hinein und schwieg.

Nach längerer Pause fragte die Majorin wieder:

„Wie gefällt Ihnen die Einrichtung?"

„Alles schön und stattlich! Gottlob, daß mein Bruder so viel gehabt hat, daß sein Kind sich alles das hat anschaffen können!"

Die Majorin erwiderte nichts auf diese scharf hervorgestoßenen Worte. Sie preßte nur die Lippen zusammen.

Der Schlag sitzt! dachte Meister Valentin vor sich hin. Als die Majorin aber noch immer nichts sprach, ruhig und majestätisch stehen blieb und ihn nur mit großen Augen anschaute, schlug er den Blick nieder. Das ist falsch, dachte er in sich hinein, so ist's verkehrt; da hätte sie ja Recht, wenn sie gering von mir dächte. Er sagte daher laut:

„Frau Tante —"

„Majorin von Kranichberg!" erwiderte die Angeredete kurz und scharf, kaum die Lippen bewegend.

„Wie Sie wollen. Also, Frau Majorin von Kranichberg, Sie müssen nicht glauben, daß ich die Menschen nach dem Geld schätze; ein Armes ist mir grad so viel wie ein Reiches, wir bringen Alle nichts mit auf die Welt."

„Doch, es gibt Menschen, die einen Ehrennamen mitbringen, der sich nicht kaufen läßt."

„Freilich."

Der Meister war der Haltung und Schärfe der Majorin nicht gewachsen, so nicht, das spürte er. Die Beiden schauten einander an wie zwei Ringer, die einander die schwachen Seiten ablauschen wollen, und eigentlich fürchteten sich Beide vor einander, der Meister vor den geheimen, die Majorin vor den offenen Schlägen.

Es war nicht wahr gewesen, daß sich der Geistliche im Nebenzimmer bei dem Rittmeister befinde. Er trat jetzt rasch ein und entschuldigte sich, dann bat er Valentin, ihm Einiges von seinem verstorbenen Bruder zu erzählen; er finde es schicklich, bei Familienfesten von den Angehörigen und namentlich von den zum ewigen Frieden Eingegangenen ein Wort zu sprechen, und er habe die junge Wöchnerin nicht durch schmerzliche Fragen aufregen wollen.

„Das hätten Sie schon thun dürfen. Adelheid ist stark und gesund, und es schadet einem Kinde gar nichts, wenn es wieder einmal weint über den Tod der Eltern und es bitter empfindet, daß sie von der Erde abgefordert sind."

Valentin erzählte nun von seinem Bruder. Er begann ruhig, aber bald wurde seine Stimme bewegt und ein feuchter Glanz stand ihm in den Augen, als er berichtete, welch ein kernbraver Mann der Verstorbene gewesen, und hinzusetzte, sein Tod habe ihm das Beste von der Welt weggenommen.

„So?"

„Ja, Herr Pfarrer, das Beste ist doch, an seine Kindheit denken. Und wenn ich jetzt daran denke, da steht mein Bruder überall mitten drin, und der ist todt und wir können nicht mehr mit einander dran denken. Ich bin nur ein Jahr älter als er; bis in unser zwölftes Jahr haben wir in Einem Bett geschlafen, an Einem Tisch unsere Schularbeiten gemacht, immer die gleichen Kleider angehabt, und Keiner hätt' einen Apfel gegessen, wo er nicht dem Andern da-

von gegeben. Und so haben wir alle Tage mit einander gelebt, die paar Jahre ausgenommen, die wir auf der Wanderschaft waren, und dann haben wir zwei Schwestern geheirathet und es war Alles Eins. Mein Bruder war gar ein gescheiter Mann. Wenn ich nur den halben Verstand von ihm hätte! Und dabei war er viel besser als ich, viel besser, ein wahrer Armenvater, und ein Friedensrichter und — kurz ein Ehrenmann, so was man einen rechtschaffenen Bürger heißt."

Valentin konnte nicht weiter reden, die Stimme stockte ihm.

Der Pfarrer tröstete ihn in üblicher Weise. Die Frau Majorin hielt ihr Tuch an die Augen, der Meister sah sie grimmig an; er hätte ihr gern das Tuch von den Augen und die Augen aus dem Kopf gerissen. Er ärgerte und schämte sich, daß er vor solch einem Geschöpf sein Herz aufgemacht hatte. Er riß an sich herum, als müsse er Ketten und Banden abreißen. Er schaute wild umher und sagte:

„Ich muß fort!"

„Mein Neffe hat noch Etwas mit Ihnen zu sprechen," sagte die Majorin unter ihrem Tuche hervor, ging nach der Thür und rief:

„Kurt, du sollst hereinkommen."

„Ja," sagte der Geistliche, „wegen des Namens."

Der Rittmeister sagte, da er den Namen seines Vaters trage, so solle der Knabe den Namen des verstorbenen Schwiegervaters als Rufnamen haben.

„Das ist recht. Johannes!" sagte Valentin, und es ward ihm leicht dabei.

„Ich wollte nur bitten," begann der Rittmeister wieder, „daß wir den Namen in Hans umsetzen; es ist ja dasselbe."

„Wenn's dasselbe ist, warum denn Hans?"

„Weil der Name Hans," fiel die Tante ein, „besser zu unserm Familiennamen paßt."

„So, also Hans ist vornehm? Sonst hab' ich gemeint, es paßt nur zu Narr, denn man sagt doch Hansnarr und Hanswurst."

Der Rittmeister winkte der Tante mit den Augen, nichts weiter zu sagen; diese grobe Manier war auch ihm zuwider. Aber Valentin war innerlich froh — einen Genickschlag hat doch die Alte jetzt weg, und so will er's weiter halten; nur nicht verdrossen sein, im Gegentheil!

Es fuhren bereits Wagen mit Gästen vor.

„Herr Gevatter," sagte die Majorin, „Sie müssen mit mir die Gäste begrüßen."

Sie reichte ihm die Fingerspitzen, aber Valentin faßte sie nicht. Dennoch ging er mit.

„Sie brauchen gar nicht furchtsam und befangen zu sein," ermuthigte die Dame, und der Meister erwiderte:

„Wüßte gar nicht warum."

Zuerst kamen die Frauen der vornehmen Officiere, mit Blumen im Haar und sehr bauschigen und sehr weit ausgeschnittenen Kleidern. Keine von den Damen wollte den Platz auf dem Sopha einnehmen, und wie all die Quengeleien der sogenannten guten Gesellschaft heißen. Es war schnell ein Durcheinandergespräch wie von einer Heerde Gänse. Eine Dame nach der andern ging ins Nebenzimmer, um die Frau Rittmeister zu beglückwünschen.

Die Gäste kamen nur allmälig an, denn es waren nur zwei geschlossene Miethwagen in der Stadt, und diese mußten nun immer hin- und herfahren. Die Herren kamen zu Fuße.

Während die Gäste sich sammelten, ging Valentin schnell nach der Kammer zu seiner Nichte.

„Adelheid, ich habe eine Bitte an dich," sagte er.

„Mit Freuden! Aber was ist denn? Sie sehen ja so blaß aus."

„Ich blaß? Das kommt nur von deinen grünen Vorhängen. Aber meine Bitte ist — nicht wahr, Kind, du thust mir die Liebe? Bleibe du heute in deinem Zimmer, geh' gar nicht hinaus in die Gesellschaft."

„Aber warum denn?"

„Sieh, Kind, wenn ich dir sage: thu etwas mir zuliebe, da brauch' ich dir ja keinen Grund anzugeben. Versprich mir's! Thust du mir die Liebe?"

Adelheid reichte ihrem Oheim die Hand. Diese Hand zitterte. — Ist's möglich, daß der Oheim weiß, was die Tante mit ihm vorhat? Adelheid hatte es wohl erfahren und ihr Herz bebte, aber sie wußte nicht, wie sie es ihm sagen und ihn beruhigen soll. Es war ein wunderbares Widerspiel zwischen den Beiden, Jedes wollte dem Andern sagen: Weißt du's denn auch? Und Jedes schwieg.



Der Oheim fuhr sich abermals mit der Hand durchs Halstuch — es schien ihm noch nicht locker genug — und ging wieder in die Stube zu den Gästen.

Als Adelheid ihrem Kinde das schöne Taufkleid anzog, fielen schwere Thränentropfen auf das Kleid. Das Kind war, bevor die Kirche es taufte, mit dem Weihwasser des Schmerzes getauft, jenes tiefen Schmerzes, daß die Menschheit so zerfallen. —

Auch der Sohn der Majorin war gekommen, ein langgestreckter blonder Lieutenant. Er kämmte sich immer mit der Hand seinen Bart, der wie die Zitzen eines Ziegeneuters an den Kiefern herabhing, und sah oft rasch nach dem großen Spiegel. Der Bursche des Lieutenants brachte etwas in Papier gewickelt herein, es wurde aufgewickelt und Alles staunte über das schöne Sophakissen mit dem Wappen derer von Großnitz — der Lieutenant hatte es selbst gestickt, er war Meister darin und rühmte sich dessen; er lächelte vergnügt, als Valentin sagte:

„Jetzt seh' ich doch auch, womit man die Lieutenantslangeweile vertreiben kann. Meine Frau wird mir das kaum glauben. Aber schön, recht schön ist die Arbeit."

Der Lieutenant strehlte mit allen zehn Fingern seinen Bart und dachte: Gut, daß du mit mir anbindest, dir will ich's schon heimzahlen.

„Ich kann auch einen Ochsenkopf sticken," sagte er und ließ ein meckerndes Lachen hören.

Endlich war Alles beisammen, und die weiten Kleider machten die Stube so eng, daß man sich kaum wenden konnte. Der Nebensaal wurde geöffnet, die Frau Majorin bot dem Meister den Arm, um den Täufling hereinzuholen. Sie schlug die Augen nieder, denn es war ihr allerdings noch nicht vorgekommen, mit einem Schlächtermeister Arm in Arm zu gehen.

„Sie sollten auch Handschuhe anziehen," sagte sie, „haben Sie solche?"

„Wohl, ganz frische, und die Handschuhe sind nicht zerschnitten wie meine Fußschuhe."

Der Arm der Frau Majorin zitterte. Sollte der schreckliche Mann die Sache wissen? Sie war seiner Verschwiegenheit und seinem

Anstandsgefühl übergeben. Wenn er diesen Streich hier vor der ganzen Gesellschaft verkündigte! Aber er ist ein gutmüthiger Mann, er wird das nicht thun.

Die Schonungslosigkeit rechnet auf Schonung. Wird sie sich nicht verrechnen?

Der Meister zog ein Paar frische weiße Glanzhandschuhe an. Die heilige Handlung ging ohne Störung vorüber. Nur war es Meister Valentin zuwider, daß der Tisch, an dem so eben die Taufe vollzogen, sogleich zur Tafel gedeckt wurde. Er konnte nicht umhin, das dem Pfarrer laut zu sagen.

Die Anwesenden staunten und einige betrachteten den seltsamen Kauz durch ihre schnell aufgesetzten Augengläser.

Ehe man sich zu Tische setzte, sah Valentin noch, wie der Pfarrer leise aber heftig mit der Majorin sprach. Meister Valentin wurde den Gästen vorgestellt, und zwar jedem einzeln und niemals als Schlächtermeister, sondern immer nur als „Herr Stadtverordneter Valentin", so daß er endlich sagte:

„Erlauben Sie, Frau Majorin, Stadtverordneter heiße ich eigentlich nicht, das bin ich nur nebenbei; das ist ein Amt, wie eigentlich das Soldatenamt auch sein sollte, so nebenbei neben einem andern Geschäft, und wenn's auch nur Sophakissensticken wäre. Ich heiße Valentin und bin Schlächtermeister."

Valentin spürte mitten im Reden, daß er eigentlich zu grob werde, aber er redete doch fort, als ob ihn etwas zwinge, und als er fertig war und die verdutzten Mienen sah, dachte er: Schadet nichts! Diese Menschen glauben, sie könnten Unsereins mit einem Compliment glücklich machen."

Viertes Kapitel.

Bei Tafel saß Valentin gut eingeklemmt zwischen dem Pfarrer und der Majorin. Man hielt ihn im Einzelgespräche fest; als aber der Wein die Geister immer fröhlicher machte und endlich der Champagner knallte, da rief der stickereibeflissene Lieutenant:

„Herr Valentin, als redekundiger Stadtverordneter sollten Sie eine Rede auf den Täufling halten."

„Ja! Ja!" hieß es von allen Seiten; man versprach sich einen Spaß, und es waren nicht Wenige dabei, Männer und Frauen, die sich gern eine Derbheit gefallen ließen, wenn nur ihr Gastfreund, der Rittmeister, dadurch bloßgestellt wurde. Warum hat er die unverzeihliche Sünde begangen, solch ein Haus machen zu können und die schönsten Pferde zu haben und die Frau die reichste Garderobe.

Der Rittmeister sah auf seinen Teller nieder. Valentin aber besann sich nicht lange, sondern stand auf und sagte:

„Ein redekundiger Mann bin ich grade nicht, aber was ich dem jungen Burschen da drin für sein Leben wünschen möchte, das kann ich schon sagen. Der junge Bursche trägt die Namen von seinen beiden Großvätern, und die sind Beide jetzt da, wo es Eins ist, ob man eine weiße Schürze oder eine Uniform getragen hat; da gibt's keine Schlachtmesser und keine Degen mehr, und es ist Eins, ob man den Degen gegen die Menschen oder das Beil gegen das Vieh gehandhabt hat. Und wenn man das ansieht, da ist's gar einfältig, wenn ein Mensch sich vor dem andern etwas herausnimmt. Es ist eben so dumm, wenn ein Bürgersmann einen Adeligen, wie wenn

ein Adeliger einen Bürgersmann scheel ansieht. Also — ja, das hab' ich sagen wollen: wir wollen wünschen, daß der junge Bursch ein braver Bürger und ein braver Soldat in Einem Stück werde, und so soll er hoch leben!"

Alles rief „Hoch!"

Man vergaß gern, was Scharfes mit untergelaufen war. Der Meister schaute sich um, es war ihm doch, als wenn er zu grob geworden wäre, und das hatte er nicht gewollt, im Gegentheil, er hatte mit Gewalt alle Bitterkeit in der Seele unterdrückt; er wollte sie vor den Menschen nicht preisgeben und auch im Gedanken an das unschuldige Kind wollte er nichts Gehässiges dreinmischen, und es kam ihm doch vor, als hätte er's gethan. Aber Alles kam an seinen Platz und stieß freundlich mit ihm an und der Rittmeister drückte ihm noch dazu herzlich die Hand. Es muß also doch gut gewesen sein, dachte Valentin; er wußte gar nicht mehr, was er eigentlich gesagt, er war vergnügt und lachte sogar der Majorin zu. Als sich der Rittmeister wieder an seinen Platz setzte, sagte er leise und entschieden zum Lieutenant:

„Cousin, ich verbitte mir alles weitere Hänseln des Oheims."

„Kommet nur herein! Geh du nur voran, da sitzt der Meister Valentin!" rief Fritz Blume plötzlich, und auf Valentin zutretend, sagte er:

„Herr Meister, die Zwei da wollen Sie sprechen."

Valentin schaute um und rieb sich die Augen; er war verwirrt. Was ist denn das? Er kannte im Augenblick die beiden Gesellen nicht, die er gestern auf der Reise mitgenommen und hierher bestellt hatte; er war seitdem und in dieser Minute in einer ganz andern Welt.

„Entschuldigen Sie, Herr Meister," sagte der Schuster, „Fritz Blume, der mich vom Handwerkerverein her kennt, hat uns da herein geführt; wir haben nicht gewußt, daß hier so viele Gäste sind."

Der Rittmeister war aufgestanden, trat auf die Beiden zu und fragte nach ihrem Begehr. Die Augen aller Anwesenden richteten sich auf die Gruppe: jetzt geht der Scandal los, das wird sehr interessant!

„Herr Rittmeister," begann Valentin, nachdem er sich gesammelt, „das sind zwei Handwerksburschen, die ich gestern auf der Straße

getroffen. Meine Herren und Damen," wendete er sich an die Gesellschaft, „jetzt habe ich freiwillig ein paar Worte zu sprechen. Darf ich bitten, daß Sie mir ruhig zuhören?"

„Ja! Ja!" erwiderte es allseitig.

„Nun denn, so hören Sie. Das Schönste auf der Welt ist doch das: Jeder, wer er auch sei, hat Eltern, und bei Jedem, wer er auch sei, gab's eine Freude bei seiner Geburt. Unser neugeborenes Kind hat es gut, ihm ist das Glück beschieden, daß zur Freudentafel, an der man seine Geburt feiert, Fremde kommen von der Straße herein. Das Beste, was man ihm wünschen kann, hat damit begonnen. Es soll ihm sein Leben lang beschieden sein, Freuden zu spenden. Das ist das Beste."

„Er spricht gut, er spricht gut," sagte der Lieutenant zu seinen Nachbarn; man bat ihn aber, ruhig zu sein, und Valentin fuhr fort:

„Also diese beiden Wanderburschen, wie ich auch einmal einer gewesen, sie sollen von unserm Festwein haben und von unserm Festkuchen. Da, nehmt!" rief er den Burschen zu und gab jedem eine Flasche Wein und ein Stück Kuchen. Dem Schuster aber gab er noch besonders ein Glas Champagner und sagte: „Du, thu' einen Spruch!"

Der Schuster rief: „Ich bleib' bei meinen Leisten, und so heißt mein Spruch: Ich wünsche dem Neugebornen, daß er alle seine Schuhe und Stiefel in Gesundheit zerreißen möge."

„So ist's recht!" schloß der Meister vergnügt, „so ist's recht! Und nun könnt ihr wieder gehen und denkt an den Schlächtermeister Valentin, und wenn ihr einmal eine Freude in eurem Hause feiert, so ruft auch Leute herein von der Straße und gebt ihnen von eurem Festwein und von eurem Festkuchen."

Der Meister war selig über diesen Zwischenfall, das war so ganz nach seinem Herzen. Eigentlich hatte er die Bursche an den Tisch setzen und mitessen lassen wollen, aber er fühlte schnell, daß das zu viel sei. So war's gut, schnell abgemacht, und die ganze aufgeputzte Gesellschaft hatte doch gesehen, daß man Jeden von der Straße hereinrufen kann, wenn er von rechten Bürgersleuten einer ist, weiß er ein gutes Wort zu sprechen. Ueberaus glückselig setzte sich der Meister wieder nieder. —

„Es ist doch noch Poesie in der Welt," sagte eine sehr schlanke Dame zur Rechten des Pfarrers, „da heißt es in dem Goethe'schen Gedichte:



Hänschen, lauf' und säume nicht,
Ruf' mir neue Gäste!
Jeder komme wie er ist,
Das ist wohl das Beste!

Wir finden das schön, aber wir thun's nie selber. Jetzt ist's doch einmal wahr geworden."

„Die Menschen finden leider Vieles schön, was sie nicht selber thun," versetzte der Pfarrer; „unser Meister Valentin hat den hohen Spruch bewahrheitet: „Suchet die auf, die am Wege und hinter den Hecken stehen."

Valentin hörte nicht mehr, was um ihn her gesummt und gesprochen wurde; er dachte nur hinaus, wie die beiden Bursche sich an dem Wein erlaben und wie sie wie durch einen Zauber herein und wieder hinaus gekommen. Die werden noch ihren Kindeskindern davon erzählen, dachte er, und es war ihm, als könnte er in die Ferne und Zukunft sehen.

Der Festschmaus war glücklich zu Ende. Die Gäste verabschiedeten sich nach und nach, Valentin war eine kurze Weile bei seiner Nichte und sagte:

„Adelheid, ich hab' jetzt zu Allem Courage. Wenn dir's recht ist, schmeiß' ich die Majorin zum Haus hinaus. Ich hab' sie in der Hand. Soll ich?"

Adelheid bat, daß er das um Gottes willen unterlassen solle; sie werde sonst schwer darunter zu leiden haben, denn man würde doch den Verdacht hegen, daß sie ihn dazu aufgefordert.

„Wie du willst," sagte er und ging wieder in die Stube.

Den Hauptschlag muß die Alte doch noch bekommen. Er ärgert sich jetzt nur, daß er bei der Nichte gewesen; es kann nun wirklich scheinen, als hätte sie es ihm angerathen, und dann hat sie's erst recht schlimm. Die Waffe ist ihm aus der Hand entwunden.

Als er wieder in die Stube trat, meldete Blume Seine Excellenz den Herrn Commandanten und Frau Gemahlin.

„Was die nur jetzt wollen?" rief sichtlich bestürzt die Tante. „Ich bitte dich, Kurt, veranlasse nur schnell, daß der Onkel aus dem Haus geht. Die holdselige Frau Commandantin wird liebreich

gegen ihn sein und uns verhöhnen, so viel sie kann. Sie kommt nicht umsonst."

Der Rittmeister war in doppelter Verlegenheit. Er gestand der Tante, daß er sehr ärgerlich auf sie sei; man müsse sich nur glücklich schätzen, daß die Sache so discret abgelaufen, denn der Oheim müsse in der That wissen, was man mit ihm vorhatte, und er habe sich noch sehr rücksichtsvoll dabei benommen. Daneben war der Rittmeister sehr ärgerlich auf seinen Cousin, der fast absichtlich den Oheim zum Gespött hatte machen wollen.

„Gut, das werden wir morgen Alles zurechtlegen; aber jetzt hilf schnell, der Oheim muß fort!"

„Ich kann ihn nicht fortschicken!"

„So thu Ich's, ich muß doch Alles übernehmen."

„Lieber Herr Oheim," begann die Tante, „wollen Sie nicht noch jetzt Ihre Freunde besuchen?"

„Es ist mir nicht mehr so drum!" sagte der Meister und setzte sich behaglich in einen großen Stuhl. Die Thüre wurde geöffnet und herein trat der Commandant und seine Frau. Die Tante war überaus glücklich, ihre beste Freundin, ihre liebste Jenny, an dem heutigen so frohen Tage bei sich zu sehen; das ist wieder ganz ihr feines süßes Herz!

Die Commandantin dankte mit gleicher Münze. Der Rittmeister hatte währenddeß den Oheim vorgestellt. Der Commandant hatte ihm Glück gewünscht und lobte die Nichte als eine der liebenswürdigsten Frauen der Garnison. Die Commandantin bat die Majorin, auch sie dem Oheim vorzustellen; sie reichte dem Mann die Hand, und um der Tante zu zeigen, daß er auch die sogenannte feine Lebensart kenne, küßte Valentin mit einer nicht ungeschickten Verbeugung die Hand der Commandantin.

Sie lächelte.

Der Commandant wußte bald das Gespräch auf die Verproviantirung der Soldaten zu bringen. Er hatte jene Weise der Gönnerschaft, die auch zugleich etwas Menschenfreundliches hat: den Fremden in den Kreis seines Berufs zu führen. Dies thut dem Fremden doppelt wohl, denn es macht ihn gescheit und dankbar; es gibt ihm Gelegenheit, den Fragenden etwas zu lehren und sich dabei

zu zeigen. Der Meister fühlte sich behaglich; er fand, daß der Commandant ein sehr kluger Mann war.

Bald ging das Gespräch auch auf andere Dinge über, und der Rittmeister hatte seine Freude, wie bestimmt und bescheiden zugleich der Meister seine Meinung ausdrückte. Die Commandantin bat ihn: „Rücken Sie etwas näher, Herr Valentin; ich höre leider nicht gut.“

„Das hab' ich Ihnen gleich angesehen,“ bemerkte Valentin, „ich habe auch eine Schwester, die nicht gut hört, und solche, die nicht gut hören, aber im Herzen gut sind, haben meist so aufmerksame und dankbare Gesichter.“

„Danke für das Compliment. Schade, daß Sie nicht länger hier bleiben; ich wollte Sie bitten, uns zu besuchen. Wo ist denn Ihre Nichte, unsere liebe Frau Adelheid? Ich darf wohl sagen, daß ich eine besondere Freundin von ihr bin.“

„Das gönn' ich ihr, ich gönne ihr eine so gute Frau als Freundin in der Fremde. Aber meine Nichte hält sich heute gefangen, freiwillig, ja ganz freiwillig; heißt das, ich habe sie darum ersucht.“

Die Anwesenden sahen einander staunend an. Was spricht denn da der Mann? Hat ihn der Wein benebelt? Der Rittmeister sah starr auf die Majorin, diese aber drehte schnell die drei auf einander gereihten Armspangen an ihrem Handgelenk rechts- und links-um. Sollen das wohl Fesseln sein, die sie Jemand anlegen möchte?

„Es ist eine sonderbare Stimmung,“ sagte die Commandantin endlich, „wenn man zu Befreundeten kommt, die eben von einer Festtafel aufstehen.“

„Sehen Sie, das ist eine kluge Frau! Die versteht in den Herzen zu lesen!“ sagte Valentin zur Majorin.

Die Majorin lächelte.

„Herr Commandant,“ begann Valentin wieder, „Herr Commandant, ich hätte eine Frage: hat Jemand anders hier in der Stadt das Recht, Einen gefangen zu halten, als Sie?“

Die Tante zitterte bei dieser Frage. Was will der entsetzliche Mann? — Er wird doch nicht — — Die Pulse klopften heftig unter den Armspangen — sie steht unter der Discretion

dieses Mannes — er weiß offenbar Alles — Wenn er nun weiter geht — wenn er sie hier vor der freundlichen Feindin und vor dem, der die Stelle ihres Mannes geerbt — wenn er sie hier bloßstellt? — —

Es trat eine peinliche Pause ein.

Die Majorin schlug die Augen wie bittend zu Valentin auf und doch ballten sich dabei ihre Fäuste. Valentin sah nicht auf sie. Der Commandant antwortete erst nach langem Zögern:

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich habe auch nur so gefragt," erwiderte Valentin, und jetzt nickte er der Majorin zu. Er stand auf, ging an die Kammerthür und rief:

„Adelheid, du kannst jetzt schon hereinkommen mit dem Kind."

Adelheid kam, die Amme trug das Kind und nun nahm das Gespräch einen heiteren Verlauf, bis der Commandant und seine Frau Abschied nahmen.

Die Familie war wieder allein und Valentin sagte:

„Schicke das Kind wieder in seine Stube; es soll nicht dabei sein, was da jetzt ausgemacht wird."

Auch die Majorin wollte gehen, aber Valentin faßte sie am Arm und drückte ihr die Armspangen sehr unsanft in das Fleisch.

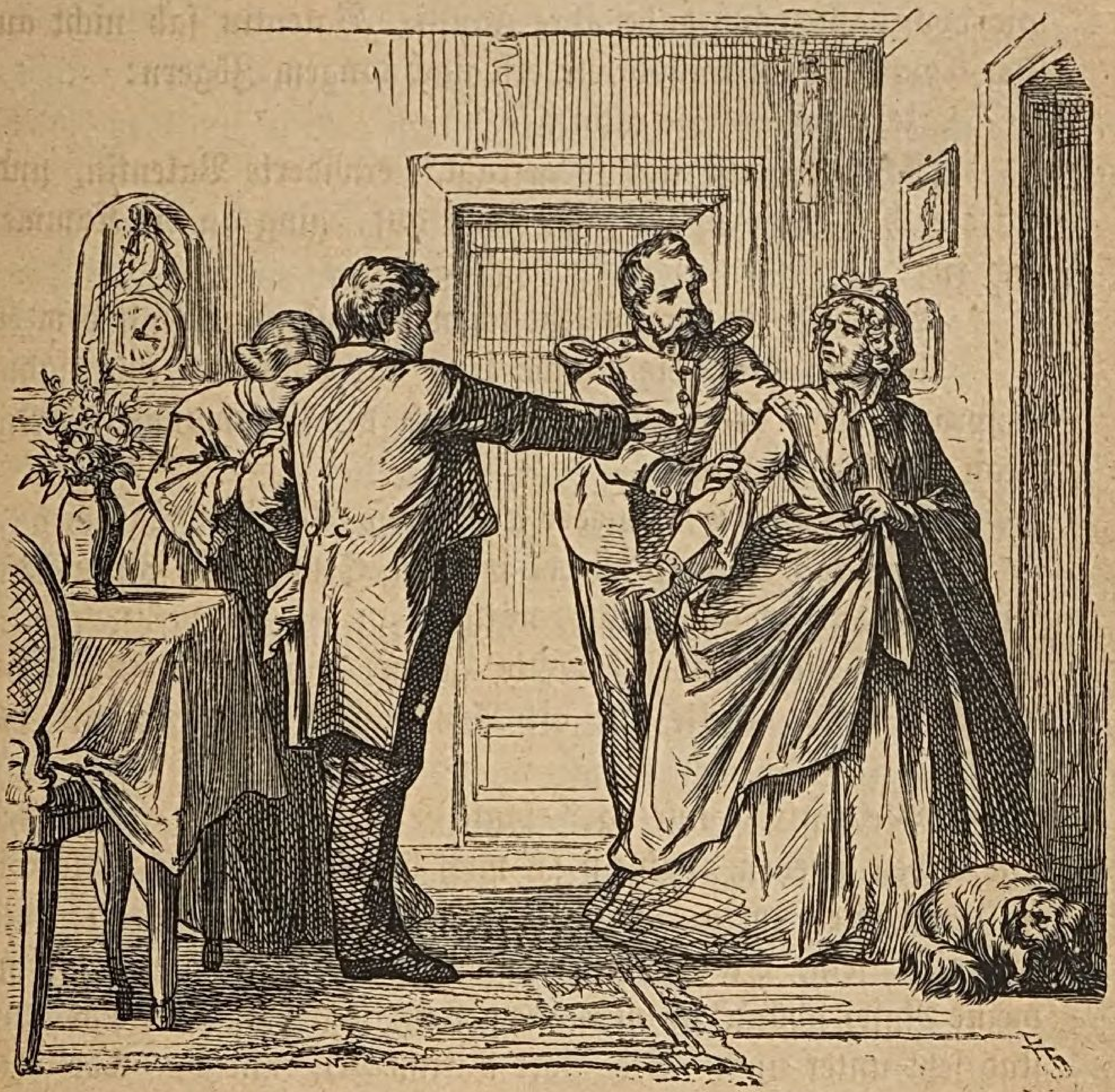
„Bleiben Sie nur da," sagte er, „Sie geht's am meisten an. Sie haben gesehen, daß ich an mich halten kann, ich hätte Sie vor all den Leuten da in Schand und Spott hinstellen können; aber das soll nicht sein, Sie gehören einmal zur Familie, und: schind' ich meine Nase, schänd' ich mein Angesicht, sagt das Sprüchwort. Wir sind jetzt unter uns. Sie, Herr Rittmeister, und du, Adelheid, ihr habt nichts davon gewußt, aber Die da — da seht euch den Stiefel an! Die Hand da mit den Handschuhen, die hat meinen Stiefel zerschnitten, damit ich nicht aus dem Hause gehen könnte, und hat Alles darauf angelegt, daß ich nicht im Städtchen umhergehe und ihr euch meiner zu schämen hättet. Ich bin lang genug hinterhältig gewesen, jetzt muß es heraus!"

„Kurt, halte den entsetzlichen Menschen!" rief die Tante voll Angst.

„Brauchst dich nicht zu fürchten, ich thue dir nichts! Ich rühre dich nicht an!“ tönte kräftig die Stimme Valentins.

„Wo ich solchen Beschimpfungen ausgesetzt bin, da verlasse ich das Haus!“ rief die Majorin.

Der Rittmeister suchte zu beschwichtigen und wendete sich vor=



nehmlich an Meister Valentin, während Adelheid die Tante bat, doch Alles gut aufzunehmen, sie bleibe ihr stets dankbar für so viel Gutes, das sie ihr gethan. Sie wollte die Tante umarmen. Diese aber stieß sie von sich und rief:

„Die ganze Schlächtersippschaft soll mir vom Leibe bleiben!“

„Reden Sie nicht mit mir, reden Sie mit Dieser da!“ sagte Valentin dem Rittmeister und eilte auf Adelheid zu und schloß sie

in seine Arme. Der Rittmeister sprach leise einige scharfe, bestimmte Worte zur Majorin.

„Ich verlasse das Haus," entgegnete diese aber laut, „augenblicklich verlasse ich das Haus."

„Sie hält hier Niemand gefangen!" entgegnete Valentin. „Wir, das schwöre ich Ihnen, wir werden nichts von der Sache erzählen. Wenn Sie's thun, ist's Ihre eigene Schande."

„Er hat mir gar nichts zu sagen! Er geht mich gar nichts an!" platzte die Majorin heraus; ihre Lippen zuckten und ihre Zähne wackelten, sie bebte am ganzen Leibe.

Adelheid wollte nochmals auf die Tante zugehen und sie beruhigen, aber Valentin hielt sie zurück, und ohne ein weiteres Wort verließ die Majorin die Stube. Der Rittmeister eilte ihr nach. Er kam mit blassem Gesicht zurück.

„Sie ist fort!" sagte er und ging gesenkten Kopfes mit starken Schritten auf und ab. Es kämpfte offenbar in ihm.

„Herr Rittmeister," begann Valentin, nachdem er Adelheid auf einen Stuhl gesetzt, „wenn ich zu schnell gewesen bin, ich kann nicht dafür; denn sehen Sie, wenn eine Büchse still geladen ist, so knallt sie doch endlich los."

„Sie haben nicht um Verzeihung zu bitten. Verzeihen Sie uns und vergessen wir Alles, was geschehen. Ich muß sagen, ich muß Ihre Zurückhaltung noch bewundern. — Das hätte eine böse Geschichte werden können vor allen Menschen!"

Er reichte dem Oheim die Hand, beugte sich dann zu seiner Frau nieder und küßte sie. „Es ist doch zart vom Oheim gewesen, daß er zuvor das Kind weggeschickt hat," sagte er dabei, und die Drei gingen hinein in die Stube und saßen still bei einander um die Wiege des Kindes, bis die Dämmerung eintrat. Endlich begann Adelheid: „Nun aber, lieber Onkel, besuchen Sie doch Ihre Freunde noch."

„Ich will keine Freunde mehr hier sehen, als euch! Ich hoffe, daß ich nicht zu Bösem bei euch gewesen bin und will zu Gutem wiederkommen!" Er küßte das schlafende Kind und sagte: „Sei froh, daß du geschlafen hast und nichts davon weißt, was für alberner Trödel noch bei deiner Geburt sich breit gemacht hat. Wenn du groß bist, wird hoffentlich keine Rede mehr davon sein . . ."

Der Meister fuhr noch in der Nacht heimwärts. Es war gut, daß die Pferde so trefflich eingefahren waren und nur selten einem Fuhrwerk auszuweichen hatten auf der ebenen Straße, denn der Meister schlief auf dem Wagen ein.

Die Abfahrt erst hatte Blitz von seiner verhaßten Kette getrennt; als er losgemacht wurde, schüttelte er sich immer, wie wenn er jeden Gedanken an die Kette los werden wollte. Er betrachtete noch einmal mit einem stillen, vielsagenden Blicke das Gefängniß und die Kette, die nun auf dem Boden lag wie eine Schlange. Als man endlich fortfuhr, bellte er durch das ganze Städtchen: Pfui! Pfui über diese ganze Stadt! Schämt euch! Einen ehrbaren Hund so zu behandeln! Und ich habe doch gar nichts gethan, ich habe doch gar keinen Gebrauch gemacht von meinen scharfen Zähnen! Pfui! und tausendmal Pfui! über euch ungehobelte Menschen! Pfui! Pfui! Pfui! Und ich habe dem frechen Stuben- und Schooßhocker ja nur gezeigt, was ich könnte, wenn ich wollte, aber es ist mir viel zu gering, daß ich so einem eingebildeten Schwächling was thue, dazu bin ich viel zu stolz . . . Er räsonnirte bis zum Thor hinaus, und weit draußen, als man schon dem ersten Dorfe nahe war, kehrte sich Blitz noch einmal gegen das Städtchen um und schleuderte ein äußerst machtvolles Pfui! gegen die ganze Stadt zurück. — Valentin gebot ihm — er war aus dem ersten Schlummer geweckt worden — still zu sein, und der Hund schwieg nun und knurrte nur noch Unverständliches in sich hinein, ein Knurren, das man vor dem Wagengerassel nicht hörte.

Der Meister schlief und in seinen Schlaf hinein spielte ein Traum von einer Zeit, wo die Geburt die Menschen nicht mehr trennt.

Da, wo Valentin vorgestern Mittag gemacht, hielten die Pferde von selbst an.

Der Meister ruhte einige Stunden, dann fuhr er heimwärts.

Er hat Niemand, selbst seiner Frau nicht, von dem erzählt, was geschehen ist. Erst nach Jahren, als die Brigade des Rittmeisters, der nun Major geworden, in die Residenz verlegt wurde, sprachen sie noch manchmal von der alten Tante, die bei ihrer Tochter, der Frau Oberförsterin, noch heute lebt.

Blitz dagegen erzählte gleich bei der Ankunft daheim seinem Kameraden von der Unbill, die ihm unterwegs geschehen. Der Kamerad, eine unerfahrene junge Seele, wußte gar nicht, was ein Kettenhund ist, er konnte sich gar keine Vorstellung machen; und Mittags führte ihn der vielerfahrene Blitz in einen großen Hof in der Nachbarschaft, dort zeigte er ihm einen Hund, der an der Kette lag. Jetzt verstand der Jüngling und floh davon, winselnd, wie wenn er geschlagen worden wäre.

Die Geschichte vom gefangenen Gevatter aber hat Niemand erfahren bis auf den heutigen Tag, wo sie nun da steht.

Der Prellschuß.

Eine Geschichte von unterwegs.

Ein heller Hochsommermittag lag auf dem grünen Thale. Es ist ein frohes Wandern auf der Straße am Waldesrand, hüben und drüben steigen steile, bewaldete Berge hinan, drunten rauscht und braust der Bach über wildes Gestein und auf den saftig grünen Wiesen zittert das Sonnenlicht und flimmert durch das Gezweige, wie tausend und abertausend hellgrüne Tagessterne. Es ist still ringsum, nur die Nußhäher schäkern noch laut mit einander im Wald, die Finken und Amseln, die jetzt nicht mehr singen, fliegen oft von den Waldbäumen auf die Straße, lassen den Wanderer ganz nahe kommen, schauen ihn verwundert an und fliegen davon.

Einen tiefen, vollen Athem des Lebens sog der Wanderer ein, der sich jetzt unter einem Baum am Wege niederlegte.

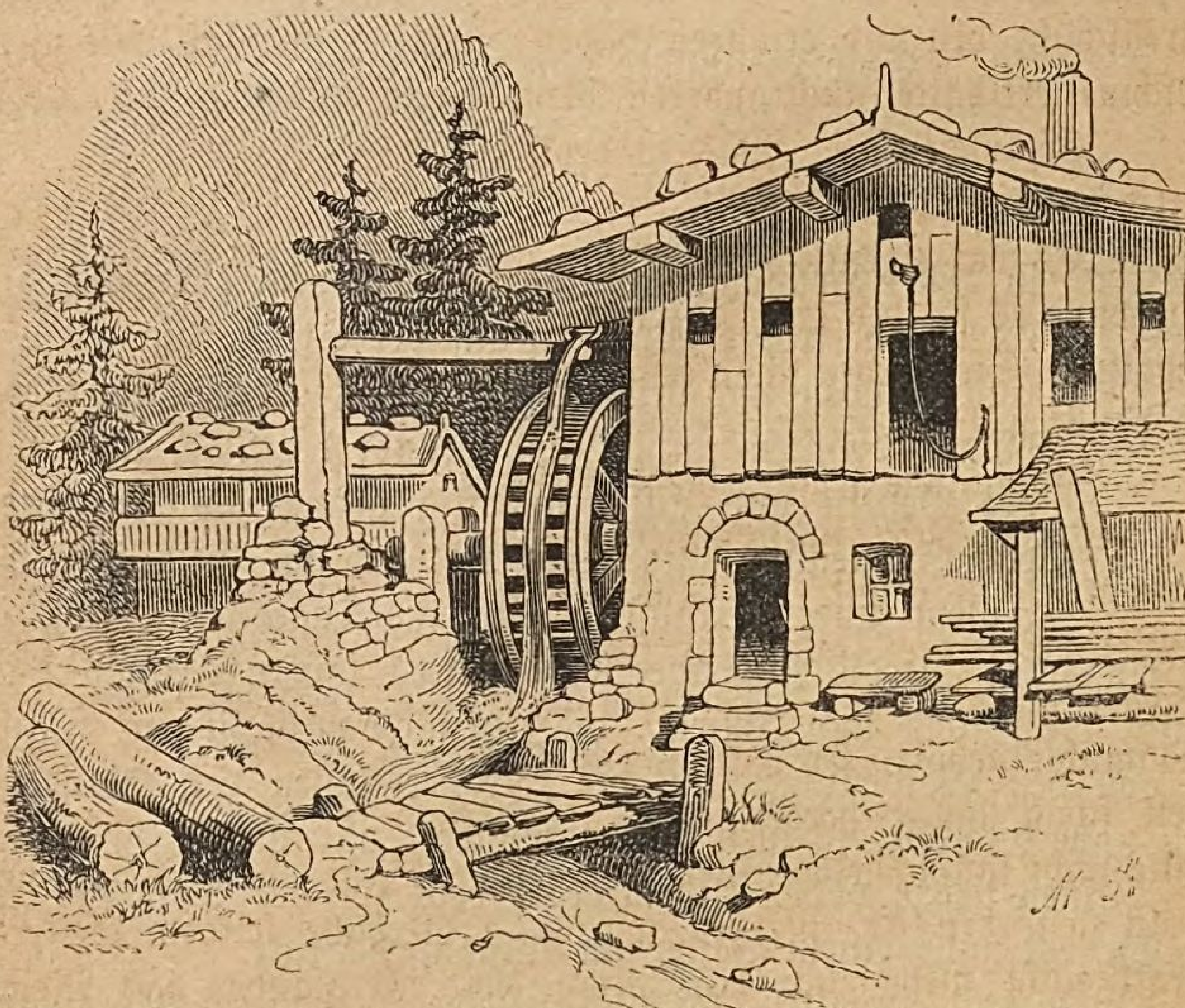
Bald trat ein alter, städtisch gekleideter, hagerer Mann aus dem Walde und grüßte den Ruhenden, und erquicklicher als der Blick über Wald und Berg und Fluß ist der Blick in ein freundliches Menschenauge, wohltönender als aller Vogelgesang ist der Zuruf einer wohlwollenden Menschenstimme.

Der Alte und der Wanderer gingen bald mit einander fürbaß in guter Wechselrede.

Eine Wolke zog auf und stand über dem Thale. Der Alte forderte den Wanderer auf, bei ihm einzukehren, denn das Gewitter werde bald losbrechen und bis eine Stunde Weges weiter hinauf sei kein menschliches Obdach mehr zu finden.

Die Beiden waren bald bei einer Sägmühle, daneben stand ein stattliches Wohnhaus, der Alte führte den Wanderer in eine abgesonderte Stube und sagte: „Da bin ich daheim. Seien Sie willkommen.“ Er reichte die Hand.

Es war behaglich und wohnlich in der Stube. An der Seite stand ein Klavier und darüber war ein Bücherbrett mit einigen vielgelesenen Büchern bestellt. Der Wanderer sprach seine Freude aus,



hier in wilder Waldgegend solch ein wohliges Heimwesen zu schauen, worein sich natürlich die Verwunderung über Klavier und Bücher mischte.

„Ich war vordem Schullehrer,“ erklärte der Alte und ließ den Wanderer allein, kam aber bald wieder mit Speise und Trank.

Das Gewitter brach mächtig los und der Alte sagte: „Sie müssen in Geduld abwarten, bis das Unwetter vorüber ist. Wenn sich einmal ein Gewitter in unser Thal verfangen hat, da muß es sich ganz ausladen. Und so geht es auch bei manchen Menschen:

wenn da ein Unwetter ins Herz gekommen ist, es kann nicht mehr heraus und muß sich ganz austoben."

Wer so etwas sagt, muß Schweres erlebt haben.

Der Wanderer berichtete manche Erfahrungen und bald waren die Beiden mit einander wie alte Vertraute.

„Ja," sagte der Alte endlich, als draußen der Regen in mächtigen Güssen niederfloß, „ich könnte Ihnen auch etwas berichten, und es wäre gut, wenn Sie es weiter geben möchten; vielleicht wäre der Prellschuß, den wir erfahren haben, und der uns fast Alle niedergeschmettert hätte, auch anderen Menschen zu Nutz und guter Lehre."

„Erzählen Sie. Was ist denn das mit dem Prellschuß?"



„Es war eigentlich kein Schuß, aber ich nenne es so und habe damit schon oft geholfen. Sie werden schon erfahren, was ich damit meine.

Ich bin, wie gesagt, eigentlich Schulmeister und habe zweiundvierzig Jahre meinen Beruf erfüllt, so gut als ich's konnte. Seit drei Jahren bin ich hierher gezogen zu meinem Sohn, dem da die Sägmühle gehört. Er hat mir das Stübchen schon lange hergerichtet, aber ich hatte nicht müßig sein wollen, und bin erst jetzt, seitdem mir meine Frau gestorben ist, hierher gezogen. Ich habe seitdem die rechte Kraft nicht mehr und habe auch, wie ich glaube, das Meinige gethan in der Welt. Man muß Feierabend machen, so lang es noch Tag ist. Und ich kann auch hier meinen Enkeln Manches beibringen, ich hab' deren fünf, sie sind jetzt in der Schule, eine Stunde von hier thalaufwärts, da im Dorf, wo Sie hin wollen. Ich habe nur den einzigen Sohn, den Sägmüller, und eben den betrifft die Geschichte vom Prellschuß.

Ich war also Schulmeister drüben im jenseitigen Thal; wenn Sie zwei gute Stunden thalaufwärts gegangen sind und auf die Anhöhe kommen, sehen Sie das Dorf Hüttenbach links. Es liegt ganz abseits von der Landstraße. Da ist meine ganze Lebenszeit drin

und Alles, was mir zugekommen ist und was ich erstrebt habe. Wenn ich sterbe, müssen sie mich auch dorthin bringen und mich neben meiner Frau begraben.

Aber ich will Ihnen jetzt vom Prellschuß erzählen. Mein einziger Sohn Konrad war ein unbändiger Bursch. Er hat einen guten Kopf, im Rechnen war er mein bester Schüler. Ich hätte es gern gehabt, wenn er auch Schulmeister geworden wäre, oder besser, sich zu einer Amtsschreiberei ausgebildet hätte; er will aber nichts davon wissen, er artet seiner Mutter nach und ist ein echtes Bauernkind und will nichts vom Stubenhocken.

Ich muß bekennen, ich habe meine besondere Freude an Konrad gehabt. Es war ein ganzer Bursch, wild wie ein Füllen auf der Weide, aber auch folgsam und gutherzig. Sein größtes Glück war, wenn er Einem eine Freude machen konnte, wo man es gar nicht erwartet. Befehlen ließ er sich nicht gern, er that lieber Alles von selbst, und konnte vor Zorn weinen, wenn man ihm etwas auftrug, was er eben aus freien Stücken thun wollte. Sie werden schon merken, was dahinter steckt, und daß das eben so zum Guten wie zum Bösen ausschlagen kann.

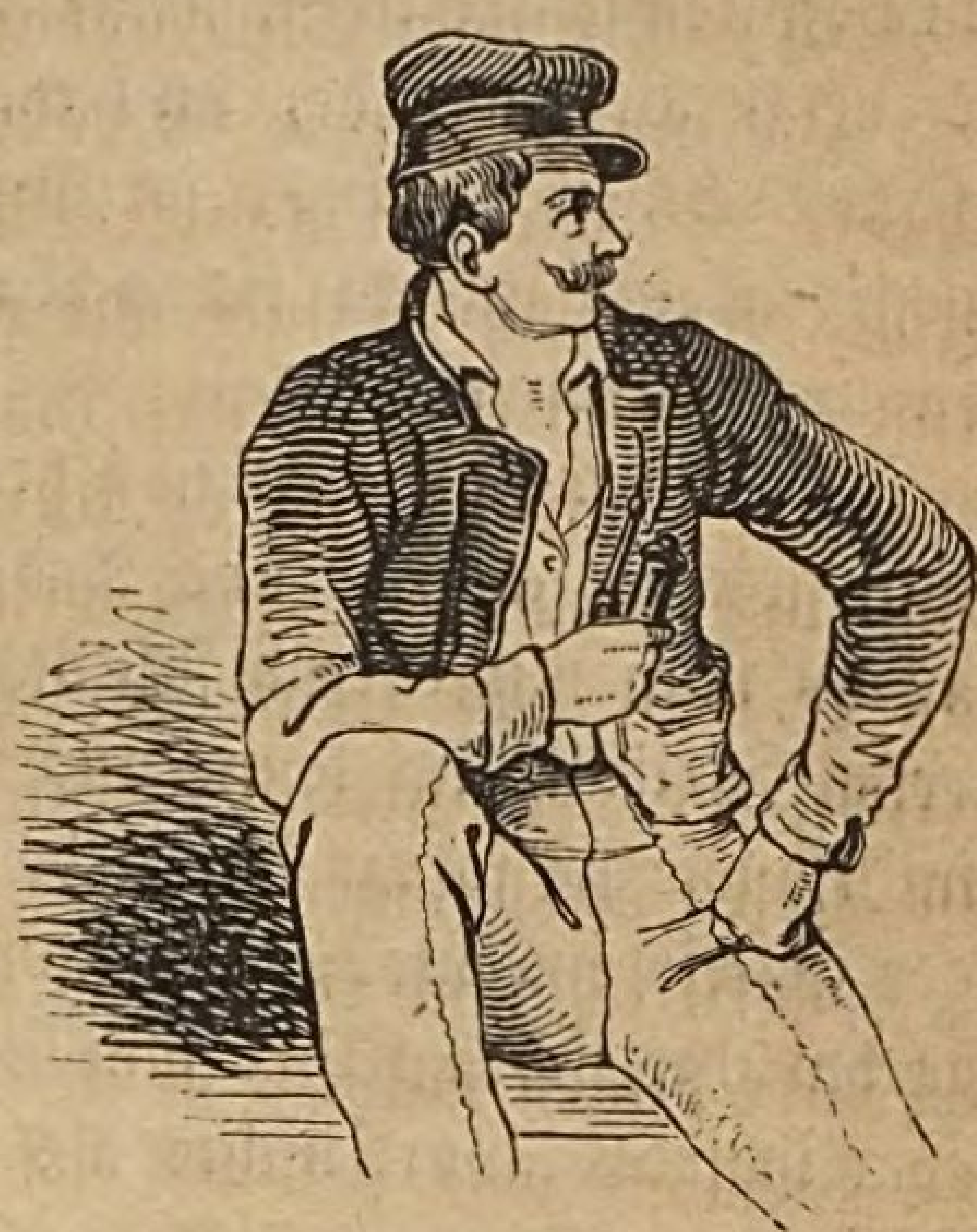
Weil ich mich in meiner Jugend als armes Schulmeisterkind viel habe ducken müssen, so freute mich's besonders, daß sich Konrad von Niemand was gefallen ließ, und ich habe ihm noch zugeredet: Wehr' dich! Gib zwei Schläge dem, der dir einen gibt.

Ich seh jetzt wohl ein, weil ich das übertrieben habe, trage ich auch meinen Theil Schuld.

Drei Stunden von hier, drüben in Haidenreuthe, hab' ich einen Schwager, der die Tochter eines reichen Wälders geheirathet, viel Waldung hat und einen großen Holzhandel treibt. Ich erlaube dem Konrad oftmals, drüben beim Ohm zu bleiben und da war er lustig und anstellig zu Allem. Wilde Pferde reiten, ein Viergespann regieren, das war seine höchste Lust. Wie er nun aus der Schule kommt, erklärt er mir rundweg, daß er nichts Anderes werden will als ein Bauer. Ich gebe ihn zu meinem Schwager als Knecht. Er hat eine schwere Schule durchzumachen, aber er macht sie gut durch. Und mit siebzehn Jahren ist er schon ein ausgewachsener Mann, stark in Gliedern, so groß wie er jetzt ist, und doppelt so schwer als ich.

Er ist der erste Raufbold in der ganzen Gegend, aber auch der beliebteste Mensch. Er hat was an sich, daß ihn alle Menschen lieb haben müssen, und dabei kann er Zither spielen und singen, daß einem Jeden das Herz aufgeht. Er hätte es in der Musik zu Etwas bringen können, aber er will keine Noten lernen und ist zufrieden, daß er Alles, was er nur einmal hört, spielen und singen kann.

Beim Schwager auf der Haidenreuthe ist, seitdem der Konrad dort dient, ein ganz anderes Leben, und der Stallbub — denn das war Konrad das erste Jahr, es ist ihm nichts geschenkt worden an schwerer Lehrzeit, darin war mein Schwager mit mir einig, daß das nicht sein soll — der Stallbub war auf einmal eine wichtige Person auf dem Hof.



Neben meinem Konrad oder eigentlich über ihm ist ein Oberknecht, ein stolzer Mensch, hat aber auch was Tüchtiges gelernt, denn er ist auf der Ackerbauschule Knecht gewesen und versteht die Feldwirthschaft meisterlich, aber er ist auch herb und streng und geht das ganze Jahr herum, wie wenn er immer vergessen hätte, noch etwas zu befehlen. Er läßt sich nicht bei seinem Taufnamen rufen, sondern bei seinem Geschlechtsnamen: Falkensteiner. Der Falkensteiner nimmt den Konrad besonders in die Zucht, plagt ihn bis aufs Blut und verspottet den Schulmeisterssohn, wo er nur kann, und bürdet ihm immer das Schwerste auf. Konrad ist zu stolz, das dem Ohm zu klagen und bei ihm Hülfe zu suchen. Er verdruckt Alles in sich hinein und lacht den Falkensteiner heimlich aus, und endlich lacht er ihm ins Gesicht.

Der Falkensteiner hat die Tochter des Schwagers gern und sie hat ihn auch gern. Aber der Konrad, der so lustig ist wie ein Vogel im Hanfsamen, singt seine Lieder zur Zither, Liebeslieder und Schelmenlieder, und da singt und nistet er sich ins Herz der Marie hinein. Der

Falkensteiner merkt's und will's nicht glauben, daß ihn so ein grüner Bursch vertreiben kann — die Marie ist nur acht Tage jünger als der Konrad — und wie er's endlich glauben muß, da redet er kein übriges Wort; wenn er aber mit dem Viergespann ins Feld fährt und heimkommt, da knallt er beständig mit der Peitsche so mächtig, daß der Wald wiederhallt und man meint, eine ganze Schwadron kommt daher.

Weder der Marie noch dem Konrad hat der Falkensteiner ein böses Wort gesagt, und die Ungetreue fürchtet, daß der Falkensteiner einmal plötzlich ein Unheil anrichten werde, aber es geschieht nichts; der Falkensteiner ist zu stolz, es merken zu lassen, daß ihm die Untreue zu Herzen geht, und die Marie ist lustig und macht sich gar kein Gewissen daraus, so plötzlich einen sonst braven Burschen aufgegeben und sich an einen Anderen gegeben zu haben. Dafür hat sie auch büßen müssen.

Sehen Sie, ich bin jetzt alt, habe viel erfahren und tausendmal gesehen, an mir und Anderen, daß sich Alles im Leben bezahlt. Wenn man nur ehrlich sich Rechenschaft geben will, kann man's finden. Freilich, ich kenne auch grundschlechte Menschen und begreife nicht, wie sie so im Wohlleben stehen. Ich kenne einen Menschen, der ist wie ein Wolf, unbarmherzig und raubgierig, und Alles, was er anrührt, schlägt ihm zum Glück aus; ich kenne einen Anderen, bei dem ist jedes Wort nichts als Lug und Trug, und er gedeiht dabei. Da muß man denn doch den Uebertrag auf jenes andere Folio im Himmel machen, wo es eine Rechnung gibt, die nicht mit unseren vier Spezies abgethan ist.

Der Falkensteiner war Soldat und muß wieder einrücken, und Konrad tritt auf dem Haidenreuther Hof an seine Stelle. Mit achtzehn Jahren wird er Oberknecht, und das ist viel. Er füllt aber seinen Platz mit Ehren aus.

Es kommt die Zeit zur Militärpflicht. Mein Konrad möchte sich gern loskaufen, er hat sich ein ordentlich Stück Geld verdient. Jetzt hat sich auch an den Tag gegeben, daß die Marie ihn gern hat, und so gern, wie nur je ein Mädchen einen Burschen im Herzen gehabt. Der Schwager hat nichts dagegen, er will nur, die jungen Leute sollen noch ein paar Jahre warten. Und in Ehren haben sie einander lieb gehabt, wie es rechtschaffenen jungen Leuten zusteht.

Gerad' in dem Jahr, als der Konrad zur Militärpflichtigkeit kommt, haben sie das Gesetz gegeben, daß Keiner mehr sich loskaufen darf, wie's auch recht und billig ist. Mein Konrad muß Soldat werden, und sie haben bei der Musterung ihre Freude an ihm. „Er hat ein mächtig Kreuz," sagen sie bei der Visitation.

Es ist nicht mehr Mode, daß die Mädchen weinen, wenn die Burschen Soldaten werden müssen. Es glaubt kein Mensch mehr an Krieg. Und doch, mein' ich, könnten wir einmal plötzlich über Nacht darin stecken, und dann heißt es: Jetzt, Deutschland, jetzt mach' dich fertig, oder — nein, es gibt kein Oder, es ist eine Sünde, das nur zu denken. —

Die Marie hat beim Abschied des Konrad geweint, wie's noch in meiner Jugend gewesen ist, denn damals hat man nichts als den Tod vor sich gesehen, wenn man hat Soldat werden müssen. Hat ja der Napoleon einmal selbst gesagt: so und so viel Menschen werden jährlich geboren und so und so viel brauche ich, um sie erschießen zu lassen, damit ich die Welt unterjochen kann.

Drei Tage ist die Marie bei uns im Dorf geblieben, nachdem der Konrad abgereist war, und ich muß sagen, ich und meine Frau wir hatten unsere Freude an ihr. Es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt, als so ein rechtschaffen liebendes Herz zu sehen. Daß sie eine Untreue auf dem Herzen gehabt, davon habe ich damals noch nichts gewußt, und sie selber hat auch nichts mehr davon gewußt.

Ich brachte sie heim zu ihrem Vater und unterwegs hat sie mir immer noch mehr gefallen, denn da draußen auf dem Feld, da war sie noch viel gescheiter und auch wieder lustig wie eine Lerche. Dabei hatte sie ein besonderes Auge auf die Hausgärtnerei in den Dörfern. Bei manchem Blick über den Zaun sehe ich's ihr an, daß sie denkt: das haben wir bei uns daheim besser im Stand; aber wenn sie was Vortheilhafteres sieht, sagt sie: „So will ich's auch machen, das ist viel geschickter." So war sie fröhlich und guter Dinge; und einmal geht sie ein paar Schritte von mir weg und betrachtet mich und sagt: „So wie Ihr, Ohm, nur ein Bischen breitschultriger, so wird mein Konrad auch einmal aussehen, wenn er ein alter Mann ist."

Es war ein fröhliches Wandern mit dem lustigen Mädchen. Als sie aber ihr elterliches Haus sah, da jammerte und weinte sie, daß der Konrad nicht mehr da ist, und daß er in der Kaserne stecken muß; sie klagte, daß sie ihn gewiß hudeln und plagen werden, aber — und das hat mir besonders gefallen — keine Minute ist nur ein Gedanke über sie gekommen, daß er ihr untreu werden könnte.



Es vergeht ein Jahr, Konrad kommt auf Urlaub, und ich sehe erst jetzt, was für ein prächtiger Bursch er ist, und dabei hat er was Manierliches bekommen. Er bleibt nun wieder drüben beim Schwager, bis er einrücken muß. So vergehen die Jahre und jeder Mensch hat seine Freude daran, wie ehrbar und wie schön die beiden jungen Leute leben, und wie lustig Alles auf Haidenreuthe ist. Der Konrad hat seine besondere Freude an der Sägmühle und bringt den Schwager dazu, noch eine Sägmühle anzulegen und die alte zu vergrößern.

Man hat viel mehr Verdienst, wenn man die Stämme verbrettert. Und überhaupt Konrad benimmt sich als ordentlicher gesetzter Mann weit über seine Jahre hinaus. Wo's aber einen Tanz gibt, eine Hochzeit oder eine Kirchweih, da ist er der Tollste von Allen und die ganze junge Mannschaft der Umgegend ist ihm unterthan.

Bei der letzten Kirchweih war er mit seiner Braut bei uns in Hüttenbach. Ich bin bis tief in die Nacht hinein beim Tanz geblieben. Es war eine Augenweide, den Konrad und die Marie mit einander tanzen zu sehen, und es thut gut, einmal wieder leichtherzige junge Leute vor sich zu haben, man kommt sonst dazu, daß man meint, die ganze Welt sei so alt geworden, wie man selber ist. Alle aus dem Ort und aus meiner Nachbarschaft sind zu mir und meiner Frau gekommen und haben uns Glück gewünscht.

Der Konrad sitzt einmal bei mir und wir trinken mit einander und er sagt: „Vater, das Schwerste beim Soldatenleben ist eigentlich das, daß man so viel Hudelei erdulden muß und nichts dagegen sagen und thun darf. Ich gäb' einen Finger von der Hand drum wenn ich Rache nehmen dürfte an meinem Feldwebel."

Ich rede ihm nun zu, daß er sich das um Gottes willen aus dem Kopfe schlagen soll. Denn es gibt nichts Schrecklicheres auf der Welt als Rache, und wer Rache nimmt, den trifft sie selbst.

Ich sehe, wie der Konrad feuerroth im Gesicht wird. Er sagt kein Wort mehr, und erst später ist mir's wieder in Erinnerung gekommen, was wir damals gesprochen haben.

Jetzt also kommt der Herbst, da Konrad zum Letztenmale einrücken muß. Das war ein fröhliches Abschiednehmen. Wir begleiten ihn ein gut Stück Wegs, und er sagt noch zu seiner Braut: „Für diesmal nehme ich noch Abschied, in zwei Monaten kriege ich den Abschied und dann gehe ich nicht mehr vom Fleck." Wir hören ihn noch lang, wie er im Thal jauchzt und singt.

Man sollte nichts darauf halten, aber wunderlich ist's doch, daß es so oft eintrifft. Die Braut war diesmal gar traurig, und sie sagt: „Mir ist, wie wenn ein Unglück geschehen sollte; ich weiß nicht was, aber so schwer ist mir's beim ersten Abschied nicht gewesen, wie jetzt." Sie steckt mich mit ihrer Traurigkeit an und ich habe bei mir gedacht: die beiden jungen Leute werden fast zu sehr glatten

Weges glücklich, das geht im Leben fast nie. Ich rede der Braut ihre Traurigkeit aus, aber ich selber werde eine Bangigkeit nicht los. Ich schreibe gleich am andern Tage dem Konrad, er soll mir doch berichten, ob er gut angekommen und ihm kein Unglück zugestoßen sei. Ich kriege einen guten Brief von ihm, einen lustigen und gescheiten, und er sagt darin, er wisse nicht, was uns Alle plage, auch die Braut habe so traurig geschrieben; er sei munter und glücklich.

So sind wir's denn auch geworden.

Die Zeit vergeht, und es sind nur noch zwei Tage, bis der Konrad seinen Abschied erhalten muß. Die Braut kommt wieder zu uns herüber und sagt, sie will ihn da erwarten. Und mir ist's recht, ich bin auch voll Unruhe, und es wartet sich am besten, wenn man beisammen ist. Aber diese zwei Tage ist mir's schwer geworden, Schule zu halten.

Ich hatte dem Konrad geschrieben, er solle nicht zu Fuß gehen, er solle mit der Post fahren bis zur Amtsstadt und dort wollten wir ihn abholen. Also am Morgen des Tages, an dem er ankommen muß, gehe ich mit der Braut nach der Stadt. Wir sitzen in der Post und trinken einen Schoppen, aber es will uns nicht recht munden. Ich sage: „Laß noch ein Glas geben, daß der Konrad gleich mittrinken und anstoßen kann." — „Nein," sagt die Braut, „er braucht kein besonderes Glas, er trinkt aus Einem mit mir." Sie stellt einen Stuhl an den Tisch und blickt ihn an, wie wenn sie den schon sähe, der darauf sitzen wird. Da tönt das Posthorn. Wir springen auf und eilen auf die Straße. Ein Handlungsreisender, von Kopf bis Fuß grau gekleidet, steigt aus und streckt sich und gähnt. Es ist doch lächerlich, daß man sich so etwas merkt und in Gedanken behält; ich glaube, ich sehe den Menschen noch jetzt ganz leibhaftig vor mir. Ich springe an die andere Seite des Wagens: „Konrad, bist du da?" — Keine Antwort. Der Schaffner löst das Felleisen vom Deck, ich frage ihn: „Ist kein Soldat mit Euch gefahren?" — „O freilich!" sagt er, „zwei, der eine war aus Kreuzlingen, der andere aus Wolterdingen."

„Wo sind sie denn?"

„Sie sind bei Wolterdingen ausgestiegen. Die Burschen waren so lustig, wie die Vögel, die aus dem Käfig kommen."

„Und war keiner von Hüttenbach dabei?"

„Nein, aber ich glaube, sie haben von Einem erzählt, der eingespundet worden ist. Ich weiß aber nichts Gewisses."

Meine alte Bangigkeit kommt wieder und die Braut schaut drein, als ob sie irrsinnig wäre. Ich sage ihr: „Er kommt gewiß zu Fuß, er ist zu geizig, um mit der Post zu fahren." Ich sage das, wie man oft so etwas sagt, man glaubt es selber nicht recht und will es doch einem Anderen einreden. Mir selber war auch bang ums Herz, und ich sage der Marie: „Ich will ihn schon tüchtig auszanken, daß sich da vier Hände ausgestreckt haben und wieder leer heimfahren müssen." Die Marie lächelt, wie ich das sage. Wir kommen ins Zimmer, wo noch der Wein steht, den der Konrad hätte trinken sollen. Wie da Marie den leeren Stuhl sieht und das volle Weinglas, das auf ihn wartet, da wendet sie sich schnell ab und weint und bedeckt ihr Gesicht mit der Schürze. Der Postmeister kommt zu mir und sagt: „Gut, daß Ihr da seid, Herr Schulmeister, da ist ein Brief an Euch." Die Hand zittert mir, wie ich den Brief nehme, und ich sage der Marie: „Sei ruhig, Marie, das ist seine Handschrift, er ist gesund." — Ich öffne den Brief, mir wirbelt's vor den Augen, und die Marie ruft: „Um Gottes willen, was ist? Ihr verfärbt Euch ja, Vetter!" Ich hab's ihr nicht verleugnen können, und in diesem Brief heißt es:

„Lieber Vater! Jetzt in dieser Stunde wartet Ihr auf mich mit meiner Marie. Ich habe die Erlaubniß bekommen, Euch schreiben zu dürfen, dann wird meine Hand wieder in Ketten gelegt, und ich möchte sie Euch so gern reichen. Ich komme vor das Kriegsgericht. Wenn Ihr nur zu mir kommen könntet! Wer weiß, was aus mir wird..."

Wir besinnen uns nicht lang und beschließen, gleich zum Konrad nach der Hauptstadt zu fahren. Wir schicken einen Boten zu meiner Frau und zu den Eltern der Marie und lassen ihnen das sagen.

Um ein Uhr in der Nacht kommt der Eilwagen, der nach der Hauptstadt fährt. Ich will, die Marie soll sich ein paar Stunden schlafen legen, aber sie kann nicht, und so sitzen wir Beide in der Wirthsstube beim einsamen Licht, der Wein steht vor uns und Keines trinkt einen Tropfen, und Jedes will schlafen und kann nicht. Stundenlang steht die Marie am Fenster und schluchzt in sich hinein,

und ruft immer: „Da sind ja noch alle Sterne am Himmel, alle! Und wie oft hast du gesungen: So viel Stern am Himmel stehen, So vielmal seist du gegrüßt.“ — Und dann weint sie wieder und schluchzt, als ob es ihr das Herz abstoßen müßte. Ich weiß nicht, wie ich sie trösten soll; ich bin so müd' und kann doch nicht schlafen; ich weiß gar nicht mehr, wo ich bin.

Endlich um ein Uhr kommt der Eilwagen, aber er ist voll, ich muß mit der Marie in einen Beiwagen und da müssen wir auf jeder Station aussteigen. Und überall ist's, wie wenn die ganze Welt verkehrt wäre und man hätte gar nie in der richtigen Welt gelebt. Wir stehen da in der Nacht vor fremden Scheunen und in fremden Höfen, halten uns an der Hand und können uns doch nicht helfen, und da gehen die Pferde so langsam an den Wagen und stehen so gemächlich an der Deichsel, es wird so langsam angespannt und sie fahren so langsam. Und die Marie sagt einmal: „Ich möchte den Pferden helfen ziehen, das dauert ja eine Ewigkeit und an jedem kleinen Berg geht's im Schritt.“ Wir steigen oft aus und gehen hinter dem Fuhrwerk drein und die Nacht war stockdunkel. Und es ist, wie wenn man gar nicht mehr aus der Nacht herauskäme, als wäre gar nie Tag gewesen und wird nie mehr Tag werden. Mir ist es, wie wenn das Herz aus der Brust sich lösen und zur Erde fallen müßte.

O, so eine Nacht verleben! Das geht nie mehr aus den Gedanken. Man weiß gar nicht, so lang man in Ruhe daheim ist, wie schrecklich es ist, in der wildfremden Welt auf der Straße in der Nacht und einen Kummer im Herzen, daß man meint, man muß zusammenbrechen.

Wir fahren endlich in die Hauptstadt ein, an der Kaserne vorüber, wo der Konrad drin ist. Aber wir dürfen da nicht aussteigen, wir müssen nach der Post und von da erst wieder zurück. Wir steigen aus und es ist Morgens sieben Uhr, aber noch Nacht. Die Straßenlaternen werden ausgelöscht, und die Leute, die das thun, geben uns den Weg an zur Kaserne. Endlich stehen wir am Thor. Ich frage nach Konrad, es heißt: er sitzt im dritten Grad. Wir wollen zu ihm, das muß aber erst beim Hauptmann gemeldet werden. Das Hin- und Herlaufen dauert lang, und mir schneidet es ins Herz, wie ich von den Soldaten, welche die Kleider ausklopfen, Lieder

singen höre, vielleicht haben sie diese von ihm gelernt und er sitzt jetzt im Finstern und weint und rast.

Man bringt uns zum Feldwebel, und wie die Marie den Feldwebel sieht, fällt sie fast um, denn wer ist's? Der Falkensteiner. —

Er sieht die Marie mit einem bösen Blick an und lacht und spottet: „Du hast jetzt auch den Lohn für deine Treue.“ Darauf wendet er uns den Rücken.

Wir erfahren endlich vom Oberfeldwebel, was mit dem Konrad geschehen ist. Es war am letzten Tag vor dem Abschied, da sagt der Falkensteiner zum Konrad: „Schulbub, hol' Wasser.“ Konrad sagt: „Ich hab' das meinige geholt, ich brauch' kein weiteres.“ Und der Feldwebel: „Kerl, du gehst!“ — Drauf Konrad: „Kerl, ich geh' nicht!“ Und da hebt der Feldwebel die Faust und schreit: „Nimm dich in Acht! Du bist noch in meiner Gewalt!“ — „Was, in deiner Gewalt?“ schreit Konrad. „Da liegst du mit sammt deiner Gewalt!“ und packt an und wirft den Feldwebel zu Boden. Da war das Unglück geschehen. Sechs Jahre hindurch hatte sich der Konrad untadelig verhalten und am letzten Abend kann er den Ingrimm nicht mehr verhalten und läßt sich eine solche Widersetzlichkeit zu Schulden kommen.

Zum Glück treffe ich einen Soldaten aus meinem Ort, einen Schüler von mir, denn allein hätte ich mich nicht zurecht gefunden zum Hauptmann, und dieser erlaubt mir, mit der Marie den Konrad zu besuchen.

Es war heller Tag, aber wir haben eine Laterne mitnehmen müssen. Die Riegel gehen auf, da sitzt er, gefesselt in einer Ecke, und das ist mein Sohn. Ich rufe ihn an, Marie ruft ihn; er schaut nicht auf und beugt sich nieder, tief, und verhüllt sich mit den gefesselten Händen das Gesicht und weint. Auf das kalte Eisen weint er und stöhnt und bringt kein Wort hervor. Die Marie hält mich, sonst wäre ich umgesunken. Ich trete auf ihn zu und lege ihm die Hand auf den Kopf und rede ihm zu und tröste ihn. Er kann lange nicht reden. Die Marie redet ihm zu, sich zu fassen, sie kann's besser als ich. Endlich sagt er:

„Es geschieht meiner Hand recht, sie hat nicht ihn getroffen —

er hätt's verdient, tausendfach; sie hat Euch getroffen, Euch, Vater, und dich, Marie."

Allmälig beruhigte er sich etwas, und plötzlich mitten im Zureden der Marie fragt er mich: „Vater, ist's draußen denn auch noch Nacht oder ist es schon Tag?" Ich sage ihm, daß heller Tag sei, und da weint er wieder: „O Marie, was hab' ich gethan! Mir wird's nicht mehr tagen, dir und Euch auch nicht. O Marie, könnt' ich nur mit Euch heim! Nimm mich mit, ich ersticke hier!"

Ich muß sagen, ich war schwach, ich habe vor Herzbrechen gar nichts hervorbringen können. Aber die Marie war stark, ich habe im Gefängniß keinen Klagelaut von ihr gehört. Sie hat dem Konrad so zugeredet, so gute Worte hat sie gehabt, so gefaßt und stark, daß wir endlich zur Ruhe gekommen sind.

Und der Konrad sagt: „Vater, Ihr habt damals Recht gehabt, Rache nehmen trifft den, der sie nimmt. Das war ein Prellschuß, der geht auf den Schützen zurück . . . ."

Das ist das Wort, das hab' ich seit damals behalten, und es hat gar Manchem schon gut gethan, wenn ich ihm erklärt habe, was es bedeutet. Und es wird gut sein, wenn Sie es noch weiter sagen, Anderen, Allen, es kann's Jeder brauchen.

Unsere Zeit war um, wir mußten den Konrad verlassen, ich habe nichts mehr reden können. Aber die Marie sagt ihm:

„Sei stark, Konrad, du bist ja immer stark gewesen. Und wenn du Jahre lang büßen mußt, mein bist du, und ich warte geduldig auf dich. Quäle dir dein Herz nicht ab, sonst stirbst du und wir sind Alle elend."

Wir müssen jetzt fort, ich kann nicht vom Fleck, ich bin da selber angeschmiedet wie mein Sohn. Der Gefängnißwärter bringt mich hinaus, die Thüren werden wieder geschlossen, die Riegel vorgeschoben, die Schlösser umgedreht, jeder Ton ist mir durch Mark und Bein gedrungen.

Ja, man sollte es nicht meinen, was man Alles im Leben ertragen kann.

Der Heimweg war fast noch schrecklicher als die Hinfahrt. Jetzt ist das Elend erst recht über die Marie gekommen. Es begegnen uns viele Soldaten, die lustig singen, sie haben ihren Abschied in

der Tasche, und ein Wort, das die Marie da sagt, das hat mir ihr ganzes Herz gezeigt.

„Ach Gott!“ klagt sie, „wie gern möchte ich mich mit ihnen freuen, aber das ist das doppelte Elend, daß man sich nicht freuen



kann mit Anderen, wenn man selber im Elend, und man wird fast bös, daß es neben uns glückliche Menschen geben soll.“

Weil der Konrad sich seine ganze Dienstzeit so untadelig benommen und der Hauptmann ihm gern geholfen hat, ist er nur auf drei Jahre in die Strafcompagnie eingetheilt worden. Aber nach einem Jahr bin ich zum Fürsten und habe einen Fußfall gethan, und er hat den Konrad begnadigt.

Der Konrad hat gleich mit mir heimgehen können. Wir sind mit einander gefahren, aber nicht erst heim zur Mutter, ich habe ihr einen Boten geschickt; wir sind gleich ab des Weges zur Marie. Ein gut Stück vor der Haidenreuthe steige ich aus, um der Marie nicht den jähen Schreck zu machen, aber wie sie mich sieht, ruft sie gleich: „Ihr bringt den Konrad! . . ."

Jetzt also wohne ich hier bei ihm, und das ist ein Haus voll Rechtschaffenheit und Glück. Es hat eben nicht sein sollen, daß die beiden Leute so glatten Weges gar so glücklich werden sollten.

Mein Konrad ist ein bedächtiger und braver Mann, so bedächtig, wie's nicht leicht einen gibt. Er ist sein Lebtag ein gutes Kind gewesen an mir, aber jetzt möchte er mir das Blaue vom Himmel herunter holen, um mir zu vergelten, was ich um ihn gelitten.

Der Falkensteiner ist Inspektor auf einer fürstlichen Domäne im Unterland. Er kommt nie mehr in unsere Gegend. —

Es ist doch eine wunderliche Welt! Da verfeinden sich die Menschen und bringen einander ins Elend, und es könnte doch so schön in der Welt sein, wenn nur Einer dem Andern zu Gefallen lebte." — —

* * *

Die Erzählung des Schulmeisters war oft von dem heftigen Gewitter unterbrochen worden, und als er jetzt zu Ende war, leuchtete die helle Sonne, Feld und Wald dufteten und trieften vom frischen Gewitterregen.

Der Schulmeister geleitete den Wanderer ein gut Stück Weges; nicht weit vom Dorfe begegnete ihnen ein Fuhrwerk, drauf saß ein breitschultriger Mann mit seiner Frau und vor ihnen standen zwei Knaben und ein Mädchen und hielten ihre Schulsäcke im Arm.

„Großvater, der Vater hat uns mitgenommen," riefen die Kinder.

Das Fuhrwerk hielt an, der Schulmeister mußte einsteigen, der breite Mann — es war der Sägmüller Konrad — setzte sich vorn auf das Brett, der Schulmeister mußte zu Marien sitzen.

Das Fuhrwerk rollte davon, der Schulmeister winkte noch einmal zurück. Die ganze Welt ringsum leuchtete erhellt im Glanze nach einem schweren Gewitter.

Hechingen und Florenz.

Ein Gespräch.

Waren Sie schon einmal in Florenz?"

„Nein, aber in Hechingen."

„Was soll diese Antwort?"

„Ich kann mir nun vorstellen, wie Florenz aussieht, oder noch mehr, wie es aussehen wird, wovon sich jetzt Andere nicht so gut wie ich eine Vorstellung machen. Freilich hat die Starzel bei Hechingen ein ganz anderes Aussehen als der Arno bei Florenz mit seinen glänzenden Landhäusern am Ufer, und der Hohenzollern hat seines Gleichen wieder nicht in Italien; aber die Städte sind sich doch ähnlich."

„Sie wollen mich foppen."

„Nicht im Geringsten. Freilich hat Hechingen keine solche Kunstschätze wie Florenz und kann sich überhaupt in Reichthum an Naturschönheit und Besitzthum nicht damit messen, aber gleich sind beide doch."

„Worin denn? Lösen Sie doch endlich das Räthsel."

„Sie waren beide Residenzen und sind keine mehr, sind nur noch werkeltägige Provinzialstädte. Es ist eins, ob man Residenz eines größeren oder kleineren Ländergebietes war; man war eben Residenz und man war's. Wenn Sie, wie ich, in Hechingen gewesen wären, wüßten Sie auch, was das heißt. Allerdings dankte der Fürst von Hechingen freiwillig ab, und damals, als der gewaltige große Zug nach Einheit des deutschen Vaterlandes die Herzen bewegte, waren meine Hechinger auch glückselig, daß sie zum großen

gemeinsamen Vaterland gehören sollten. Sie wurden zunächst nur preußisch, und als die Verkühlung eingetreten war, die eigentlich eine Erkältung wurde, war's den Hechingern gar seltsam zu Muthe, daß sie keinen eigenen Fürsten mehr haben sollten, keine Hofwagen sehen, keine Hofbedienten, keine Vorreiter, keine Stallmeister, keine eigenen Minister, kein eigenes Militär mehr. Wenn ein Mensch einen hohen Titel gehabt — laß ihn nur hundertmal betheuern, er mache sich nichts daraus; gut, sag' ihm eines Tages: guten Morgen, Herr Müller, Herr Schmidt, Sie heißen nicht mehr Herr Geheimrath, sondern nur Herr Müller, Herr Schmidt; gib Acht auf seine Miene, was für ein saures Gesicht er macht; er kommt sich fast wie nackt vor, da man ihm den Titel ausgezogen. Ganz ähnlich mag es auch den Hechingern zu Muthe gewesen sein, als sie keine Residenzler mehr waren, und nebstdem war das strenge und straffe preußische Wesen nicht dazu angethan, sie den alten sogenannten gemüthlichen Schlendrian leicht vergessen zu lassen. Erst nach und nach lernten sie sich daran gewöhnen und einsehen, daß strenge Ordnung ohne Umstandsmacherei das Beste im Staate ist, und wie die neue Regierung die unterirdischen Schätze hebt, die dort in den Waldgebirgen verborgen liegen (man hat bereits Steinsalz gefunden und bohrt an verschiedenen Orten auf Steinkohlen), so hebt sie nun auch den verschütteten Schatz reiner, dem großen Ganzen zugewendeter Vaterlandsliebe, zumal da jetzt ein frischer und frohmuthiger Geist das Regierungsleben durchdringt.

Die Hechinger wie die ganzen hohenzollernschen Lande haben's verwunden, daß sie nichts Besonderes mehr für sich sind; sie bleiben Schwaben, behalten das, was man Stammeseigenschaft nennt, und sind schon fast stolz darauf, schwäbische Preußen zu sein, oder besser, schwäbische Deutsche. Wenn's den Florentinern und Anderen gelingt, das aparte Wesen aufzugeben und sich einem freigesinnten, gerecht regierten großen Staat anzuschließen, wird ihnen anfangs ein wenig bange sein um ihren verlorenen besonderen Titel, dann aber werden sie auch um so wohliger sich in der großen Gesammtheit heimisch fühlen.

Zum Thierschutz.

Das war ein lustiger Scherz, die Vereine gegen Thierquälerei damit zu verhöhnen, daß man es als Preisaufgabe aufstellte, ein Mittel zu finden, womit man die Hunde von gewissen Thieren, Flöhe genannt, befreien könne, ohne die Flöhe ihres Rechtes zu existiren zu berauben, das heißt, ohne sie zu tödten. Man sollte sich aber doppelt und dreifach bedenken, eine gute Sache wegen ihres Mißbrauchs oder ihrer Uebertreibung dem Spotte preiszugeben. Die Art und der Grad, wie ein Mensch die Pflicht gegen die Thiere erkennt und übt, bildet einen Maßstab seiner sittlichen Erkenntniß, ja man kann sagen seines religiösen Gefühls. Gerade weil der Mensch Herr über die Thiere ist, gerade weil er durch seinen Verstand und die durch ihn bereiteten Waffen die Thierwelt beherrscht, eben darum hat er die Pflicht, seine Macht einzuschränken.

Eine gute Gewohnheit hat es als Gesetz aufgestellt, daß man die Thiere schont, die unter dem Schutz des Menschen leben, nicht nur die Hausthiere, die er zu seinem Nutzen verwendet — sei es durch Anspannen ihrer lebendigen Kraft, sei es zu seiner Nahrung — auch die Thiere, die ihm nichts bringen, die aber die Menschenwohnung lieben, sind so zu sagen heilig; die Schwalben, die Störche, und nicht minder diejenigen, die durch ihren Gesang das Menschenherz erfreuen. Es war und bleibt daher eine schöne und echte That, daß im Deutschen Reiche ein Gesetz zum Schutz der Waldvögel berathen und beschlossen wurde. Es ist aber mit einem allgemeinen

Gesetz nicht gethan, sondern jeder Einzelne muß darauf achten, daß das Thier, sei es das freie, sei es das von dem Menschen gepflegte, in seiner Lebenskraft geschont werde; jeder Einzelne muß das aus sich vollziehen und darauf achten, daß Niemand anders das Gesetz übertrete.



Der Nasenring.

Eine Erzählung.



Nach einem Zeitraum von Jahrzehnten sollte ich einen Jugendgenossen wiedersehen. Wir hatten uns nur selten briefliche Mittheilung gemacht, aber wir wußten, daß wir einander treulich zugehörten.

Ich war in der Universitätsstadt und wanderte nach dem neuen Stadttheil, der sich vor dem westlichen Thore gebildet. Schon von ferne grüßte der Thurm der Sternwarte, der mitten in der flachen Gegend auf einem kleinen Hügel steht. Das Gebäude ist von einem wohlgepflegten Garten umgeben, und durch das Gitter eingetreten, fühlt man sich im Bannkreise des Burgfriedens.

Wer kann auch beim festesten Vorsatze, die Ruhe zu bewahren, sich eines beschleunigten Schrittes und hastigen Athems erwehren, wenn er der Schwelle eines langentbehrten Freundes sich nähert?

Alexis Braun, der hier als Assistent auf der Sternwarte lebte, war der Alte geblieben. Auf seinem Angesicht, das den Ausdruck einer genügsamen Natur hatte, lag etwas von der Friedsamkeit und Stetigkeit seines Berufes, und dabei blickten noch das Jünglingsantlitz, ja die Kinderzüge aus den Mienen heraus und grüßten wie ein Stück eigener Jugend.

Wir hatten einander viel zu berichten, und es bleibt ein durch Nichts auszugleichender Nachtheil des geschriebenen Wortes, daß ihm der Eindruck der Stimme versagt ist. Freund Alexis hatte bei Allem, was er sagte, einen so herzwarmen, milden und dabei doch wieder heiteren Ton, aber von jener Heiterkeit, der man das schwer Errungene anmerkt.

Bald nach der ersten Begrüßung zündete er die einem Grubenlicht ähnliche Handlaterne an und führte mich auf den Thurm, denn er hatte den Durchgang des Polarsternes zu beobachten, um die Lage unseres Mittagskreises zu bestimmen. Die Dämmerung brach ein. Er öffnete mit einer Kurbel die Drehkuppel des Thurmes, richtete die Schrauben an dem großen Refractor, setzte sich rittlings auf den Stuhl mit der schiefen Lehne, legte sich zurück und schaute in den Himmel, hin und wieder Einiges aufzeichnend; nachdem noch diese letzte Arbeit für heute vollendet, kehrten wir wieder in seine Amtswohnung zurück und saßen wohlgemuth bei einer Flasche Rheinwein und einem einfachen Abendessen, das die Schwester Brauns hergerichtet.

Wir hatten uns nach Jahrzehnten wiedergesehen, aber bald nach den ersten Begrüßungen ergingen wir uns in alter Weise, als ob nie eine Trennung gewesen, in Wünschen und Betrachtungen für das Vaterland und die Menschheit.

„Ja, die fröhliche Studentenzeit,“ rief Braun, „sie ist der Mandelberg des Märchens, durch den man sich durchgegessen, um dann sein Leben lang sich an guten Erinnerungen zu sättigen. Die heutigen Studenten ziehen indeß die wirklichen Mandelberge vor. Die neue Gletschertheorie, nach welcher die Eisbildung sich wieder weiter zurückziehen soll, findet einen Ausgleich darin, daß die Zuckerbäckerei und die Eisbude immer weiter in die Bier- und Weinzone vordringt. Unsere Musensöhne — der Ausdruck ist freilich veraltet —

befleißigen sich der nüchternen, schweigsamen Leckerhaftigkeit, und ich meine doch unmaßgeblich, ein schöner Rausch mit Lärm und Gesang und folgerichtigem Katzenjammer ist eine weise Einrichtung der Natur, die die sonnigen Höhen und nächtigen Tiefen des Daseins kennen lehrt."

„Du hast wohl viel Verkehr mit Studenten?"

„Nur wenig. Ich habe manchmal den Einen und den Anderen zum mathematischen Examen vorzubereiten, und da sehe ich denn, Alles eilt, um so bald als möglich zu einer Versorgung zu gelangen. Du bist doch viel in der Welt herumgekommen — sage mir: ist anderwärts das Streben nach Anstellung und Versorgung in unserem deutschen Sinne ebenso im Schwange? Ich meine, ist draußen das Verlangen nach Anstellung auch so allgemein?"

„In Frankreich wohl und auch in Amerika, in England aber sehr gering und es schwindet ja auch bereits bei uns in Deutschland. Das Streben nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit ist weit größer als das nach Amt und Anstellung. Auch ist ja unsere höher begabte Jugend nicht mehr auf Universitäten allein; die Industrie und der internationale Verkehr saugen einen großen Theil der besten Kräfte auf."

„Ja, der große Weltverkehr — mit Einem Schlage reich werden, glänzend leben," klagte der Freund; sein feines, edles Gesicht nahm einen schmerzlichen Ausdruck an, seine Lippen bebten und er strich sich die langen, schlichten, grauen Haare von der hohen Stirn zurück und glättete sie.

Eine Verfinsterung zog über die milden Züge, und mit einem Tone, in dem eine seltsame Mischung von Bitterkeit und Bescheidenheit sich kundgab, nahm er wieder auf:

„Verkenne mich nicht, ich schelte die Jugend nicht. Wenn man selbst anders geworden oder sich in der Richtung einer vergangenen Zeit eingelebt hat, steht man in Gefahr, die Gegenwart mit ihrer fremden Physiognomie und ihren neuen Bestrebungen nicht mehr gerecht zu erkennen. Das wäre schlimm; man muß nie vergessen: es gibt immer wieder achtzehnjährige Menschen, und die Rose blüht jedes Jahr wieder und die Cultur versteht die schöne Pflanze immer schöner zu machen und besser zu pflegen. Ich habe auch vor Kurzem einem Tanze zugesehen — sie haben jetzt einen neuen Reigen, den

sie Lanciers nennen, er ist äußerst geschmackvoll. Also bitte, glaube nicht, daß ich gegen Horaz und König Salomo sündige. Ich bin kein Rühmer vergangener Zeiten, weil die vergangene Zeit meine Jugend war. Ich glaube, ja ich weiß, die Welt wird immer schöner; selbst im Gegenstande meiner Wissenschaft gibt es Neubildungen, die das Universum immer herrlicher erscheinen lassen. Ich wollte nur sagen, daß die Sucht, reich zu werden, zu glänzen, zu genießen, leicht etwas Profanirendes, tief Entweihendes hat; es tritt da eine Fluth in das Festland der Seele —"

„Du sprichst, als ob du das selbst erfahren. Ist denn auch über dich die Versuchung gekommen? Du hast dich doch nie entweiht und ließest dich auch nie entweihen?"

„Doch, doch, lieber Freund. Willst du in einer Viertelstunde hören, was mich Wochen und Monate, ja, wenn ich's recht bedenke, fast zwei volle Jahre meines Lebens einen schweren Kampf gekostet hat?"

„Gewiß! Erzähle nur."

„Ich erzähle dir im Trockenen von meiner Meerfahrt. Damals aber tauchtest du auch in meiner Erinnerung auf. Ich wollte, wenn das, was man Glück nennt, mir hold war, zu dir reisen; in meiner Angst wollte ich dir auch einmal schreiben und dich zu mir rufen. Ich habe indeß das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung ganz allein ins Gleichgewicht bringen müssen . . .

„Ich wurde, wie du weißt, alsbald nach Vollendung der Studien in den Vorhimmel versetzt, ich wurde widerruflich als Hülfsarbeiter bei der Sternwarte angestellt. Ausgabe und Einnahme stimmten; ebenso klein als mein Gehalt, ebenso groß war mein Glück. Je länger man mit den großen Zahlen zu thun hat, um so mehr schwindet der Nimbus der Erhabenheit; aber eine gewisse vertrauliche Stille erquickt die Seele. Das Kämmerchen unter der Treppe, das ich dir gezeigt habe, das, worin wir jetzt die alten Instrumente aufbewahren, beherbergte damals mich und mein ganzes Glück. Ich weiß nicht, ob du schon die Bemerkung gemacht hast, daß am Abend am meisten das Auge ermüdet ist und darum auch am meisten des Schlafes bedarf, wie ja auch das Auge im Schlafe seine besondere Gestalt annimmt; du kannst das schon daran beobachten, daß die

Blinden sehr wenig und oft unterbrochenen Schlaf haben. Meine Augen waren müde, aber ich schlief doch sehr wenig, besonders in den ersten Jahren, und damals, als ich den Kometen zu beobachten hatte, bedurfte ich nur weniger Stunden Ruhe. Der Komet, ein Vagabund ersten Ranges, machte mich zu einem Fixstern; ich wurde definitiv als Assistent angestellt. Ja, es ist doch ein behagliches Sicherheitsgefühl, wenn man das Anstellungsdekret in der Hand hat, und das heißt: du kannst nun lebenslang nicht verhungern.

„Ich hatte das Glück, meine Mutter und Schwester zu mir ins Haus nehmen zu können. Eine neue Häuslichkeit zu gründen hatte ich aufgegeben. Gerade drei Monate nach meiner Anstellung verheirathete sich Luise Hermann, die Tochter unseres Lehrers in der Residenz. Und das mußte gut sein, denn es war Wirklichkeit. Ich bezog diese meine Amtswohnung, und meine Schwester, die bisher als Friseurin mit guter Kundschaft sich ernährt hatte, führte unseren Haushalt. Wir haben ein Dutzend henkelbehaftete Tassen und dreizehn silberne Theelöffel und, wohlgemerkt, auch drei silberne Eßlöffel.

„Ja, das mußt du besonders beachten — du wirst erkennen, daß ich die Mittagshöhe meiner Laufbahn erstieg. Auf Verwendung unseres damaligen Directors wurde ich Lehrer der Astronomie bei unserem Kronprinzen, der zur Zeit auf der Universität verweilte. Er war ein freundlicher und liebenswürdiger Jüngling, und da ich ihn etwas zu lehren hatte, so war ich in diesen Stunden der Souverän, und meine Wissenschaft kann stolz machen — lächle nur, ich bin auch nicht ganz frei von dieser schönen heidnischen Tugend.

„Der Kronprinz war sehr aufmerksam, aber die eigentlich strenge Arbeit wurde ihm schwer; er hat indeß einen Einblick in unsere Wissenschaft erhalten, und das kommt uns noch jetzt zu gut, denn nun, da er König geworden, hat er unserer Sternwarte die reichlichste Ausstattung zugewendet; der neue Thurm mit dem beweglichen Dache wurde in seinem ersten Regierungsjahr gebaut und unser großes Instrument ist ein Geschenk aus seiner Privatschatulle.

„Bei seinem Abgang von der Universität schenkte er mir zur Erinnerung einen prachtvollen Brillantring, in dessen Mitte ein Smaragd; er sagte dabei sehr heiter:

„Tragen Sie den Ring zur Erinnerung, daß Sie mich gelehrt, wie ein glänzender Sternenkreis die grüne Erde umfaßt."

„Diese Anrede war mehr elegant als wissenschaftlich und machte mich auf meinen Unterricht keineswegs stolz, denn unser Planet ist ja nicht Mittelpunkt des Weltalls; aber der Fürst hatte doch so viel gelernt, um aus der Wissenschaft ein anmuthiges Compliment machen zu können. Dafür nahm ich's. Aber was sollte ich mit dem Brillantring? Ihn tragen? Er war freilich für den Finger; aber eben so gut hätte ich einen Ring an der Nase tragen können, als solchen Schmuck an der Hand. Ich hieß ihn nie anders als den Nasenring, und so heißen bei mir alle Geschenke, die die Leute machen, blos um ein Geschenk gegeben und sich abgefunden zu haben, ohne zu bedenken, ob der Beschenkte das Ding auch gebrauchen kann. Ich legte also den Nasenring in den Schrank und viele Jahre haben die Brillanten nicht das Licht gesehen. Warte nur, sie kommen schon wieder heraus.

„Meine gute Mutter hatte die Geschichte mit dem Nasenring noch erlebt und er funkelte noch in ihre letzten Träume hinein. Sie prophezeite mir viel Wunderbares davon, und es ist auch eingetroffen; nur eben anders als sie vorher gesagt hatte.

„Ich war im fünften Jahre Assistent, als unser Director starb. Mancher Freund, vor Allen aber meine Schwester, bedrängte mich, ich solle mich um die erledigte Stelle bewerben. Ich war — warum soll ich es nicht sagen? — ich war ein guter Hülfsarbeiter, aber ich hatte nichts gethan, das mir einen hervorragenden Namen machte. Ich kann nicht sagen, ich habe es erfunden, aber als Sohn eines Uhrmachers habe ich eine wesentliche Verbesserung gemacht in der Anbringung des Uhrwerkes, das dem Instrument eine solche Bewegung gibt, daß es dem Lauf des Sternes nachgeht, und indem er dauernd im Gesichtsfelde bleibt, die ganze und ruhige Beobachtung gestattet. Es hat für uns jetzt etwas Erschreckendes, wenn wir daran denken, wie ein Kepler beobachten mußte, da ihm durch die schnelle Drehung der Erde der beobachtete Himmelskörper immer so rasch über das Gesichtsfeld des Instrumentes hinweglief. Ich will dir hier gleich sagen, daß das mechanische Talent, das in unserer Familie heimisch scheint und sich bei mir nur im Kleinen zeigen konnte, sich jetzt wahrscheinlich einen besonderen Träger geschaffen hat. Der älteste

Sohn meines Bruders hat das mechanische Talent des Großvaters, das dieser, wie er oft beklagte, nicht zur vollen Entwicklung hatte bringen können; ich habe nun meinen Neffen hier im Hause, er ist in der Stadt in der Lehre, du wirst ihn heut Abend noch sehen.

„Also zum Director einer Sternwarte war ich nicht tauglich und bin es vielleicht jetzt noch nicht, eine solche Stelle gebührt nur einem Führer der Wissenschaft als Belohnung und Anerkennung.

„Als das Ministerium auch von mir ein Gutachten verlangte, wem das Directorium übergeben werden solle, bezeichnete ich unsern jetzigen Vorsteher als den Würdigsten, natürlich mit dem Vorbehalt, so weit ich das beurtheilen könne; denn ich kannte die Verdienste und Werke der anderen Vorgeschlagenen nicht gründlich.

„Ich hatte die Freude, daß der auch von mir Bezeichnete eingesetzt wurde, und mein Verhältniß zu meinem Vorgesetzten hat nie eine Störung erfahren, außer eben damals, als ich nahe daran war, ein Abtrünniger zu werden oder eigentlich geworden bin. Nur das glückliche Ereigniß, das freilich die Anderen ein höchst unglückliches nannten, hat mich gerettet . . .

„Es war im dritten Jahr des neuen Directoriums, am Pfingstdienstag Morgen, da erzählte mir meine Schwester, sie habe gestern die Frau des Banquier Möller — du weißt ja, das ist der Reichste unserer Stadt — zu einem großen Festschmause frisirt. Diesen einzigen Kunden hatte sie noch behalten, denn sie kannte Frau Möller von Kindheit an, und die Dame hat an ihr und unserer Mutter viel Gutes gethan. Nun erzählte sie mir, daß gestern Herr Möller in das Ankleidezimmer gekommen sei und seiner Frau einen Brillantschmuck in neuer Fassung übergeben habe. Meine Schwester konnte nicht genug schildern, wie reich und doch scheinbar so einfach der Schmuck sei. Natürlich erzählte sie auch von dem einzigen Kleinod, das in der Truhe unseres Hauses ruhte: von meinem Nasenring. Sie hielt immer den Glauben fest, daß ein besonderer Segen unserer Mutter auf dem Ring ruhe; und so leid es mir um das todte Kapital that, ich durfte den Ring nicht verkaufen.

„Herr Möller wurde bei Erwähnung des Nasenrings plötzlich sehr aufmerksam, fragte nach meinem Ergehen und ob ich seit dem Regierungsantritt des Königs nicht eine Zulage oder eine Rang-

erhöhung erhalten. Meine Schwester mag mich als nicht sehr gewandten Weltmann und unsere Verhältnisse vielleicht etwas zu be-



scheiden geschildert haben, denn bei aller Gutmüthigkeit war sie doch bisweilen ungenügsam und verglich sich mit Anderen, denen es besser geht. Außerdem hatte sie damals eine Neigung zu einem ältlichen Candidaten der Theologie, dem ich Unterricht in der Mathematik gab; das Predigen war ihm beschwerlich, da er brustleidend war, und er wollte sich für eine Stelle auf einem Rechnei-Amte vorbereiten.

„Möller hörte mit viel Wohlwollen die Schilderung unserer engen Häuslichkeit und sagte zu seiner Frau: „Da siehst du nun, Flora, mit wie Wenigem man glücklich sein kann." Er fragte indeß meine Schwester, ob ich mich wohl dazu bereit finden lasse, eine umfassende Berechnung über eine neue Finanzspeculation auszuarbeiten; er könne mir jedenfalls ein gutes Honorar bieten, und wenn die Sache gelinge, mein und meiner Schwester Glück damit machen.

„Natürlich bejahte meine Schwester, daß ich Alles ausarbeiten könne; denn mir sei Alles möglich, wenn ich nur wollte. Sonst mußte ich bei jeder Gelegenheit von ihr hören, wie entsetzlich unpraktisch ich sei; nun aber berief sie sich auf die Freunde, die mir oft scherzend vorhielten, ich nütze meine Talente nicht gehörig aus, ich sei zu bescheiden und hätte nicht Ehrgeiz genug. Als ich den Einwand machte, daß eine solche Arbeit gar nicht innerhalb meines Berufskreises liege, weinte sie. Der Candidat kam und war gern bereit, mir bei der Arbeit zu helfen. Er hatte ein besonderes Geschick, saubere Tabellen zu verfertigen; er schwärmte für rothe Dinte. Ich versprach, den Versuch zu machen, und es war ein glücklicher Abend, als wir Drei beisammen saßen, ja es war für lange Zeit der letzte stillglückliche. Ich nahm nun einige Bücher vor, die derartige Gegenstände behandelten; aber es wurde mir ganz wirr dabei.

„Am anderen Morgen erhielt ich einen Brief des Banquier Möller. Ich ging zu ihm.

„Ich kann dir nicht sagen, wie mir zu Muthe war, als ich am frühen Morgen, während draußen bei uns in der Vorstadt Alles voll Vogelgesang und Rosenduft war, hier in den großen Gemächern des Comptoirs Geld zählen hörte; da und dort brannten Kerzen, wurden Rollen gesiegelt, Beutel geschnürt, und hin und her ging's in Anfragen, Zurufen von Aufträgen, Discontiren, Trassiren, Tele-

gramme, Course, Differenzen und wie all die geschäftlichen Dinge heißen. Da sind zwanzig, dreißig junge Leute, gewiß ehrenhafte und wohlgeschulte Menschen, aber ich hatte tiefes Mitleid mit ihnen, daß sie schon in der Frühe mit all der Hast des Erwerbes sich abmühen müssen; Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend in dieser Thätigkeit stehen — ist es dabei wohl noch möglich, einen Gedanken in der Seele zu bewahren, der über all den Plunder hinaushebt? Wie ganz anders ist es dort auf meiner Studirstube, auf unserer Sternwarte! — Ich konnte gar nicht begreifen, daß ich mit diesen Menschen auf demselben Planeten lebe. Endlich beruhigte ich mich doch, während ich wie träumend in diese andere Welt hineinschaute. Es ist da gewiß auch viel innere Erhebung der Seele, die der draußen Stehende nicht merkt. Ueberall ist inneres Licht. Wir haben ja durch die Chemie gelernt, die glänzenden Anilinfarben aus der Steinkohle zu ziehen; was die Urweltsonne da einstrahlte, kommt heraus. Gewiß ist also auch hier in diesem Treiben viel Licht und Erhebung.

„Ich wurde aus meinen Träumereien in das Kabinet des Banquiers gerufen. Er hieß mich mit großer Freundlichkeit willkommen und bot mir eine Cigarre; ich dankte, da ich ja nicht rauche. Mit sachlicher Genauigkeit und dabei mit einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit — und ich muß sagen, ich habe ihn in beiden Eigenschaften stets gleichmäßig gefunden — legte mir nun Möller den Plan zu einer neuen Creditbank dar. Er beantwortete meine Fragen mit ruhiger Bestimmtheit und händigte mir einige Statuten fremdländischer Anstalten ein, indem er mir dabei seinen neuen Plan erklärte, der offenbar sehr viel Gemeinnütziges hatte. Ich verstand damals noch nicht, wie das Gemeinnützige und das Gewinnbringende sich verschlingen. — Ich erklärte, daß ich die Berechnung wohl machen könne, das sei aber eigentlich keine Sache für mich; ich hätte vielmehr einen Freund und Schüler, der sich hier an der Handelsakademie befinde und sich weit besser dazu eignen würde. Möller betonte nachdrücklich, daß er nur mir persönlich das Vertrauen schenke, und daß es von besonderer Bedeutung sei, wenn gerade Ich die Arbeit machte und die Ehre meines Namens dafür einsetzte. Er sprach davon fast nur beiläufig, wie ich mir gebührendermaßen dabei

eine sorglose Existenz verschaffen könne. Auf meinen Einwand, daß ich für Derartiges nicht die geringste Autorität beanspruchen könne,



lächelte er, zündete sich eine frische Cigarre an der eben ausgerauchten an und betrachtete mich dabei mit großem Auge.

„Während unseres Gesprächs waren mehrmals Depeschen gekommen. Möller gab durch ein Sprachrohr Bescheid darauf und

fuhr, fast ohne im Fluß seiner Rede unterbrochen zu sein, in den Darlegungen fort. Nun bat er mich, ihn zu verlassen. Ich fragte, ob ich den Candidaten bei der Arbeit verwenden dürfe; er verneinte das kurzweg, und so freundlich die Unterhaltung gewesen, so frostig und knapp war nun der Abschied. Die Sache war vorerst erledigt, jedes weitere Wort schien überflüssig; das ist wohl Geschäftsstil.

„Der Portier begrüßte mich sehr ehrerbietig; ich war so lange im Kabinet des Handelsherrn gewesen, ich war also eine wichtige Person. Da stand ich nun auf der Straße. Wagen fuhren vorüber, Postboten, Comptoirdiener trugen Geldsäcke ab und zu. Ich kam auf die Sternwarte wie in eine fremde Welt. Die Instrumente sahen mich so wunderlich an, als ahnten sie, welche Papiere ich in der Brusttasche trug. —

„In den nächsten Tagen erging es mir seltsam; mir fehlte die Sammlung bei der Arbeit meines Berufes, und mein Director — er hatte sich eben in den Pfingsttagen verlobt — erzählte mir später, er habe geglaubt, auch ich sei verliebt.

„Die Arbeit für Möller kostete mich unsägliche Mühe; aber sie war einmal unternommen und mußte vollführt werden. Da ich den Candidaten nicht verwenden durfte, so schickte mir Möller einen Commis. Es war ein sehr verständiger und geistig regsamer junger Mann, der mich auch von meinem Vorurtheil bekehrte, daß die vorherrschende Richtung auf Gelderwerb die höheren Lebensinteressen ausschließe.

„Ich brachte Möller die Tabellen. Er sprach in aufrichtigem Tone seine Bewunderung aus, wie ich den Plan nicht nur vollkommen begriffen, sondern auch neue, sehr günstige Berechnungen ausgeführt hätte. Ich erklärte, daß diese nur nothwendige Folgen der aufgestellten Grundlagen seien; er lobte meine Bescheidenheit und war stolz darauf, in mir eine ausgesprochene Begabung für Finanzprojekte entdeckt zu haben. Ich mußte ihm mein Wort geben, daß ich mich nie jemand Anderem zur Verfügung stelle.

„Ach, lieber Freund, wer ist stark genug, daß er sich nicht bisweilen durch Schmeicheleien gefangen nehmen und gegen die eigene Ueberzeugung etwas aufreden läßt, wenn man in neuem Glanze dabei erscheint? Ich sah mich im großen Spiegel des Kabinets und

sah einen Menschen, der stolz und glücklich war, ein verborgenes Finanzgenie zu sein.

„Der Rückschlag kam bald, denn Möller legte mir eine sehr sauber geschriebene Eingabe vor, worin er und ich gemeinschaftlich die Concession für die neue Creditbank nachsuchten.

„Es kam mir überaus komisch vor, daß ich, der ich nie das Talent hatte, es zu hundert Thaler Schulden zu bringen, auf einmal der Welt viele Millionen Credit geben sollte. Aber es muß im Geschäftsleben so sein, daß auch der Cours der Stimmung schnell auf- und abgeht. Sofort überfiel mich wieder ein Schreck. Mein Name bei einem Erwerbinstitut und dann tagtäglich in den Zeitungen mit Abrechnungen, Dividenden, Reservefonds und Amortisationen? Wie kann ich noch je in die Tempelstille der Wissenschaft eintreten, wenn ich einen Wechsler und Geldgewinner in mir herumtrage? Nein! Nie!

„Möller erkannte meine Scheu vor der Erwerbsthätigkeit und bewies dabei eben so viel Schonung als Einsicht; ja er lobte den hingebenden Stolz der Wissenschaft und beneidete mich fast darum. Dennoch suchte er mich zu überzeugen, daß ich in einem Vorurtheil befangen sei, und ich staunte über seine mir in der That neue Beweisführung.

„Denken Sie an Gutenberg," sagte er. „Es war einfach Erwerbstrieb, Ueberwindung der Concurrenz, die ihn zur weltgeschichtlichen Erfindung der Buchdruckerkunst führten; der Geist der Geschichte hat diese Erfindung zum stärksten Hebel der Cultur gemacht und unsterblicher Ruhm ruht mit Recht auf diesem Manne, der doch zunächst nur ein vortheilbringendes gewerbliches Unternehmen beabsichtigte."

„Dies und noch andere Beispiele führte mir Möller an und ich mußte den Mann, der die Erwerbsthätigkeit in ihrer Gemeinschaft mit der sittlichen Wirkung erkannte, aufs Neue hochachten. Ich blieb indeß bei meiner Weigerung und — gestehe ich's nur offen — zunächst aus Furcht vor Verkennung, denn ich konnte ja nicht allen Menschen erklären, wie ich die Besserung und Mehrung des allgemeinen Wohlstandes im Auge haben könnte; daß daneben auch mir ein Vortheil zufließt, ist ja nicht vom Uebel.

„Möller bedauerte, daß es ihm nicht gelingen wolle, mich, meine

Schwester und unseren Bruder — er wußte, daß dieser ein armer Dorfschulmeister ist — in den Besitz von Hunderttausenden zu setzen; denn es sei keine Frage, daß bei Gewährung des Unternehmens sich ein solches Erträgniß sofort ergäbe. Mir schwindelte.

„Möller legte seine Hand auf meine Schulter und erklärte, daß ihm allerdings meine mathematischen Kenntnisse und meine persönliche Zuverlässigkeit von großer Bedeutung seien; der wesentliche Grund indeß, warum er mich zum Compagnon nähme, liege in meiner hohen Beziehung.

„Meine hohe Beziehung — was ist das?

„Der Nasenring kam ans Licht! Ich war ja ehedem Lehrer des nun regierenden Königs gewesen; in den nächsten Tagen sollte ich nun gemeinschaftlich mit Möller nach der Residenz reisen und in unmittelbarer Audienz beim König die Genehmigung unseres Entwurfs erwirken.

„Sie besitzen ein Creditkapital," erklärte Möller, „das Sie nun ausmünzen müssen, und die Sache ist um so eiliger, da sich bereits, wie mir ein Freund aus dem Ministerium mitgetheilt, zwei andere Gesellschaften um Genehmigung eines ähnlichen Instituts bewerben. Ziehen Sie sich aus Geringschätzung des äußern Besitzes oder sonst einem Vorurtheil zurück, so erlauben Sie mir, dies einfach als Verschwendung zu bezeichnen; man verschwendet nicht blos durch unnöthige Ausgaben, sondern auch durch Todtlegung seines Kapitals."

„Also ich besaß ein Creditkapital, das nur der Ausmünzung harrte, und ich war ein Verschwender?

„Möller hatte in der That ganz neue Fähigkeiten in mir entdeckt. Ich ließ mich indeß nicht irre machen und lehnte wiederholt auf das Bestimmteste ab. Möller blieb dabei, daß er um meiner selbst und um der Meinigen willen es für seine Pflicht halte, meine Ablehnung, so sehr er sie auch andererseits zu würdigen verstehe, nicht als endgiltig zu betrachten; ich möge die Sache noch bis zum nächsten Tage ruhig überlegen.

„Heute war ich froh, als er mich endlich kurzab entließ.

„Wieder stand ich wie taumelnd auf der Straße, und als eben eine schöne Kalesche vorbeifuhr, flog mir rasch der Gedanke durch den

Kopf: solch eine wirst du auch haben, die Pferde sind auch für dich geschaffen, die Wagen auch für dich gebaut, auch für dich gibt es



dienende Menschen und du wirst sie gut behandeln ... alle Herrlichkeiten der Welt sind dein ... Ich spürte einen Stich im Herzen

und zugleich im Kopfe, als ob man mir da und dort zugleich mit einem Dolche hindurchstieße; ich konnte mich kaum fortschleppen, ich war bereits so schwer, als ob die Tausende, die ich gewinnen sollte, schon an mir hingen. Ich rief eine Droschke an und fuhr nach unserer Wohnung. Ich kam in meine Studirstube. Wie eng und dumpf! Ich riß das Fenster auf. Auf meinem Pulte lag das wunderbare Buch Keplers über die Harmonie der Sphären. Ich sah hinein, es war ein fremder Mensch, der darin las, ein zweiter, hinter mir, neben mir, über mir. Die Buchstaben, die Zahlen krochen durcheinander. Ich ließ ab vom Lesen und dachte an den erhabenen Geist Keplers. Wie wurde er so jämmerlich dahingerafft von Lebenssorgen, fast buchstäblich vom Hungertod; er hat sich zwingen müssen, aus dem Aberglauben der Sterndeuterei sich Brod zu verschaffen, um dann der freien Wissenschaft dienen zu können. Ist das, was ich unternehme, unternehmen soll, nicht weit besser, als Sterndeuterei? Und ist es nicht unsere Aufgabe, uns in den Bedürfnissen des Lebens frei zu stellen, um, aller Beschwerniß erledigt, dem höheren Geiste zu dienen?

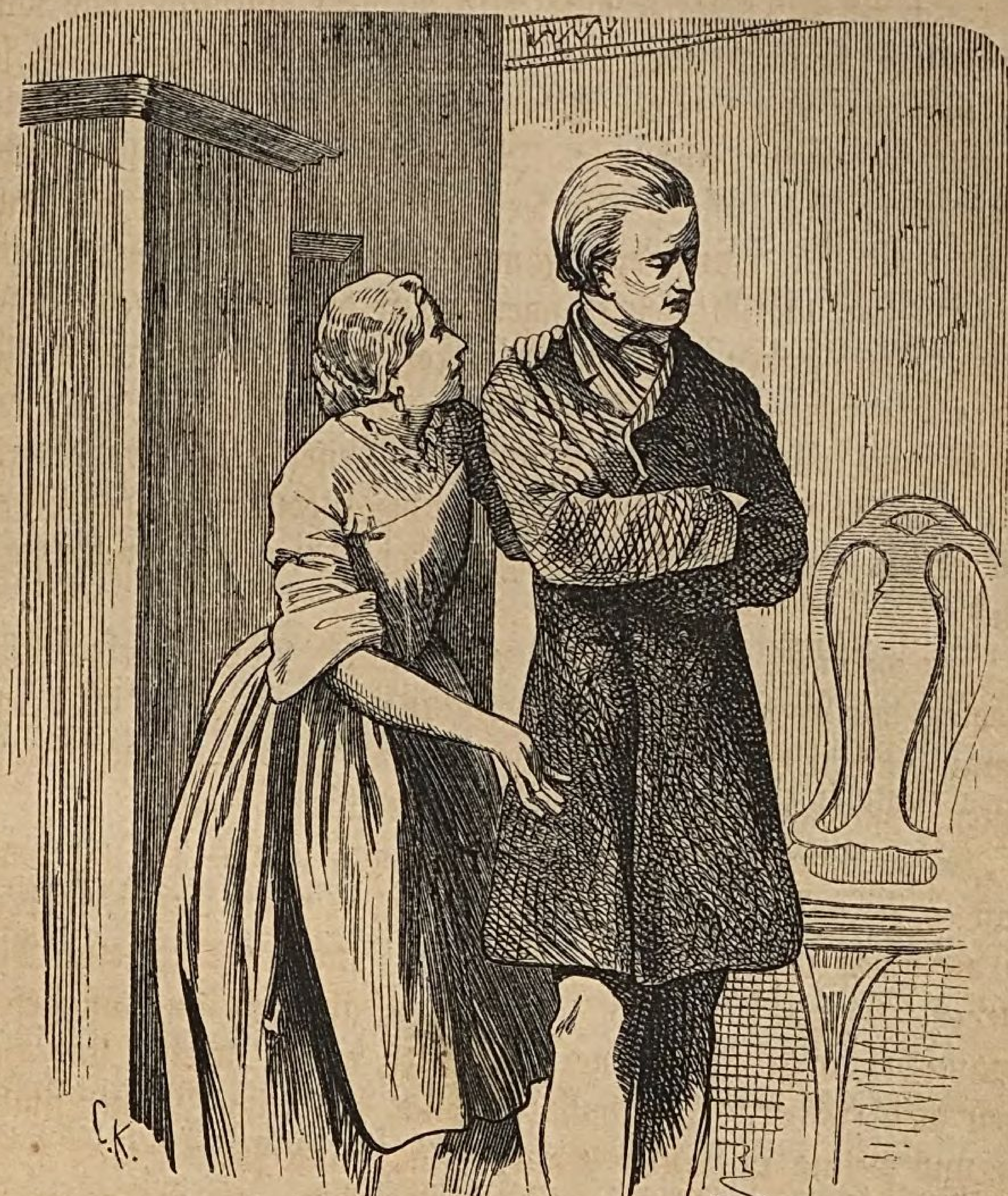
„Du weißt ja, wie sich Alles verwandelt. Das traurige Schicksal Keplers wollte mir zu einer Befreiung werden, und ich vergaß fast ganz, daß ja eigentlich keine Lebensnoth mich hinderte, Großes zu leisten, und daß mir nur die höhere Begabung fehlt.

„Meine Schwester sah meine Verstörung und — ja, lächle nur, du hast es errathen — Eva, Altmutter Eva spielt ihre Flüsterrolle durch die ganze Geschichte der Menschheit und jedes einzelne Menschenleben. Verzeih! Du bist verheirathet, aber ich bin Junggeselle. Ich war schwach genug, meiner Schwester meine Zweifel und Hoffnungen zu berichten. Sie umhalste mich, tollte im Zimmer umher, lachte und weinte in lauter Glückseligkeit, und Mutter Eva sprach — sie hat's von der Schlange gehört —: Du armer Schelm, du fürchtest dich, vom Baume des Reichthums zu pflücken? Versuch' es nur, du stirbst nicht daran, du wirst leben, frei, erhaben, beglückt und beglückend leben . . .

„Plötzlich, inmitten aller trauten Plaudereien und klugen Reden, rief sie: „Ach Gott, ich habe dir den Brief nicht zeigen wollen, jetzt muß ich's doch. Da schreibt Bruder Albert und bittet um zehn

Thaler, er müsse ein neues Bett anschaffen und auch einige Groschen in Vorrath haben, weil er in den nächsten Tagen das siebente Kind erwarte. Da ist ja Allen geholfen, Allen — auch mir!"

„Sie warf sich an meine Brust und gestand mir ihre Liebe zu



dem Candidaten und wie der Arzt gesagt habe, werde er vollkommen gesund, wenn er auf ein Jahr nach Italien oder Aegypten gehen könne; sie dankte mir schon im voraus, daß ich ihm und ihr das Leben rettete.

„Mir zitterte das Herz. So viel Glück kann ich schaffen? Ich

will ja nichts für mich selbst — so viel Glück kann ich Anderen bereiten und soll es von mir weisen, eines Vorurtheils und einer Weltverkennung wegen? Ich schalt mich selbst pedantisch und eitel. Und doch — ich kann nicht anders — innerhalb meines Berufes darf ich mich den Meinigen opfern, das Opfer meiner selbst aber können sie nicht verlangen.

„Ich schrieb sofort einen Brief an Möller, worin ich auf das Bestimmteste erklärte, daß ich an Weiterführung der Sache mich nicht betheiligen könne, dagegen bäte ich ihn, mir ein entsprechendes Honorar für die Ausarbeitung zu schicken, da ich dasselbe jetzt für einen Angehörigen verwenden könne; die Arbeit an sich sei in keiner Weise mein Eigenthum und stände zu seiner freiesten Verfügung.

„Meine Schwester übernahm es, den Brief zu besorgen; sie sah mich sehr niedergeschlagen an, aber ich konnte ihr nicht helfen.

„Von den vielen Gemüthsbewegungen ermüdet, schlief ich am hellen Tage ein. In meinen Traum hinein brannten die Lichter aus dem Comptoir, hörte ich Geld klimpern und dazwischen sah ich die mächtige Gestalt Wallensteins, in dessen Diensten Kepler stand, auf- und abwandeln und er sprach immer: „Muß ich denn die That vollbringen, weil ich sie gedacht?" Und dann sah ich Kepler im einsamen Zimmer zu Regensburg verlassen sterben . . .

„Ich wurde geweckt. Meine Schwester stand mit Möller vor mir. Möller übergab mir eine Rolle von hundert Dukaten und sagte, daß er dies als erste Anzahlung betrachte, ich sollte sie sofort meinem Bruder schicken.

„Ich wußte mich nicht zu fassen. Habe ich denn in meinem Briefe zugesagt oder abgelehnt? Erst als Möller mit eindringlicher Beredtsamkeit mir zusprach, erinnerte ich mich dessen, was ich geschrieben. Seine Beweisführung ging mir zu Herzen. Es ist wahr, auch der Gelehrte wird weit mehr Muth und Kraft zu groß angelegten Arbeiten haben, wenn ihm die gemeine Lebenssorge abgenommen ist.

„Endlich reichte ich Möller die Hand mit dem Entschlusse: „Ich reise mit Ihnen zum König."

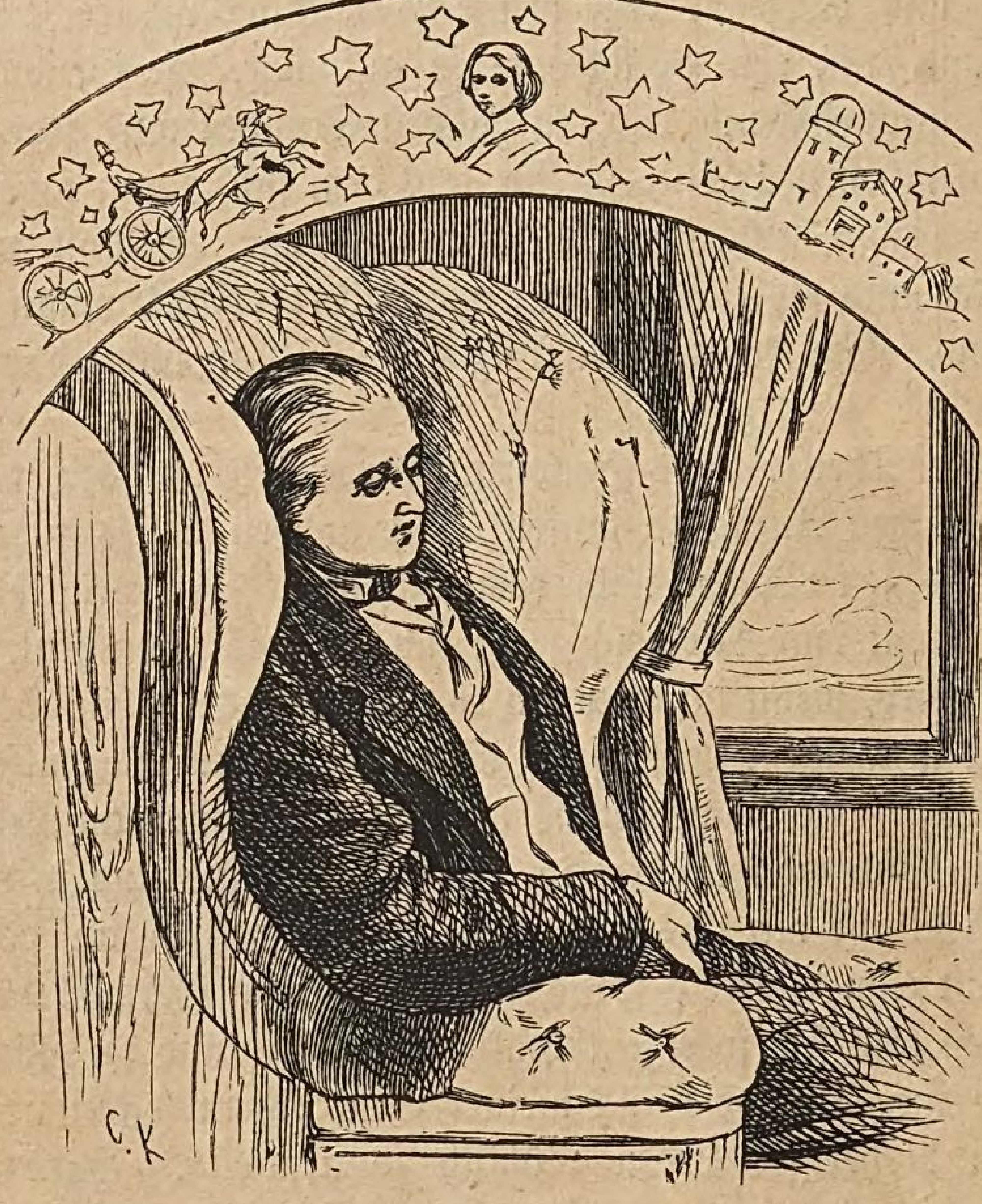
„Als Möller unsere Wohnung verließ, wollte meine Schwester wieder jubeln und weinen, aber jetzt war keine Minute zu verlieren,

unsern Albert aus seiner Noth zu befreien. Während ich schrieb und die Hälfte des Goldes einpackte, begoß meine Schwester die Pflanzen und Blumen vor unserm Fenster, und ein kleines Myrthenbäumchen, das sie bisher versteckt gehalten, stellte sie nun offen ins beste Sonnenlicht. Eine Wohlthat thun zu können, ist wie Blumenbegießen; es macht fremdes Leben gedeihen. — Mit meiner Schwester gemeinsam trug ich die fünfzig Dukaten auf die Post. Wir waren glückselig und dankbar, daß meine Verpackung regelrecht befunden wurde, und daß der Postbeamte so gut war, die Sendung ohne Weiteres anzunehmen. Ach, in solchen Stunden wird jedes Begegniß zu einem offenen Blumenkelch, aus dem sich Honig saugen läßt! Wir waren zwei glückliche Menschen, als wir die Post verließen, und malten uns die Freude aus, die Albert beim Empfange haben wird. Und solche Freudenspendung soll uns nun immerdar gegeben sein . . .

„Einen Theil meines Honorars verwendete ich dazu, mir einen neuen schwarzen Anzug zu kaufen, und andern Tages fuhr ich mit Möller in dessen Wagen nach dem Bahnhof. Ich drückte mich in die Ecke, damit mich Niemand sehe; ich erschrak schon jetzt, wie es einst sein wird, wenn ich offen im eigenen Wagen dahinfahre. Zum Erstenmal in meinem Leben fuhr ich in der ersten Wagenklasse nach der Residenz. Ich wagte kaum, den Livreebedienten anzusehen, der uns Kissen und Handtaschen in den Wagen legte und in einer andern Wagenklasse mit uns fuhr. Ich glaube, daß ich auf der ganzen Fahrt nicht zehn Worte gesprochen habe. Beim Gerassel der Eisenbahnwagen läßt sich so eigenthümlich träumen, und du glaubst mir, ich dachte nur an das Glück meiner Geschwister; dann aber schien mir mein bisheriges Leben plötzlich so armselig. Habe ich denn nicht auch ein Recht auf alle Genüsse des Daseins, so gut wie meine Mitmenschen? Ich ziehe mich auf mein Landgut zurück, und wenn Louise Hermann — sie ist seit drei Jahren Wittwe — noch so meiner gedenkt, wie ich ihrer, so wird unsere alte Liebe wieder eine junge; wir haben nicht mehr zu entsagen. Meiner Wissenschaft bleibe ich getreu, ich baue mir eine eigene Sternwarte, rüste sie mit den besten Instrumenten aus, besolde einen tüchtigen Gehülfen, meine Schwester mit ihrem Manne, mein Bruder mit seiner zahl-

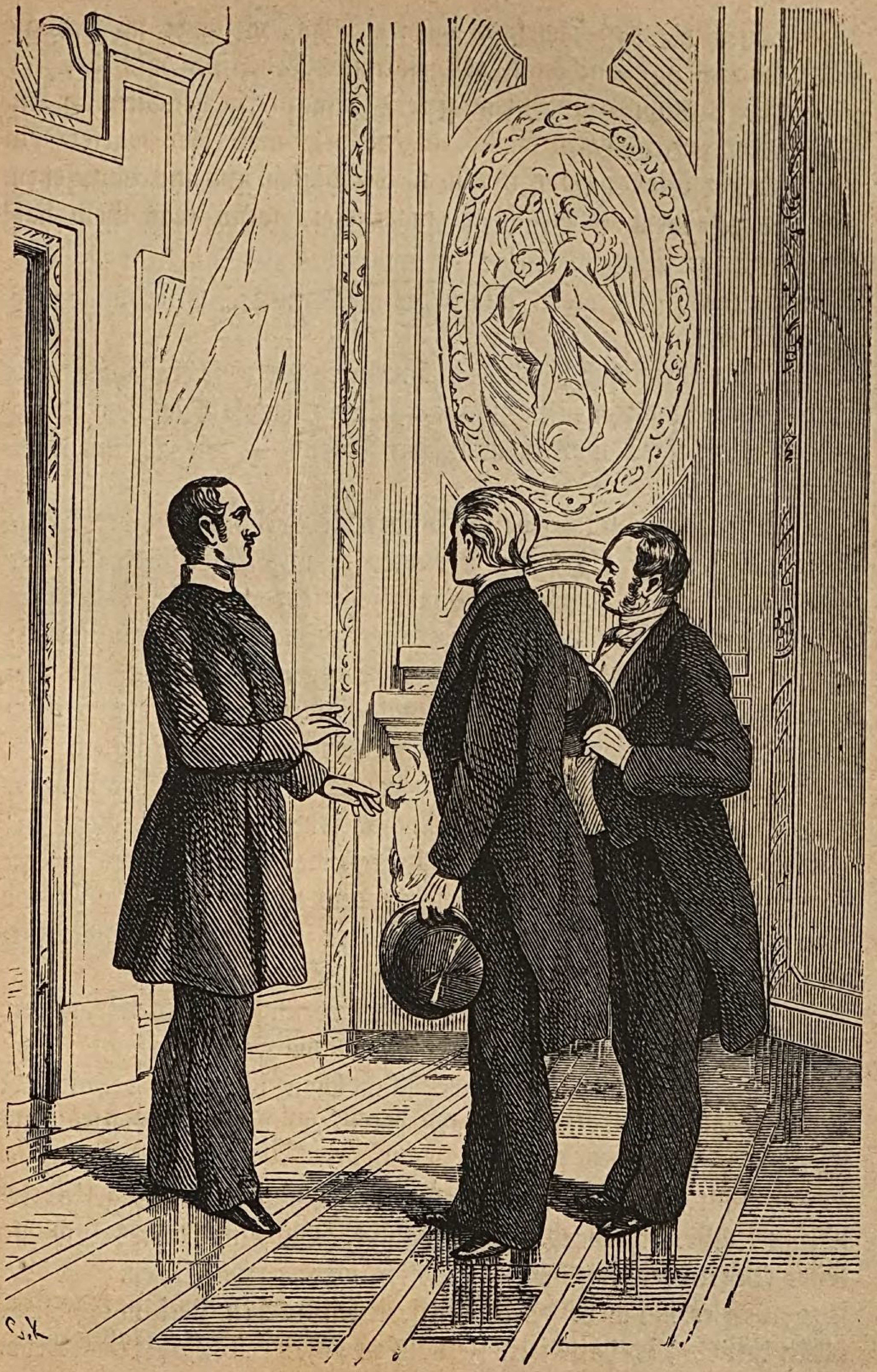
reichen Familie, sie wohnen in meiner Nähe, vielleicht im Schlosse selbst, und es ist ein schönes, vollgesättigtes Leben um mich her.

„So träumend und phantasirend kam ich in der Residenz an. Wir waren bereits telegraphisch angemeldet, auch hier wartete ein Wagen; der Diener besorgte Alles, wir hatten uns nur einzusetzen. Ach, wie bequem ist die Welt eingerichtet, wenn man Geld hat!



Unsere Zimmer im Gasthof waren bereit, ein gutes Frühstück stand über warm haltenden Untersetzern auf dem Tische; wir speisten, der Diener hatte unsere Kleider ausgepackt und zurechtgelegt, wir kleideten uns um und fuhren in einem schönen Wagen nach dem Schlosse. Möller hieß mich vorangehen.

„Wir wurden gemeldet, durch mehrere schön ausgestattete Zimmer geführt und endlich in einen Saal, wo wir warten sollten.



„Durch die Thürvorhänge trat der König ein. Wir verbeugten uns. Er kam auf uns zu, streckte mir die Hand entgegen und sagte mit gütiger Stimme: „Seien Sie mir von Herzen willkommen, lieber Doktor Braun."

„Ich dankte und stellte meinen Gefährten vor. Der König hieß ihn besonders willkommen als meinen Freund, und in bester Laune setzte er scherzend hinzu: er bewundere die Spürkraft des Geschäftsmannes, daß er in mir solche merkantilische Erfindungsgabe entdeckt habe.

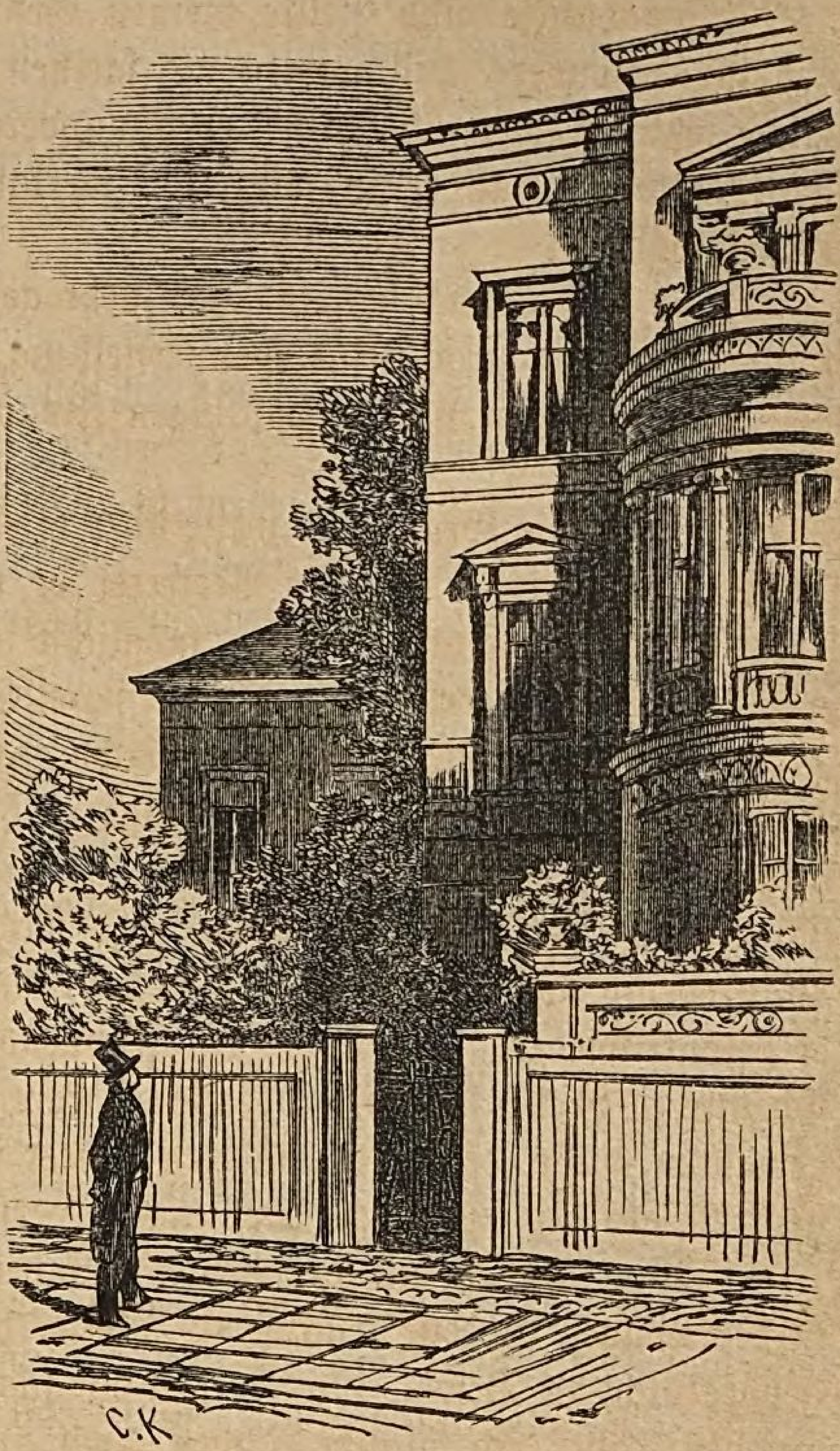
„Ich wehrte mich bereits nicht mehr gegen diese Annahme, und muthig gemacht durch meine Gönnerstellung, empfahl ich dem König meinen einsichtigen und edelmüthigen Freund — wie ich ihn wohl nennen durfte.

„Der König sprach sehr weise über die Verbindung von Wissenschaft und Praxis, als deren Vertreter er uns Beide betrachte; er setzte hinzu, daß er unsere Sache möglichst fördern wolle, doch dürfe er als gerechter Herrscher nur der besseren Sache den Vorzug geben; er zweifle indeß nicht, daß unsere Sache gegenüber den anderen Bewerbern auch die bessere sei. Er fragte Möller, ob es nicht wohlgerathen wäre, wenn die verschiedenen Bewerber sich vereinigten, statt sich gegenseitig Concurrenz zu machen. Möller erklärte, daß unser Plan ebenso neu als in seinen Combinationen zweckentsprechend sei; er betonte wiederholt, daß das Auszeichnende unseres Planes wesentlich mir zu verdanken sei, und wie es dem König besondere Freude gewähren müsse, seinen ehemaligen Lehrer in eine nicht minder sorgenfreie als gemeinnützige Stellung zu versetzen.

„Wir schieden mit den besten Zusicherungen. Als wir wieder in den Wagen stiegen, drückte mir Möller die Hand und sagte: „Ich gehöre nicht zu Denen, die einen Plan schon sofort als verwirklicht ansehen; aber ich glaube Ihnen doch zu zweimalhunderttausend Thalern gratuliren zu können."

„Solltest du es glauben, daß mir das nun schon als gering erschien? Aber ich war doch genügsam, und eine Jahresrente als erster Begründer wird sich natürlich noch daran fügen. Möller sagte, daß er nunmehr bei dem Referenten im Ministerium die Sache allein betreibe; ich hatte freie Zeit bis zu unserer Rückfahrt am Abend.

„Als reicher Mann und als Wohlthäter meiner Mitmenschen wanderte ich durch die Straßen der Residenz. Ich möchte nur wissen, wie mich die Menschen angesehen haben. Eine Weile betrachtete ich mir auch ein schönes Haus am Ufer — es ist in gutem Stile gebaut, liegt ruhig, hat einen weiten Horizont, ein Thurm, den man daran baut, wird ihm gut stehen. Vielleicht ist es besser, statt auf dem Lande in der Residenz zu leben, im Verkehr mit einem Kreise edel gebildeter Menschen: bedeutsame Fremde besuchen mich, ich unterstütze die strebsame Jugend; die Welt soll etwas davon genießen, daß ein Mann der Wissenschaft zu großem Reichthum gekommen. Ich bilde ein offenes und gastfreies Haus, das ist doch wohl besser als die Abgeschlossenheit auf dem Lande. Merkst du, wie ich bereits drauf und dran war, nicht mehr durch mich selbst, sondern durch mein Besitzthum etwas sein und leisten zu wollen?



„Ich kam auch hier an der Sternwarte vorüber; dort oben arbeitete unser Freund Ludekus, aber ich fürchtete, daß er mich jetzt sehe und anrufe, und ging rasch vorüber.

„Ich kam auch an dem Hause vorbei, wo die nun verwittwete

Louise Hermann wohnte. Ich sah im Erker, wo du und ich so oft gesessen, ein Frauenhaupt mit braunen Locken; jetzt sah sie auf, wer weiß, ob der Blick nicht etwas Magisches hat? Ich flüchtete schnell in ein Haus gegenüber. Ja, die Welt ist doch jetzt gut eingerichtet. Der Ritter, der nach seinem Liebchen schaut, kann sich dabei in eine wohl assortirte Conditorei setzen; eine solche war hier. Ich sah, Louise strickte; aber ist Stricken eine gemeinere Arbeit als Spinnen und Weben, dessen sich die Ritterfräulein in alten Zeiten befleißigten?

„Ich erfuhr von dem Zuckerbäcker, daß dort oben Louise mit ihrer Mutter wohne; sie sei gar fleißig und brav, und ein leichtsinniger Student habe sie früher sitzen lassen. Ach Gott — ich und leichtsinnig! Aus Angst und Sorge entsagten wir ja. Aber jetzt hat das eine Ende. Ich stand mehrmals auf, ich wollte zu ihr und die alte Liebe anrufen zu neuem Glück. Ich hielt an mich, erst wenn Alles erfüllt ist, will ich kommen, und sie soll bestimmen, ob wir in der Residenz bleiben oder aufs Land ziehen.

„Mitternacht war vorüber, als ich in Möllers Wagen vor unserm Hause kam. Meine Schwester wachte noch, und ich ließ sie nach Herzenslust träumen und phantasiren von dem uns Allen bevorstehenden Glücke. Sie klagte nur, daß die Briefe aus Aegypten immer so lange zu laufen hätten; sie tröstete sich indeß, daß man wohl auch bald nach Aegypten telegraphiren könne, und das sei ja das besondere Glück: wenn man keinen Geldaufwand zu scheuen habe, da könne man sich ja stündlich Nachricht geben.

„Seit der Audienz beim König wurde mein Leben immer seltsamer. Ich wollte fleißig arbeiten, aber Alles verwirrte sich in mir, denn in alle Beobachtungen und Aufzeichnungen hinein sprang mir stets die Vorstellung, wie es nun sein wird, wenn die Hunderttausende über mich ausgeschüttet sind. Ich war bereits etwas mißtrauisch gegen Möller. Ich beschloß, daß ich mir nicht von ihm bestimmen lasse, welcher Antheil mir zukommt; dafür habe ich rechnen gelernt, um das selbst einzusehen, und dafür habe ich die Gunst meines Königs eingesetzt, die nur mir gehört; Möller kann zufrieden sein, daß er den vollen gleichen Antheil hat.

„Mein Bruder kam zu Besuch. Ich wollte ihm nichts mit-

theilen; er war glücklich und zufrieden — warum ihn stören? Warum ihn mit uns auf die schwankende, veränderliche Wolke der Phantasie setzen? Meine Schwester konnte sich aber nicht enthalten, ihm unser voraussichtliches, ja eigentlich sicheres Glück zu verkünden.

„Albert nahm die Sache mit vieler Haltung auf, und um sich einstweilen an Tausende zu gewöhnen, kaufte er sich auf meine Rechnung 1000 Stück bessere Cigarren. Er reiste ab und nahm den Candidaten mit, denn er wohnte in einer milden Gebirgsgegend, deren Luft dem Candidaten zuträglicher war, als die Luft unserer flachen Universitätsstadt.

„Wochen und Monate vergingen. Ich verbrachte sie in beständigem Warten. Mein ganzes Leben war wie ein Wohnen im Wartesalon der Eisenbahn, wo jede Minute der Pfiff der Locomotive erschallen kann; die Stühle und die Polstersitze hier bieten keine Ruhe; auch kein Vergessen, kein Versenken in einen allgemeinen Gedanken will sich ergeben. Meine Wissenschaft war mir fremd, ich hoffte, wenn nur erst der Ueberschwall der Glücksumstände sich ruhig gesetzt hätte, wieder heimisch zu werden. Oft war mir's, als müsse ich ein Bad nehmen und mich reinigen vom Staub der Welt und der Unruhe, und damals ließ ich mich zur schwersten Sünde hinreißen. Ich ward ein Abtrünniger meiner Wissenschaft. Ich ward ihr gram. Sie ist alt, freilich dadurch auch die ehrwürdigste — aber sie ist fertig, die großen Entdeckungen sind vom Teleskop auf das Mikroskop übergegangen, da werden neue Entdeckungen gemacht und ist Alles im vollen lebenden Wachsthum. Unsere Wissenschaft ist eine abgeschlossene, es bleibt uns nichts, als nach dem Gesetz der Schwere die Bewegungen der Himmelskörper abzuleiten und diese Ergebnisse der Theorie mit der Beobachtung zu vergleichen; es können keine neuen Thatsachen, es können nur noch neue Methoden gefunden werden, die uns allerdings wieder neue Richtungen geben. Wir finden jetzt Stoffe, die auf den Fixsternen vorhanden sind, zum Beispiel auf der Sonne.

„Sieh, Freund, jetzt eben, indem ich das ausspreche, gibt mir's noch einen Stich durchs Herz, als übte ich in der Erinnerung einen Verrath. Damals aber quälte mich Tage lang und Nächte lang der Gedanke, daß ich, der ich nun im fünfzigsten Lebensjahre stand, vielleicht zu etwas Anderem berufen sei, vielleicht gar nicht zu einem

Gelehrten, sondern zu einem großen Finanzmann. Ich verlachte den Gedanken und konnte ihn doch nicht los werden. Ich gab mir das Wort, wenn ich frei und Herr über meine Zeit sei, andere Wissenschaften zu studiren, um dadurch auf die meinige neu zu wirken. Das beruhigte mich etwas.



„Ich mußte noch mehrmals zur Residenz fahren. Möller hatte Kunde erhalten, daß unsere Angelegenheit wieder fraglich stände. Daß auch Andere sich um die Genehmigung eines ähnlichen Instituts bewerben wollten, erschien mir jetzt als Anmaßung, ja fast als Raub. Ich war sonst kein Freund der Vorrechte und Privilegien, aber hier durfte doch einmal mit uns eine Ausnahme gemacht werden, und wir werden sie nicht mißbrauchen.

„Dein Weg führte dich ja auch von der Residenz hierher, du kennst also den Tunnel. Mir brachte er damals überraschende Schrecken. Wenn ich so plötzlich im Lesen oder im Ausschauen in die sonnige Landschaft in die Nacht einfuhr, mußte ich fast immer denken: wie wär's, wenn du erblindetest und nun ewig in Nacht lebtest? Ja, Freund, es ist ein schweres Dasein in einer ungewohnten Lebenswende.

„Ich suchte um Audienz beim König nach, erhielt aber nur eine kurze, höchstens zwei Minuten dauernde, worin mir der König eilig sagte: meine Sache — er nannte sie mit Nachdruck m e i n e Sache —

stünde gut, die Entscheidung ließe sich indeß noch nicht treffen; sie werde in den nächsten Tagen ergehen.

„Mir wurde ernstlich bange. Es wäre grausam, wenn — — Nein, das kann nicht sein. Aber wo man zweifelhaft und ängstlich ist, wird man zum Wortgrübler und Mienendeutler. Der König hatte die Sache meine Angelegenheit genannt — überlegte ich auf der Rückreise — das ist von Bedeutung; er will mir wohl. Aber wie ist das zu vereinbaren, daß die Sache gut steht und doch so schwer sich entscheidet? Das Wörtchen „indeß" machte mir viel zu schaffen, es war so vieldeutig.

„Die Entscheidung kam. Sie war abschlägig. Wieder war mir's jetzt im hellen Kabinet Möllers, als ob ich unversehens in den Tunnel einführe, es braust und knattert, aber ich werde fortgezogen und es ist lang Nacht, lang. Werde ich je die sonnige Welt wieder sehen? Möller war voll unehrerbietigen Zorns; das sei der alte Schlendrian, man werde die Sache in unserm Lande erst gestatten, wenn die Nachbarländer vorangegangen und uns den Hauptvortheil geraubt hätten.

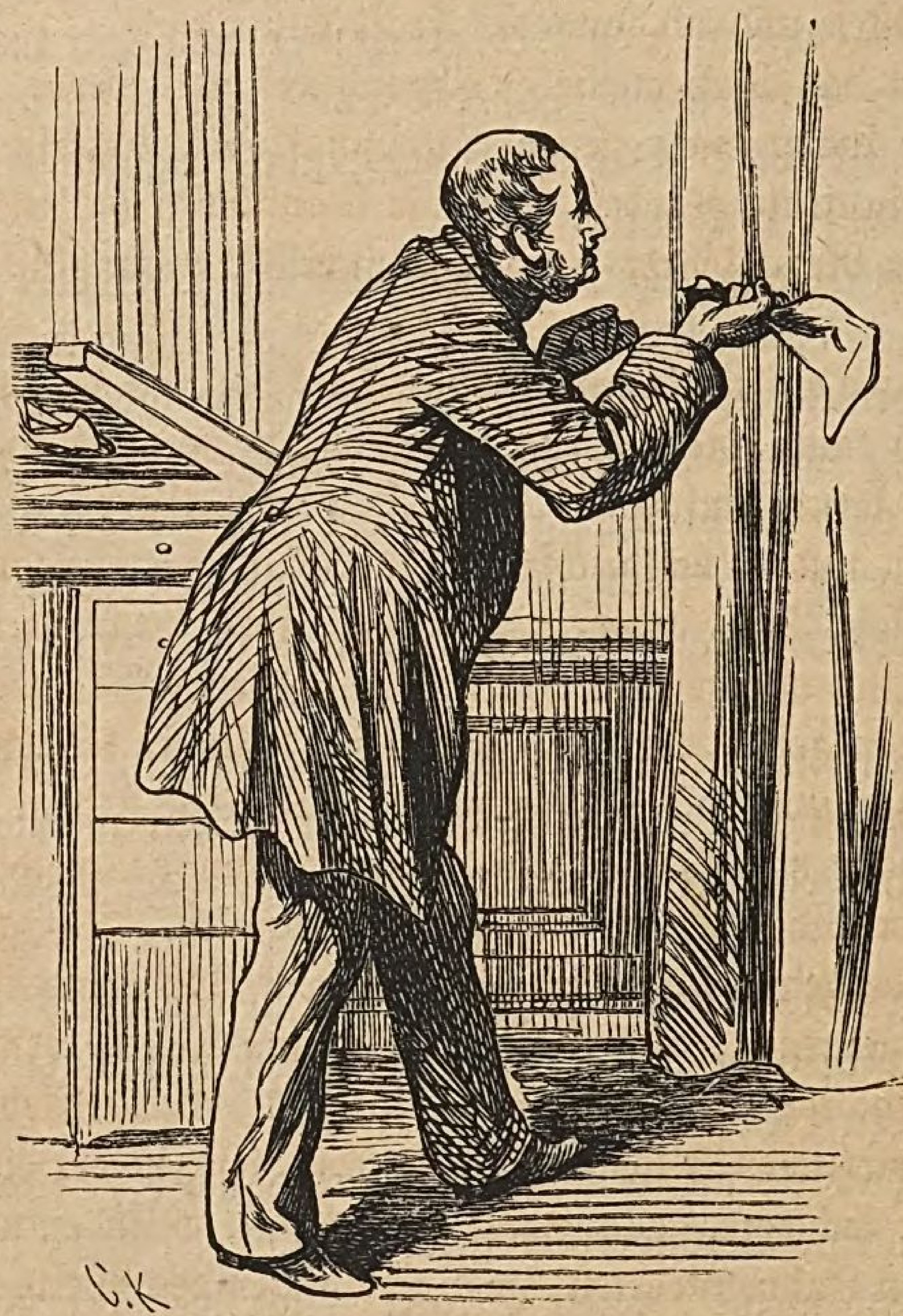
„In den Zeitungen stand, daß ein Creditinstitut, um dessen Bewilligung Dr. Alexis Braun und Banquier Möller nachgesucht und das sehr gewinnbringend hätte sein sollen, von der Regierung verworfen sei.

„Da hatte ich's nun. Jetzt stand ich in den öffentlichen Blättern und war in aller Leute Mund als Gewinnsüchtiger und hatte nicht einmal den Gewinn.

„Ich sehe dir's an, auch du hast das damals gelesen und dich gewiß über meine Veränderung gewundert. Ja, lache nur, es ist zum Lachen und meine gerechte Strafe. Aber weit bedrückender als das Gerede der Leute war meine innere Verlorenheit. Du kannst dir den Zustand meiner Seele kaum denken, ich selber kann es fast nicht mehr; ich weiß nur noch: wochenlang war mir's, als ob alles Denken von mir genommen wäre; dazu kam noch — denn das Unglück hat immer eine große Familie — die Trauerbotschaft, daß der Candidat schwer erkrankt sei. Meine Schwester reiste zu ihm und pflegte ihn getreulich, bis er starb.

„Ich war allein, entsetzlich allein, denn ich hatte mein Einziges

nicht mehr, um dessenwillen ich lebte: meine Wissenschaft. Fremd, kalt, abstoßend war mir, was ich vernahm. Ich war entweiht. Mein Auge, sonst so sicher und fest, blinzelte immer, wenn ich durch das Fernrohr sah, und wenn ich Bücher vor mir hatte, war mir's oft, als müsse ich erst buchstabiren und die vier Species lernen.



„Wenn man nicht mehr gradaus lebt, bekommt Alles ein doppeltes Gesicht und wird zum Sinnbild. Du hast bemerkt, daß es da oben immer etwas zugig ist; das geschieht absichtlich, damit die Luft im Zimmer immer so sei, wie die draußen. Nun aber war's bei mir nicht mehr so — ich lebte in verschiedenen Temperaturen. Wir hören hier oben wenig Geräusch der Stadt, doch aber noch immer so viel, daß wir, um es abzulenken und während der Beobachtungen

den Pendelschlag der Uhr zu vernehmen, uns Hörrohre anlegen. Ich aber hörte noch immer ein anderes Geräusch; es war in mir. Ich zählte laut; es half nichts.

„O, Freund, was ich damals durchlebt, kann ich nie ausklären. Ich war aufgelöst, zerfahren, ich mußte mich wieder zusammenfinden und am wirklichen Unglück meiner Schwester fand ich mich. Ich mußte sie trösten und ich fand die Kraft dazu.

„Damit das Maß meines Mißgeschickes voll werde, wurde wenige Monate später einer neuen Gesellschaft die Concession zu demselben Creditinstitute gegeben, das wir beabsichtigt hatten, und einer unserer ersten Rechtslehrer an der Universität war glücklicher Mitbegründer . . .

„Ich habe dir nichts verhehlt und darf dir also sagen, daß mich dies Ereigniß kaum mehr berührte; es ging in einer andern Welt vor, und ich lernte einsehen: Nichts ist verderblicher, als auf plötzlichen Gewinn und Glückswechsel bauen. Auch der Gelehrte darf an dem Weltverkehr Theil nehmen, aber wehe ihm, wenn er sich so hingibt, daß es ihn aus seinem eigentlichen Wesen reißt. Es kann allseitige Naturen geben, aber sie sind selten, die in die unmittelbare Welt eingreifen und doch im Reiche der Gedanken stehen.

„Ich habe mit Andacht, ja mit Kasteiung gearbeitet, um die Weihe meiner Wissenschaft wieder zu gewinnen. Ich glaube, ich habe sie wiedergewonnen, und aus all dem Wirrwarr ist mir ein Gedanke aufgestiegen, dessen Verwirklichung freilich erst künftigen Zeiten vorbehalten ist. Ich habe in das Weltgetriebe gesehen. Credit und wirklicher Besitz entsprechen den Gesetzen der Anziehungskraft und der Schwere. Man wird in Zukunft, wenn einmal die Erfahrungen von Jahrhunderten, die Strömungen des Weltverkehrs, die Thermometerbeobachtungen der Börse sich übersichtlich festgestellt und gesammelt haben, den Weltverkehr nach ähnlichen festen Gesetzen bemessen können, wie den Kreislauf der Sterne. Ich glaube, daß das kein phantastischer Traum ist, daß er vielmehr in Zukunft sich wohl verwirklichen wird. Du siehst, daß ich die Jugend nicht verkenne und ihr eine Verbindung von Dingen zumuthe, die für uns noch getrennt sind.

„Mir wurde ein Anderes. Gerade das, daß ich gebeugt, verloren, zerfallen, mein selbst beraubt geworden, gerade das gab mir neuen

Muth. Ich mußte mich selbst wieder gewinnen. Ich hatte auf etwas außer mir meine eitlen Hoffnungen gesetzt, mir war nichts geblieben als ich allein; und jetzt sah ich, daß ich immer nicht die rechte Kraft gehabt hatte. Die Bescheidenheit wird auch leicht zur Bequemlichkeit. Ich habe, eine kurze Zeit ausgenommen, nie meine Pflicht versäumt, aber ich gefiel mir darin, eine untergeordnete, eine dienende Kraft zu sein, und muthete mir nie etwas Rechtes zu; ich hatte mich von jeder großen Aufgabe freigesprochen. Jetzt, indem ich mich selbst wieder gewann, errang ich aus der Verlorenheit heraus auch eine höhere Kraft. Ich wagte mich an eine große Aufgabe. Ich mußte mich selbst erproben. Jahrelang, Tag und Nacht arbeitete ich an dem Werke, das ich nun endlich vollendet — soweit man das vollendet nennen kann — in die Welt hinausgegeben habe. Dir sage ich's und du glaubst mir's von ganzem Herzen: ich erwarte keinerlei äußeren Lohn davon; ich habe meinen Lohn in mir; höheren, als mir von außen je werden kann. Und hier — ich öffne dir meine ganze Seele — ich habe das Gefühl, daß ich nun sterben kann. Ich habe etwas geschaffen, von dem, wenn auch im mindesten Grade, mit des Dichters Worten gesagt werden kann:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

„Nun gehe ich in mir befriedigt und gesättigt die Lebenstage dahin, die mir noch beschieden sind. Wie ich gleichgiltig geworden bin gegen den Spott der Menschen, so bin ich's auch — ich hoffe, daß ich's bin — gegen ihre Ehrendarreichung. So, mein Freund, das ist die Geschichte meiner Abirrung und meines Wiederfindens..."

Der Freund stand auf, sein Angesicht glänzte; er reichte mir seine Lebensarbeit, wie er sie nannte, ein dickes Buch, voll von Zahlen und Zeichen, die ich leider nicht verstand.

„Und nun," sagte ich ihm, „laß mich deinen Talisman, den Nasenring, noch zu guter Letzt sehen."

Braun ging nach einem Pulte und kam mit einem großen Papier zurück; sein mildes Gesicht war wieder ruhig, und lächelnd sagte er: „Ja Freund, ich hatte ihn einen Nasenring gescholten, und hat er sich nicht in Wahrheit zu einem solchen gemacht? Bin ich

nicht mit diesem Ringe an der Nase herumgeführt worden in die Hunderttausende und ins Schloß und in allerlei irrlichtelirende Schwärmereien? Es war ein wirklicher Nasenring. Aber es war auch, wie du sagst, mein Talisman, der die Zauberkraft hatte, sich zu verwandeln und mir eine Bethätigung jenseits des Todes zu bieten. Sieh hier, ich habe den Nasenring verkauft und mich damit in die Lebensversicherung eingekauft, damit meine gute Schwester nach meinem Tode nicht in Noth gerathe."

So erzählte der alte Freund, und wir wurden aufs Neue Freunde.

Und gewinnt er sich nun vielleicht noch viele neue dazu?





Nur immer ordonnanzmäßig.

Zu Trier an der Mosel wurde großes Herbstmanöver abgehalten. Früh vor Tag, da noch Alles in Nebel gehüllt, reitet der General mit seinem Adjutanten einen Berg hinan. Der General reitet voraus, der Adjutant, ein junges Blut, in vorschriftmäßiger Entfernung, aber frei umschauend, hinterdrein.

Sie kommen auf dem Berge an, da zerreißen die Nebel und die Sonne geht auf in all ihrer Strahlenpracht. Voll Entzücken reitet der Adjutant vor, legt die Hand an den Helm und sagt: „Herr General! Wollen gefälligst bemerken, wie schön die Sonne aufgeht.“

„Verschonen Sie mich mit Privatangelegenheiten,“ war die Antwort des Generals.

Das Frankfurter Loos.

Eine Erzählung.



Also auch zu dir ist mein Glücksruf gedrungen?" sagte der Pfarrer lächelnd. „Gut denn, ich will dir die Geschichte erzählen. Es ist auch das Lustigste, was ich in den sechsunddreißig Jahren erlebt habe, seit wir mit einander zu Tübingen am Neckarstrande auf der Schulbank saßen und zu begreifen suchten:

. . . was die Welt
Im Innersten zusammenhält.

Ihr Herren vom öffentlichen Wort, ihr glaubt, wir katholischen Geistlichen thun vom Morgen bis zum Abend nichts als Mäusefallen stellen, um Seelen zu fangen. Ihr habt keine Ahnung davon, daß wir auch lustige Kameraden sind, und doch solltet ihr denken, daß wir nicht so

oben auf wären und so viel vor uns brächten, wenn wir nicht auch die Lustigkeit hegten.

Doch genug. Meine Geschichte ist so:

Es war um Martini, bis zum nächsten sind es gerade fünfundzwanzig Jahre. Ich habe mein Leben lang hier auf dem Posten gestanden, und da drüben an der Kirchenmauer, wo der Hollunder gedeiht und die Rothkehlchen nisten, da werde ich meine sechs Schuhe Erde bekommen. Das werden mir meine Bauern nachsagen müssen: unser Pfarrer hat die besten Predigten gehalten, denn es waren die kürzesten, und er hat Spaß verstanden.

Also wir sitzen hier in der Stube am Samstag Morgens. Wir sind aus der Kirche gekommen, wo wir Messe gelesen haben, und setzen uns zum Frühstück. Neubackenes Brod haben wir damals nicht gehabt, wie heute nicht. Mein Schwester war schon damals meine Haushälterin, wie jetzt. Ich hatte einen Vikar, mehr zur Kameradschaft als zum Amtsgebrauch. Du erinnerst dich seiner nicht, er kam nach uns zur Universität, hieß Mager und war's auch. Seine Lieblingsnahrung war Kandiszucker. Er hatte eine langgestreckte Figur und demgemäß eine gute Violinhand, und war auch in der That ein Meister im Violinspielen.

Von Hause aus wohlhabend, hatte er keine Ruhe, bis die sieben- oder achttausend Gulden, die er besaß, verschmaust waren. Aber er selbst genoß das Wenigste davon; seine Hauptlust war, Andere zu bewirthen, und am vergnügtesten war sein Gesicht, wenn er mit dem Korkzieher, den er beständig bei sich trug, eine Flasche entkorken konnte. Hopsa! da bin ich! sagte er in der Regel beim Knall des ausgezogenen Korks.

Mit der Zeit fing es an, in der Bewirthung Anderer etwas knapp herzugehen; da er aber als vermögend bekannt war, wehrten die Wirthe überall die baare Bezahlung ab, sie drängten ihm wahrhaft ihren Credit auf.

Ich will nur gleich hinzusetzen, daß er mit dreiunddreißig Jahren gestorben ist, und sein Haupttrost war, daß er Niemand auf der Welt einen Kreuzer schuldig sei und Manchem einen guten Tag gemacht habe. In seinem Nachlasse hat man eine ganze Kiste voll Flaschenstöpsel gefunden.

Ein zweiter Genosse, den ich damals zu Besuch hatte, war mein Vetter, der Postexpedient Nieseler. Du mußt dich seiner noch erinnern, er war ein untersetzter, breitschulteriger Bursch, der manchmal nach Lustnau mit uns ging. Er trug damals eine rothe Mütze und schlug mit seinem Stocke immer Quarten und Terzen in die Luft.

Der gute Kerl war ein persönlicher Feind des Staatsexamens, und um diesem grausamen Unholde aus dem Wege zu gehen, begab er sich ins Postfach.

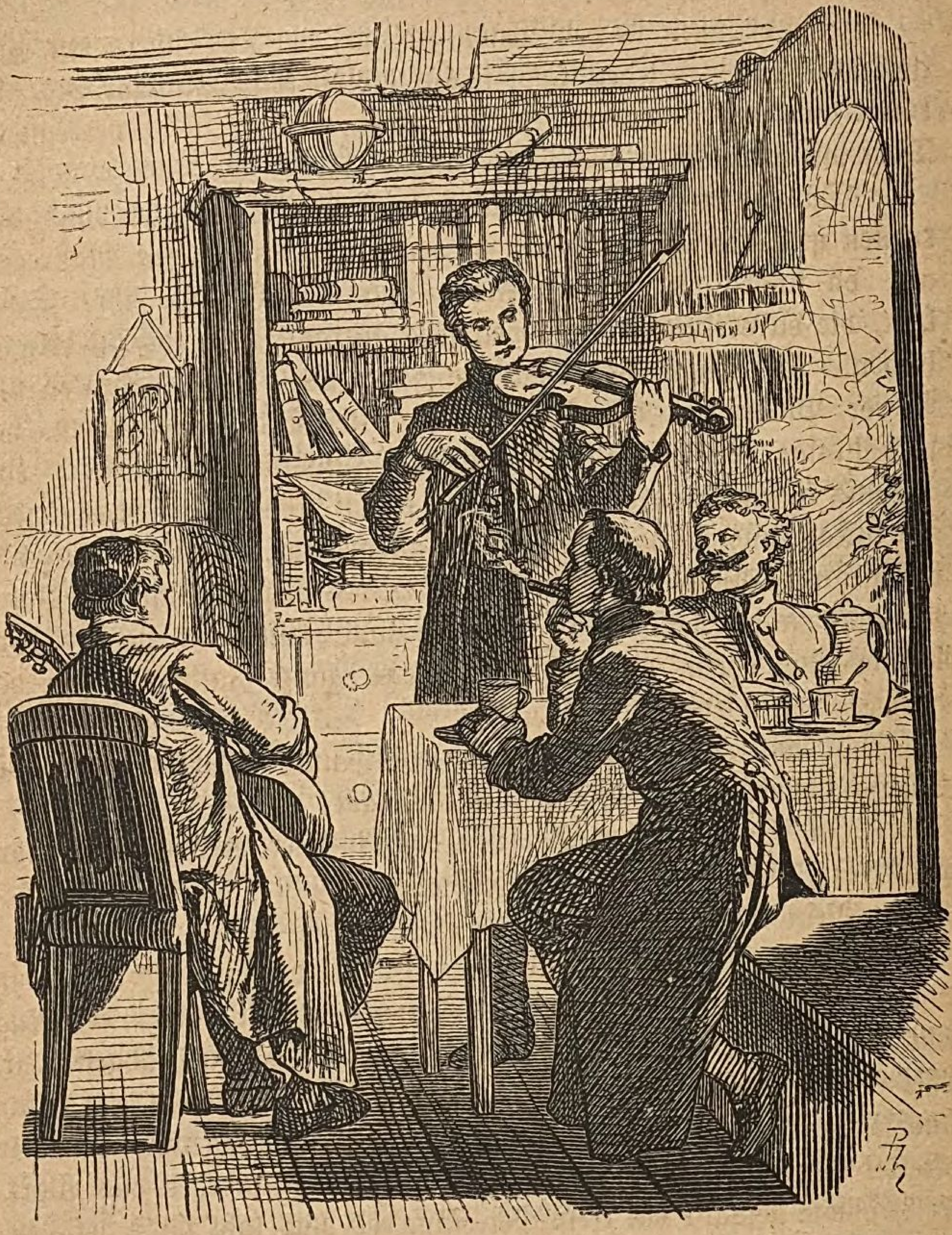
Der Dritte, der bei mir war, das ist ein Mann, dem man's schon zur Studentenzeit anmerkte, daß er's weit in der Welt bringe. Er ist jetzt Coadjutor des Bischofs, und schon im Convicte hatte er bei uns den Namen Kirchenlicht, oder abgekürzt: der Lichtle. Daneben war er aber gar kein Griesgram, vielmehr ein Lebemann, kein Spaßverderber, und ein Redner, bei dem alle Tage Pfingsten war. Vielleicht erinnerst du dich seiner noch. Als du mich damals auf der Krankenstube besuchtest, saß er bei mir; er wachte gern bei den Kranken, theils aus Gutherzigkeit, theils auch, um gegen die gewöhnliche Hausordnung Nächte hindurch studiren zu dürfen.

So saßen wir also beim Frühstück. Der Vikar und ich, wir rauchen nicht, aber der Lichtle — laß mich ihn kurzweg so nennen — rauchte regelmäßig nach dem Kaffee seine Cigarre, täglich nur eine; bei ihm hat Alles seine strenge Ordnung. Der Vetter Postexpedient konnte ihm dabei mit einem guten Haufen Unordnung aushelfen, und wenn er nicht im Bureau war, zündete er immer eine frische Cigarre an der ausgerauchten an.

Kannst du dir etwas Trübseligeres denken, als einen naßkalten Samstag Morgen im Herbst auf dem Dorfe? Es ist nicht wegen der morgenden Predigt allein, obgleich das auch Etwas ist, aber da sind draußen die Wege so grundlos, daß man die schön geputzten Stiefel nicht hinaus tragen mag. Und wohin sollte man eigentlich? Zu einem Amtsbruder in der Nachbarschaft? Da trifft man das Gleiche. An solchem Tage lernt man's recht schätzen, was ein gutes Buch ist, noch besser aber ist — ich bin kein Gelehrter — eine gute Kameradschaft daheim.

Ich nehme nach dem Frühstück meine Guitarre herunter, du

siehst, sie hängt noch dort, freilich ohne Saiten, und das grüne Band wird gelb, damals aber klimperte ich noch gern und pfiff dazu, und



jetzt hatte ich einen Vikar, der geigte. Wir musiciren uns eins vor, und gefällt's nicht Anderen, so gefällt's doch uns.

Während wir noch musiciren, bringt der Dorfschütz — hier

noch Bettelvogt genannt — der auch zugleich das wohllöbliche Postamt des Dorfes in sich darstellt, die Zeitung, unsern uralt getreuen „Schwäbischen Merkur".

Ihr draußen in der Welt, die ihr den Küchenherd der Zeitgeschichte heizt, in jeden Topf schaut, selbst kocht und einrührt, ihr könnt nicht wissen, was die Zeitung einem Pfarrer ist im verregneten Dorf mit grundlosen Wegen.

Da kommen die Potentaten und ihre Excellenzen und vertrauen uns, um unsere Gunst zu gewinnen, ihre weisen Maßregeln an; da singen die Kammertenore und Kammerbässe ihre Stücklein, die da verkünden, wie weit sie's gebracht und noch zu bringen hoffen. Und dann bietet sich die ganze Welt feil: Theater und Pferde, Bücher und Schafweiden, Schlitten und Kammerzofen, heirathslustige Wittwen und militärfreie Hausknechte; ja solch eine Zeitung ist eine wahre Arche Noah, da ist Alles drin, was kriecht und fliegt, und ich hab' mir einmal ausgedacht, wenn unsere ganze Cultur unterginge, und ein Gelehrter des vierten künftigen Jahrtausends findet eine solche Zeitung und versteht sie zu lesen, er könnte aus einem einzigen Blatte das ganze Fastnachtsspiel der großen Welt wieder aufbauen.

Ich will nun meine Zeitung lesen, und natürlich zuerst die Dienstnachrichten, da ruft der Vikar Mager:

„Ja, Herr Pfarrer, wie ist's denn? Wer predigt denn morgen? Ich meine, es wäre an Hochwürden!"

„Nein, es ist an Ihnen."

Der Streit geht hin und her. „Hopsa! da bin ich!" ruft mein Vikar plötzlich, wie wenn er eine Flasche entkorkt hätte; er schlug nun ein treffliches Auskunftsmittel vor. Es wird abgestimmt. Wir schließen natürlich den Lichtle aus, der Postexpedient, der Vikar und ich, wir bilden die Rathskammer, und einstimmig nach geheimer direkter Wahl wird beschlossen: Der Lichtle hat morgen das Wort. Er ist, wie gesagt, ein trefflicher Kamerad und läßt sich's gefallen. Er ging sofort ins Gasthaus auf sein Zimmer, um sich einen Text zu suchen und auszulegen.

Wir Drei vertheilten nun die Blätter der Zeitung, denn das ist brav von unserm alten Merkur, daß er nicht auf einer einzigen

großen Windel erscheint, in die sich ein langer Engländer einwickeln kann; Jeder hat sein Stück, und da lese ich, daß heute die letzte Ziehung der Frankfurter Lotterie ist, die beiden Haupttreffer stecken noch im Rad.

Nun haben wir unserer Vier ein ganzes halbes Loos gespielt. Ich weiß wohl, das Lotteriespielen soll nicht so ganz in Ordnung sein, aber wenn man so nebenaus sitzt in der Welt, man möchte doch auch etwas haben, was plötzlich kommen und sagen kann: Da bin ich und bringe dir etwas Absonderliches mit. Und unterhaltsam war's auch, wenn wir uns so ausgedacht haben, was wir mit dem vielen Gelde anfangen.

Die vier Theilhaber aber waren: der Vikar, meine Schwester Haushälterin, ich, und der vierte war der Tischler Schick oder auch des faulen Wendels Schick genannt. Den Namen hat er, wie du schon merkst, sich nicht selbst erworben, sondern geschichtlich ererbt, und zwar vom allerhöchsten Ursprung. Das war nämlich so: Der vorletzte regierende Fürst von Hechingen — du weißt doch noch, daß Hechingen auch einmal ein selbständiges Reich war? — also der regierende Fürst hielt im Herbst seine Treibjagd, bei welcher die Bauern mit Rasseln und mit Hollaho das Wild zusammenjagen mußten. Als die Jagd vorüber war, wurde den Bauern ein guter Trunk Bier gespendet und Brod und Käse dazu, droben auf dem Schlosse Lindig. Die Bauern lagern sich auf der Wiese und strecken alle Viere von sich. Da kommt der Fürst herab und sagt: „Bleibt nur liegen! Ich weiß, ihr seid faule Kerle. Ich möchte nur wissen, wer von euch der Faulste ist? Wenn ich den Faulsten wüßte, der bekäme als Preis einen Kronenthaler von mir."

Niemand wußte recht zu sagen, wie er sich als den Preiswürdigsten erweisen könnte. Da sagte der Nachbar, der neben Wendel auf der Wiese liegt, zu diesem: „Du, wenn ich den Preis bekomme, steck' mir ihn in die Tasche. Ich bin zu faul, daß ich's selber thue." — „O du!" entgegnete der Wendel und machte dabei kaum den Mund auf, „o du! Wie du nur bei der Hitzmüdigkeit noch so viel sprechen magst?" Und richtig, der Wendel Schick hat den Kronenthaler bekommen.

Wendel Schick war aber weit mehr Schalk als faul, er hat

sein Hauswesen in gutem Stande hinterlassen. Die drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn, erbten ein schuldenfreies Häuschen und einige Aecker. Der Sohn, der das Tischlerhandwerk erlernt hat, ist weit in der Welt herumgewandert, auf der einen Seite bis Constantinopel und auf der andern Seite bis Kopenhagen. Als er heimkam, fand er seine beiden Schwestern noch ledig; und nun lebte er fröhlich mit ihnen, richtete einen kleinen Kram ein und hatte für Freunde auch ein gutes Flaschenbier eingelegt. Sein Hauptvergnügen war das Stichbrandeln. Du kennst wohl das Kartenspiel zu Vier? Leider fehlte uns sehr oft der vierte Mann, und wer am Sonntag predigte, konnte den Abend vorher nicht spielen. Schon am Freitag Abend, als der Lichtle angekommen war, hatte ihm darum der Tischler Schick bereits auf der Straße gesagt: „Sie sind doch morgen Abend der Vierte?" Der Lichtle bejahte, er war der Vierte. Da hast du's ganz wörtlich, er war kein Spielverderber.

„Heute ist die Ziehung in Frankfurt," sage ich jetzt zum Vikar.

„O weh! Da treibt eben der Hirt die Schweine vorbei, wir sind wieder durchgefallen," lachte der Vikar. „Aber halt! Wir sollten uns einen Spaß machen. Wenn wir heute Abend — ich meine, es wird heut gar nicht Tag, der Abend fängt schon am Morgen an — wenn wir heut Abend zum Stichbrandeln beim Tischler Schick sind, muß ein Brief ankommen mit der Nachricht, daß wir gewonnen haben. Da sollt ihr einmal sehen, des faulen Wendels Einziger macht Sprünge von Constantinopel bis Kopenhagen."

Der Postexpedient war sehr gern bei der Hand. Der Vikar gab ihm einen der letzten Briefe des Collecteurs, und der Vetter schrieb mit geschickt nachahmender Handschrift:

Hochgeehrter Herr!

Wir freuen uns, Ihnen mittheilen zu können, daß Ihr Loos Nr. 17377 in heutiger Schlußziehung den Gewinn von einhunderttausend Gulden erhalten hat. Wir bitten um Ihre Ordre, ob Sie unter Vorlegung des Originallooses den Betrag nach Abzug der üblichen Procente hierselbst in Empfang nehmen oder ob wir Ihnen solchen in Baar nach dorten schicken sollen. Ferneren Aufträgen uns geneigtest empfehlend u. s. w.

Der Vetter hatte in der That eine sehr verführerische Geschicklichkeit. Er machte die Adresse und ahmte den Poststempel mit Bleistift sehr gut nach. Dann übernahm er es, beim Bettelvogt-Post-



meister nachzusehen, ob kein Brief für ihn da sei, um bei dieser Gelegenheit den nachgeahmten unter die anderen zu schieben.

Wohlgemuth saßen wir am Abend beim Stichbrandeln, da

kam der Bettelvogt und sagte: „Herr Vikar, ich bin im Pfarrhaus gewesen, da sagt man mir, Sie seien da; hier ist ein Brief an Sie."

Der Vikar nahm den Brief mit gleichgiltiger Miene. „Pah! Wieder so ein elendes Scriptum von dem Collecteur. Weiß schon: Bedauern sehr, Frau Fortuna sich unhold erwiesen, hoffen bei nächster Gelegenheit. Hier ein neues Loos . . . Genug."

Er steckte den Brief in die Tasche, ohne ihn zu öffnen, und rief: „Wer ist am Stich? Weiter im Spiel!"

Das Spiel war zu Ende, die Karten wurden neu gemischelt, da sagte der Tischler: „Herr Vikar, ich meine doch, wenn's erlaubt wäre, ich hab' doch auch Antheil, ich möchte drum bitten, wollen Sie nicht den Brief öffnen? Man kann ja doch nicht wissen."

„Pah!" erwiderte der Vikar, „es ist nichts, und ich habe den Grundsatz, ich öffne am Abend keinen Brief; man schläft schlecht drauf. Weiter im Spiel!"

Der Tischler bat dringender und der Postexpedient unterstützte ihn.

„Nun denn, wenn ihr wollt," rief der Vikar, riß den Brief auf und verletzte das Siegel sehr geflissentlich. Dann hielt er das Papier in der Hand, das zitterte und knitterte.

„Aufgepaßt! da ist was!" rief der Expedient. „Lesen Sie vor! Nein, lassen Sie mich lesen!"

Der Expedient erhielt den Brief, der Tischler stemmte beide Arme auf den Tisch, schaute mit großen Augen drein und der Vetter las. Er stellte sich mit großem Geschick, als ob ihm die Schrift nicht geläufig wäre, und beim Nennen der Nummer hielt er das Papier so nah ans Licht, daß es fast anbrannte. Aber der Tischler hatte Alles gesehen, und jetzt sprang er auf und warf das Kartenspiel, das er in der Hand hatte, an die Wand und rannte in der Stube hin und her und jauchzte: „Constantinopel! Kopenhagen! 'naus mit dir, du Hobel! Die ganze Welt ist abgehobelt! Schwester Lisbeth! Margreth! kommt herein!"

Die beiden alten Mädchen kamen herein, und er rief wieder, indem er den Hobel faßte und hinein blies: „Huidä! Nichts mehr gehobelt! Lisbeth! Constantinopel! Margreth! Kopenhagen! Fünfzigtausend Constantinopel! Ein halbes Loos macht fünfzig-

tausend. In vier Theile getheilt, macht auf jeden zwölftausend fünfhundert Kopenhagen! Fünfhundert rechne ich ab für Schmierale, für den Schleifstein; bleibt einem Jeden zwölftausend Constantinopel! tausend Dutzend Kopenhagen! Seid nur ruhig, ich mache



keine Verschwendung, bin nicht umsonst durch die halbe Welt gereist. Da, Lisbeth! Da, Margreth! Da habt ihr meine Hand. Jetzt will ich euch sagen, was ich vorhab', und da die Herren sind Zeugen. Ich führe aus, was ich mir vorgesetzt habe. Ich habe mir gelobt, wenn ich gewinne, bleibe ich drei Tage im Bett liegen, da=

mit ich keinen dummen Streich mache. Sollt sehen, ich weiß mich im Zaum zu halten. Und auf sichere Hypothek legen wir unser Geld an, auf Gemeinde-Hypothek, das ist das Beste; eine Gemeinde wird nicht bankrott. Herr Vikar! Herr Pfarrer! Wir lassen das runde baare Geld kommen, ein rundes Fäßchen mit runden Geldrollen drin, hartes Geld, lebendiges Geld. Und ich setz' mir ein Kegelspiel von Geldrollen auf. Juchhe! Constantinopel! Kopenhagen!"

Die ältere Schwester Lisbeth kam endlich zu Wort und konnte sagen: „Ich hab's gewußt, die Margreth kann mir's bezeugen, wie heut Morgen der Bettelvogt da vorüber gegangen ist, hat gerade der Schafhirt seine Heerde rechts gegen unser Haus getrieben, und da hab' ich gesagt: Margreth, paß auf, hab' ich gesagt, heut kriegen wir einen Glücksbrief, hab' ich gesagt."

„Red' nicht davon!" warf der Tischler ein, „bringt mir nur keinen Aberglauben ins Haus, sonst hat man ja im Glück keine Ruhe, und Ruhe ist jetzt in der Welt, tausend und tausend Meilen weit, von Constantinopel bis Kopenhagen!"

„Er hat Recht," entgegnete die Schwester Margreth, „die Schweine sind ja auch zuerst vorbeigetrieben worden."

„Ja, nur keinen Aberglauben," bestätigte der Expedient. Er war der Einzige, der die Keckheit hatte, drein zu reden, wir Anderen hielten es vor Verlegenheit nicht mehr aus und gingen davon in das Wirthshaus, wo der Lichtle abgestiegen war.

Dort hörten wir bald, daß der Tischler im Pfarrhaus sei. Er hatte inzwischen den Sohn meiner Schwester, die an den Lindenwirth in Steinen verheirathet ist, mit einem großen Krug ins Wirthshaus geschickt, daß er Wein hole; er wollte im Pfarrhaus auf uns warten, bis wir wieder kämen. Nun war uns die Sache doch nicht geheuer, und der Lichtle, der uns über unsern ungehörigen Spaß stark abkanzelte, übernahm es als Unbetheiligter, dem Tischler Aufklärung zu geben. Ich versprach ihm, die Einleitung zu machen.

Als wir dem Wirthe Gute Nacht sagten, beglückwünschte dieser den Vikar, indem er hinzufügte:

„Ihnen, Herr Vikar, wird's besonders lieb sein, daß Sie den Treffer . . ."

„Warum mir besonders?“

„Ha! weil der Credit doch auch manchmal ein Eisen verliert



und da ist's gut, wenn frisch beschlagen wird. Ich red' nicht von mir, ich rede nur von Anderen, und nehmen Sie es nicht für ungut.“

Der Vikar aber nahm es sehr für ungut, und auf dem ganzen Heimwege murrte er vor sich hin. Es verdroß ihn sehr, daß man schon lange nicht mehr an seinen Reichthum glaubte.

Wir kamen ins Pfarrhaus. Schon auf der Treppe klagte uns meine Schwester, daß wir da eine böse Geschichte eingebrockt hätten.



Der Tischler sei wie närrisch und wolle nicht vom Fleck. Mein Neffe, der bei mir zu Besuch war und wohl etwas von unserm Streich gehört, hatte ihm gesagt: „Euer Glücksvogel heißt nicht Habich, aber Hättich, den kriegt man auch nur, wenn man ihm Salz auf den Schwanz streut."

„O du," entgegnete der Tischler, „du willst Pfarrer werden

und bist so ungläubig? Dein Vater wird schon gern „hab ich" zu dem Vogel sagen. Er kann's brauchen und ich gönn's ihm."

Wir kamen in die Stube. „Herr Pfarrer," sagte der Tischler, und sein ganzes Gesicht glänzte, „ich habe eine Bitte: lassen Sie mich unsern Glücksvogel, unser Loos sehen."

Ich öffnete den Schreibtisch und übergab es ihm sammt dem Briefe, in dem es lag.

„Die Nummer ist richtig," sagte er und hielt den Brief zwischen beiden Händen, wie wenn er ihn liebkoste. „Ich hab' gefürchtet, es fehlt ein Aug' daran, und Ein Aug' gefehlt, wäre ganz gefehlt, wäre so gut, als wenn man um Tausende gefehlt hätte."

Ich nehme den Brief nochmals zur Hand und sage: „Seht einmal, mir kommt die Sache nicht geheuer vor. Es müßte schnell gegangen sein, wenn der Brief heute schon mit der gewöhnlichen Post da wäre. Da müßte ja eine Estafette, ein blasender Postillon gekommen sein, und seht einmal, die Schrift ist nicht gleich mit dem früheren und dem jetzigen Briefe. Vergleiche du einmal," sagte ich zum Lichtle, übergab ihm beide Briefe und ließ ihn nun machen.

„Ich bin verrathen," rief der Expedient und verließ die Stube, und Lichtle erklärte nun dem Tischler, daß der übermüthige Bursche einen tollen Streich gemacht. Er zeigte ganz genau, daß der Poststempel mit Bleistift nachgemacht sei.

Als ich die Mienen des Tischlers sah, bereute ich's tief, daß ich den Spaß zugegeben. Der Tischler ging ganz still davon und nahm beide Briefe sammt dem Loose mit.

Wir nahmen uns vor, den Spaß so weit als möglich wieder gut zu machen. Ja, wer hat aber so etwas in der Hand?

Der kleine Kram, den der Tischler führte, erhielt jeden Sonntag früh seine Zufuhr aus dem großen Laden des Kaufmanns Kori in Hechingen. Kori war ein höchst ehrenhafter, zuverlässiger Charakter, der das Vertrauen der ganzen Umgegend besaß. „Das ist so sicher, wie wenn's der Kori gesagt hätte," war eine Betheuerung, die überall so viel galt, als wäre sie verbrieft und besiegelt.

Nun wanderte jeden Sonntag Morgen der Schneider Schnurrer aus unserm Dorf nach Hechingen und holte für den Tischler Schick

einige Pfund Zucker, Kaffee, Cichorie, Lichter, Seife, Schwefelhölzchen, Essig, Baumöl, kurz, was man eben im Kleinverkauf braucht.

An diesem Sonntag in aller Früh kommt der Schneider Schnurrer zu Kori und holt das Uebliche.

„Guten Morgen, Schnurrer, was gibt's Neues in Burladingen?"

„Nichts, daß ich wüßte, aber doch, ja, das ist prächtig! Unser Herr Pfarrer hat in der Frankfurter Lotterie gewonnen."

„Pst! Pst! Still um Gottes willen! Saget das nicht so laut und saget das nicht weiter, keinem Menschen. Daß Ihr mir's gesagt habt, schadet nichts; aber wenn Ihr heimkommt, geht zum Pfarrer und berichtet ihm meinen Glückwunsch, und er soll sich ja recht in Acht nehmen, die Sache ganz geheim zu halten. Es ist ja in unserm Ländchen verboten, in der Frankfurter Lotterie zu spielen, und wenn's heraus kommt, nimmt der Staat Alles, was sie gewonnen haben, und vielleicht gibt's noch eine Strafe dazu. Vergesset ja nicht, dem Pfarrer zu sagen, daß er sich in Acht nehmen soll . . ."

Am Morgen hat der Lichtle meisterhaft gepredigt, und — was viel heißen will — seine Predigt hat fast eine halbe Stunde gedauert und war meinen Bauern nicht zu lang. Er weiß aber auch das Herz zu packen, daß man an gar keine Zeit mehr denkt.

Der Tischler war nicht in der Kirche gewesen und seine Schwestern auch nicht. Wir schickten meinen Neffen zu ihm und hörten, daß er im Bette liegen geblieben, aber er sei nicht krank.

Mir war das räthselhaft. Glaubt er doch noch an den Gewinn und will seine Clausur halten?

Als der Nachmittagsgottesdienst vorüber war, machten wir Männer uns allesammt auf den Weg nach Steinen, um meinen Neffen, der am Montag wieder zur Schule sollte, zu seinen Eltern zu bringen.

Wir sind noch eine gute Strecke von Steinen entfernt, da sehen wir meinen Schwager und meine Schwester uns entgegen kommen. Meine Schwester, eine große, starke Frau, hebt von ferne die Hände empor und schlägt sie in freudiger Bewegung zusammen. Ich sage zu meinem Neffen: „Deine Mutter freut sich recht, daß du wieder heim kommst."

Wir kamen bei den Entgegengehenden an, und mein Schwager, meine Schwester wünschen mir Glück. Ich hatte gar nicht Zeit, etwas zu erwidern.

„Jetzt, Hochwürden," sagte mein Schwager Lindenwirth, „jetzt, Hochwürden, müssen Sie mir dazu helfen, das Rößle in Hechingen zu kaufen; dreitausend Gulden bekomm' ich für mein Anwesen und zweitausend geben Sie mir dazu, und dann können wir den Jungen gut in die lateinische Schule schicken, und er soll Geistlicher werden, wie Sie."

Ich entgegnete, daß es ein Irrthum sei, ich hätte nichts gewonnen.

„Vor mir brauchen Sie nichts zu verhehlen, ich werde nicht der Narr sein und es der Regierung verrathen. Ich bin noch heute Morgen beim Kaufmann Kori gewesen. Er hat mir ernst eingeschärft, Sie sollen sich ja recht in Acht nehmen; aber bei mir sind Sie sicher."

Was nützten alle meine Betheuerungen? Der Kaufmann Kori hat's gesagt, und der hat noch nie in seinem Leben eine Unwahrheit gesagt.

Als wir in der Linde ankamen, nahm mich meine Schwester in die Nebenstube und weinte vor Glückseligkeit, daß ich in der ganzen Familie nicht nur ein Glück für die Ewigkeit sei, sondern auch für die Zeitlichkeit. Sie ließ mich gar nicht zu Wort kommen und pries die Eltern im Himmel und beklagte, daß sie nicht mehr da seien. Sie gelobte für sie eine Wallfahrt nach Einsiedeln.

Und von da fing's an, daß ich von der Geschichte einen Gewinn machte, aber einen schlimmen; ich that Blicke in die Menschenseele, die gar nicht erquicklich sind. Ich war der Stolz meiner Familie und vor Allem meiner Schwester, der Lindenwirthin, die einen richtigen und guten Verstand hatte. Wie drehte sich aber das jetzt Alles! Sie klagte zuerst, daß ich so mißtrauisch sei; sie wollte wissen, womit sie das verdiene, und als ich ihr betheuerte, daß ich ihr nichts Außergewöhnliches beisteuern könnte, da war sie nahe daran, mich hartherzig zu schelten.

Was sollte ich thun? Sollte ich meine Aussage mit einem Eide bekräftigen? Ich war unwillig, daß man mir nicht auf mein

Wort glaubte. Da sah ich's nun: mein Leben lang habe ich mit Aufopferung Alles geleistet für meine Angehörigen; jetzt, da ich einmal zu versagen schien, war Alles vergessen und ausgelöscht.

Ich ließ den Wein stehen, der bereits eingeschenkt war, und machte mich wieder auf den Heimweg.



Es war kein guter Blick, mit dem Schwager und Schwester mir nachsahen, als ich mit dem Vikar, dem Expedienten und dem Lichtle wieder heimwärts ging.

Unterwegs begegnete uns der Schneider Schnurrer, der mich bei Seite nahm und mir heimlich den Glückwunsch und die Warnung des Kaufmanns Kori mittheilte.

Sollte ich auch diesem Manne sagen, daß Alles nur Täuschung? Sollte ich von Haus zu Haus, von Mann zu Mann gehen und sagen: Liebe Leute, mein Vetter Expedient hat einen unnützen Streich gemacht, und ich hab' ihn nicht verhindert? Die Regierung strafte mich nicht, ich hatte aber schon mein Theil Strafe, und ich muß sagen,



daß es mir jetzt, wo es offenkundig war, schwer aufs Herz fiel, eine Umgehung des Gesetzes auf mich geladen zu haben.

Ich dankte beschämt dem Gruße aller Begegnenden, denn ich wußte, Jeder denkt: Unser Pfarrer spielt in der Lotterie. Freilich wünschten sie mir Alle heimlich Glück, aber ich meinte, ich könnte nicht mehr predigen, daß man Noth und Armuth geduldig tragen und das Gesetz heilig halten solle.

Jener Sonntag war einer der widerwärtigsten meines Lebens.

Ich klagte dem Lichtle meine Noth. Dieser sagte mir, daß ich gerechte Strafe erleide, ich solle es aber nicht so schwer nehmen; dabei tröstete er mich auch, daß die Menschen nicht so viel denken als der Betroffene selber. Der Vikar indeß blieb dabei, daß die Geschichte einmal lustig angefangen habe und auch lustig durchgeführt werden müsse.

Am Montag früh kam wieder die Zeitung, aber kein Brief. Nun war an diesem Montag Dekanats-Conferenz im Löwen zu Hechingen, du kennst ja das Wirthshaus in der unteren Stadt am Kreuzweg. Ich kam mit dem Lichtle und dem Vikar dort an. Wir sind die Ersten, die eintreten.

Im Löwen ist auch die Post, und da liegt auf dem großen Tische ein Sack mit tausend Gulden, adressirt an Joseph Mayer. So hieß ein jüdischer Kaufmann in Hechingen. Ein Amtsbruder tritt ein, er gratulirt dem Vikar, und dieser sagt: „Bitte, sprechen Sie nicht weiter davon. Sehen Sie, das sind die ersten tausend Gulden, die angekommen.“ Er legte die Hand auf die untere Schrift, so daß nur der Name zu lesen war.

Nun kamen bald viele Amtsbrüder, und die Conferenz begann.

Als die Conferenz beendigt war und wir wohlgemuth bei Tische saßen, merkte ich, daß der erste Amtsbruder dermaßen Verschwiegenheit gehalten, daß sämmtliche Diöcesangenossen mich bestürmen, ich müsse einen Satz geben. Ich erkläre nun, allerdings ohne den Expedienten bloßzustellen, daß Alles nur Scherz und ich nichts gewonnen habe. Indeß lasse ich doch vier Maß Wein aufsetzen. Man verlangt Champagner, aber das ist mir doch zu viel.

Und solltest du es glauben? Ich habe durch den übermüthigen Scherz eine sehr demüthigende Erfahrung gemacht: Ich sehe, die Menschen halten viel mehr auf mich, weil ich reich bin. Mein persönlicher Werth, auf den ich mir manchmal im Stillen etwas einbilden wollte, bekam ein neues Gewicht, ja wurde weit überwogen von der Vorstellung der Menschen, daß ich reich sei.

Das habe ich an jenem Tage und später noch mehr erfahren. Daß ein Mann von Reichthum so eifrig in seinem Berufe, das galt für besonders ehrenvoll, und Alles, was ich sagte und that,

hatte noch ein besonderes Gewicht. Daneben mußte ich natürlich auch manchmal hören, daß ich sehr karg und knauserig sei. Das Elend, das rings um mich her war, bedrängte mich nun täglich und stündlich. Ich spendete größere Gaben, ich legte mir manche Entbehrungen auf, aber alle milden Gaben wurden sehr gering angesehen.



Bald kam eine neue Drehung, die mich wie im Wirbel umhertrieb. Ich hatte mit dem Schicksal gespielt, und nun hat das Schicksal mit mir gespielt.

Am Dienstag früh erhielt der Vikar eine ganze Heerde Briefe, wie das der Bettelvogt nannte. Von allen Seiten her kamen Zuschriften, die dem Vikar Glück wünschten, und darin lagen Rechnungen. Anfangs wollte er sich darüber lustig machen, daß er bei so vielen Menschen so gut angeschrieben sei, aber bald verdroß es

ihn doch sehr, wie er sah, daß er keinen Credit mehr habe, und das, was er noch besaß, reichte kaum hin, um die vielen leichtsinnigen Schulden zu bezahlen.

Vom Tischler hörten wir gar nichts mehr; mir war die Sache nicht recht geheuer; warum liegt er denn jetzt noch im Bett, da er nicht in Gefahr ist, mit seinem Gewinnst einen dummen Streich zu machen? Ich drang darauf, daß ich ihn sprechen müsse, und nun zeigte sich, daß er gar nicht im Bett gelegen. Die Schwestern sagten mir, er sei verreist; wohin? Sie behaupteten, es nicht zu wissen.

Es war am Donnerstag früh, der Lichtle kam eben und wollte Abschied nehmen, da kam der Tischler zu mir ins Haus und sagte mit fröhlicher Stimme: „Tausendmal guten Morgen, Herr Pfarrer."

„Was ist? Wo seid Ihr gewesen?"

„In Frankfurt, Ich hab' das Geld selber geholt."

„Das Geld? Was für ein Geld?"

„Unser Geld."

„Unser Geld? Wie viel denn?"

Der Tischler machte eine lange Pause, dann sagte er:

„Rathen Sie einmal."

Jetzt war Ich daran, von ihm geschraubt zu werden, und er stellte endlich drei Rollen vor mich auf den Tisch, jede zu tausend Gulden, und sagte:

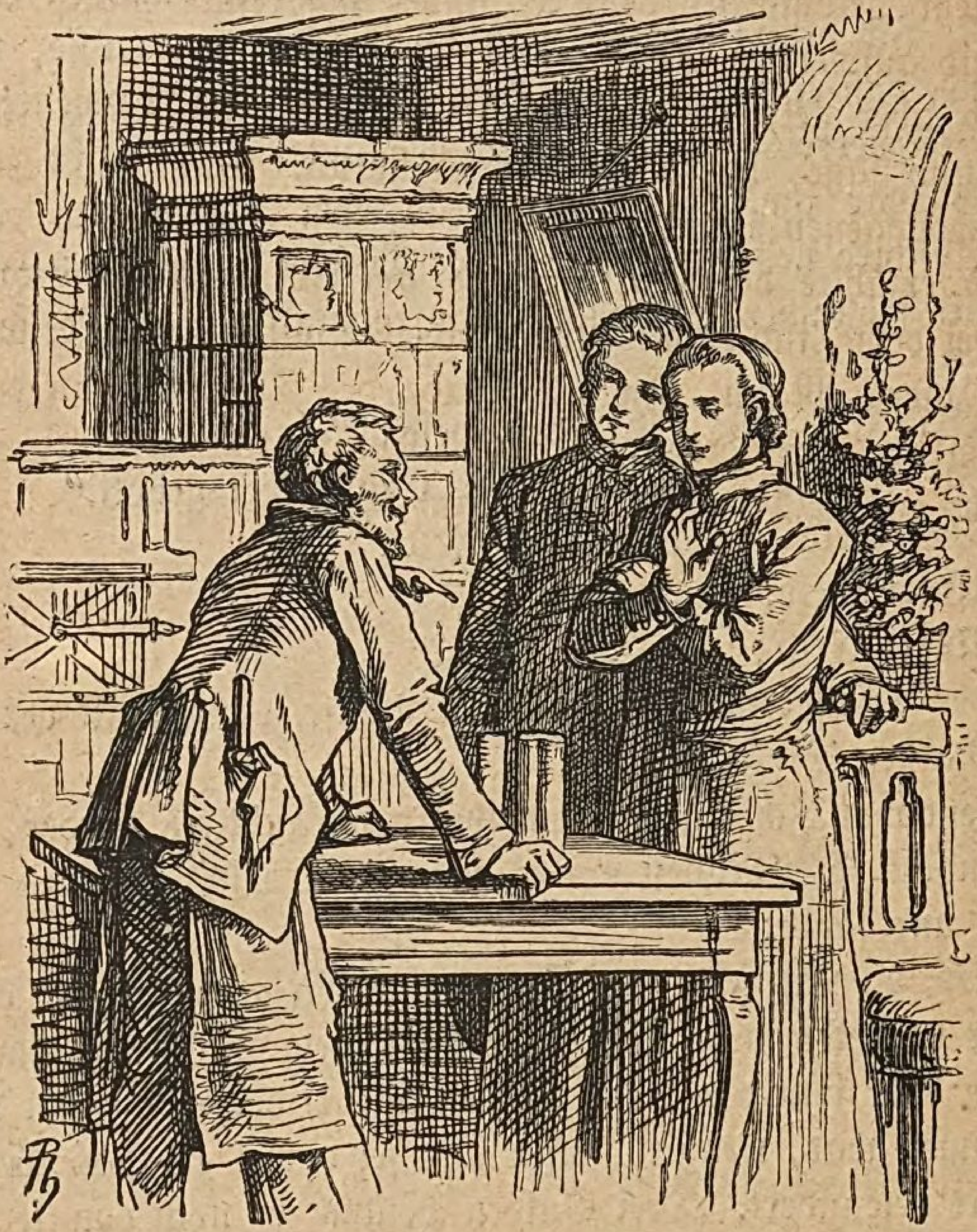
„So, da sind Ihre drei Theile, das Meinige habe ich daheim."

Er berichtete nun, daß er auch mit dem Bettelvogt umzugehen wisse; er habe ihm den Brief an den Vikar, der richtig am Montag angekommen war, weggenommen und sei damit gerades Wegs nach Frankfurt gewandert. Drei Gulden bekäme er noch von jedem Gewinn heraus, denn zwölf Gulden Unkosten habe er gehabt.

Solltest du es glauben? Aber es ist so. Mir erschien der Gewinn, der doch nicht unbedeutend war, viel zu gering, und solch eine teuflische Macht liegt im Gelde, das ich sofort dem Tischler mißtraute; es ist gewiß weit mehr, was wir gewonnen haben, aber wie soll ich jetzt die Wahrheit herausbekommen? Ich kann mir freilich die gedruckte amtliche Gewinnliste kommen lassen, aber mir schauderte schon vor dem Rechtsstreite mit einem Gemeindeangehörigen, und er

ließ sich eigentlich nicht verfolgen, denn die Sache darf ja nicht ruchbar werden. O, es ist eine böse Geschichte, wenn sich der Geldsack an die Seele hängt!

Es hat sich thatsächlich erwiesen, daß der Tischler als grundehrlicher Mann gehandelt. Als ich meiner Schwester in Steinen



mehrere hundert Gulden gab, bedankte sie sich kaum, und als ich nach und nach meinen ganzen Gewinnst und den meiner ledigen Schwester an Verwandte und Arme verzettelt hatte, wollte man immer Reichlicheres von mir haben, und ich verwünschte die ganze Geschichte mehr als tausendmal.

Der Vikar war am übelsten dran; er konnte geraume Zeit den Aerger nicht verwinden, daß er eigentlich keinen Credit hatte, und oft=

mals sagte er: „Niemand als ich könnte besser darüber predigen, wie es in der Ewigkeit sein muß, wenn man für vergessene Genüsse die Rechnungen zu bezahlen hat. Das ist wie alte Wirthshausschulden."

Bald aber ward er wieder der lustige Kamerad von ehedem und ist lustig gestorben. Noch eine Stunde vor seinem Tode ahmte er das Ausziehen des Propfens nach. Ich habe seitdem keinen Vikar mehr bekommen, denn es findet sich keiner mehr, der noch eigen Geld aufwenden kann.

Ich aber gelte bis auf den heutigen Tag für reich, und was ich thue und sage, hat weit mehr Nachdruck. Das sind die Zinsen meines verflogenen Kapitals . . .

So erzählte der Pfarrer, und am Abend machten wir einen Besuch bei dem Tischler und stichbrandelten mit ihm; der Schullehrer war der vierte Mann. In der Stube des Tischlers hängen schön eingerahmt drei Städtebilder: rechts Constantinopel, links Kopenhagen und in der Mitte Frankfurt am Main.

Schule und Leben.

Aus den Denkwürdigkeiten eines deutschen Familienvaters.

Wenn im Frühling die Erde neu ergrünt und blüht, dann erquickt sich Auge und Herz an jedem Halme, an jeder mälig sich entfaltenden Knospe. „Schau, wie's hier schon so weit ist — und hier! und hier!" ruft man einander zu beim Gang ins Freie, und jedes Zwitschern und Singen von den Bäumen ruft das tiefste Herz an. Aehnlich ist es bei der Wahrnehmung vom ersten Erwachen der Kindesseele, zumal wenn sie eintritt in das lebendige Reich des Wissens. Da sind quellende, treibende Kräfte, man weiß nicht, wohin der erfreute Sinn zuerst sich wenden soll.

Welch eine große Wandlung geht mit dem Kinde in der ersten Zeit des Schulunterrichts vor! Plötzlich, als reine Thatsachen, bekommt es die großen Errungenschaften des Menschengeistes, an welchen ganze Völker und ihre edelsten Geister Jahrhunderte gearbeitet haben: die Buchstabenschrift und die Zahl. Das ist eine Erbschaft aus der Vergangenheit, aus der Vorarbeit der Menschheit, der keine zweite mehr gleichkommt, so hoch auch das Wissen steigt...

Richard hatte nun fast gar kein Interesse mehr als seine Schule.

Die Großmutter mußte ihre Brille aufsetzen und zu Hause mit ihm buchstabiren. Sie erschrak fast vor der neuen Welt, die ihr hier sich kundgab, sie erschien ihr gar wunderbar. Aber sie fand sich in ihrem feinen Sinn — der nicht, wie so oft, die alte Zeit im Gegensatze zur neuen lobte — bald darein, und als sie hörte und einmal in der Schule selbst sah, wie man den Kindern die Zahl durch die Reihe

der hölzernen Kugeln veranschaulicht, die auf einem eisernen Stabe laufen, und wie leicht sie da addiren und subtrahiren lernen, und wie man ihnen Bilder und Gegenstände vorführte, um sie aus der Anschauung der Merkmale finden zu lassen, da sagte sie: „die Welt wird immer gescheiter!"

Sie hatte es anfangs unrecht gefunden, daß Richard nicht am ersten Tage seines Schulbesuches — wie vordem ihr geschehen war — Zuckerwerk vom Lehrer bekommen hatte. Sie verstand es aber recht wohl, daß wir heute in einer strengeren Welt leben, wo die Menschen schon frühe daran gewöhnt werden müssen, nicht durch Schmeicheleien uud Süßigkeiten in den Kreis ihrer Pflichten eingeführt zu werden. Von der ersten Stufe der Pflicht bis zur letzten müssen die Menschen daran gewöhnt werden, nicht nach einer äußeren Belohnung auszuschauen. Der reine Gedanke und das innere Bewußtsein muß das Genüge bilden.

Doch ich will nicht vorgreifen, ich stehe in Gedanken schon am Schluß meiner heutigen Aufzeichnung.

Ich besuchte Richard oft in seiner Schule und hatte meine herzliche Freude an dem jugendlich frischen Lehrer, einem Manne von umfassender Bildung, der sich aber mit reiner Liebe dem ersten Unterricht und dem ersten Erwecken der Kindesseele hingab.

In größeren vielklassigen Schulen sollte immer ein junger Lehrer in der ersten Blüthe seiner idealen Kraft zum Elementarlehrer genommen werden.

Der Lehrer Richards war immer geweckt und behend, im vollen Einsatze seiner geschlossenen gesammten Kraft, und dieses volle Dabeisein machte auch die Kinder lebendig. Er war zutraulich und doch fern von allem Spielerischen und Süßlichen, und ich erkannte, daß er nicht nur guten Herzens, sondern auch klugen Geistes war.

Da waren zwei Knaben, die sich in der ersten Zeit beständig störrisch und verdrossen benahmen und auf alle Fragen, auch auf die einfachsten und natürlichsten, gar keine Antwort gaben. Der Lehrer ließ sie gewähren. Er zerrte nicht an ihnen, um sie in die Gemeinsamkeit einzureihen; antwortete einer der Knaben auf seine Fragen nicht, so ging er weiter, sagte höchstens: „du mußt besser aufpassen!" Noch war die Woche nicht vorüber, als diese störrischen Knaben zu

den aufmerksamsten gehörten. Sie wollten jetzt auf alle Fragen immer allein antworten. Er fuhr dann dem Einen oder dem Andern leise mit der Hand über den Kopf und sagte: „Es ist recht, daß du antworten willst; es ist aber jetzt an einem Andern.“ Die Knaben mußten sich nun auch bescheiden lernen, und er kam weder auf ihre frühere Störrigkeit noch auf ihre jetzige Theilnahme zurück.

Ich sprach mit dem Lehrer über sein Verfahren, und er berief sich auf den höchsten pädagogischen Grundsatz: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! Man muß den natürlichen Drang der Kinder nach Belehrung, Liebe und Anschluß abwarten und die Kleinen gewähren lassen, nicht sie drängen und treiben, nicht ihnen zu essen aufdringen, wenn sie gar keinen Hunger haben. Kommen müssen die Seelen der Kinder und nicht getrieben und gejagt werden, dann sind diese Seelen offen für alle Liebe und alle Erkenntniß. — Als ich ihn fragte, warum er den Störrischen nicht wenigstens ihr Unrecht gezeigt habe, sagte er:

„Man ist bereits auf dem Irrwege, von dem man schwer wieder zurückkommt, wenn man den Kindern ihr Benehmen erklärt und sie durch eigene Einsicht und Verantwortlichkeit auf den rechten Weg führen will. Das gelingt nur selten und macht die Kinder schwergemuth, wenn die Mahnung in sie eindringt, oder andernfalls leichtfertig darüber weggehend. Das Beste ist, sie in die gesammte Disciplin einzuführen, so daß sie in gleichem Schritt und Tritt mitgehen, ohne es eigentlich zu wissen. Die Pflichtgewohnheit muß der Boden sein, auf dem sich später die Blüthe des Pflichtbewußtseins entfaltet.“

Immer mehr liebte und bewunderte ich den frischen Jugendmuth des Mannes, seine klare Einsicht, die sich den Kindern gegenüber aber nie im Auskramen von großen Grundsätzen gefiel, sondern eben diese Grundsätze als That erscheinen ließ.

Mehrmals brachte Richard in der ersten Zeit ein geschriebenes Lob mit heim. Er that sich nicht wenig darauf zu Gute und erzählte von seinen Großthaten, und die Art, wie er die Schöpfungsgeschichte und die Geschichte des ersten Menschenpaares erzählte, machte der Großmutter die Thränen über die Wangen rinnen. Manchmal schüttelte sie aber auch den Kopf und sagte mir heimlich: „Ich meine,

man macht jetzt die Kinder zu frühe gescheit, und nun gar das viele Rechnen, das macht sie ganz zu berechnenden Menschen." Sie lächelte, als ich ihr diese Furcht zu widerlegen suchte, aber bekehrt war sie nicht.

Was Richard von nun an sprach, oder ein Wort, das er hörte, zerlegte er sich in Buchstaben. Der Schulunterricht ging ihm den ganzen Tag nach.

Er hatte wohl von älteren Schulknaben gehört, daß die Lehrer bisweilen ungerecht seien und irgend einen Schüler mit guter oder böser Voreingenommenheit behandeln; auch Richard brachte manchmal Derartiges vor, und ich hatte viele Mühe, die Frauen davon zurückzuhalten, sich nicht von ihm erzählen zu lassen, was und wie Alles geschehen sei. Ich schlug jedes Klagebringen mit der in entschiedenem Tone gesprochenen Bestimmung nieder: „Der Lehrer hat Recht!"

Ich glaube, daß dies der oberste Grundsatz im Elternhause bei allen Schulberichten der Kinder sein sollte.

Sobald man auf Bedenken und Erwägen, auf Untersuchungen u. s. w. sich einläßt, ist das Band zwischen Schule und Haus zerrissen.

Die Zuversicht, daß die Lehrer auf diesen Grundsatz im Elternhause rechnen können, dies soll und muß aber auch die Lehrer zu verdoppelter Gewissenhaftigkeit bestimmen.

Eines Morgens weinte Richard, als er in die Schule gehen sollte, und ich muß sagen, ich ward böse, als die Großmutter fragte: „du bist wohl krank? du siehst so blaß aus!" und die Mutter hinzusetzte: „wo fehlt es dir denn?" Richard war schon bereit, sich diese Besorgniß zu nutze zu machen und irgend ein Unwohlsein vorzuschützen. Ich sah das und sagte ihm, er möge nur ehrlich sagen, welche Strafe er bekommen habe oder welche er erwarte. Nun kam's nach vieler Mühe heraus. Meine Zuversicht hatte ihn erschreckt, und er gestand, daß er einen schweren Tadel bekommen habe, weil er gelogen hatte.

Ich begleitete ihn nun in die Schule und dort hörte ich, daß der Knabe sich in wunderlichster Weise eine Flunkerei angewöhne. Ich sagte im Beisein des Knaben dem Lehrer, wie streng er das ausrotten müsse und wie ich in jeder Weise dazu helfen wolle.

Der Lehrer bat mich, die Sache als abgemacht anzusehen und nicht mehr weiter darauf zurückzukommen. Ich willfahrte gern. Die Großthuereien Richards hörten aber von da an auf. Während des ganzen Winters war er, seine natürliche Wildheit abgerechnet, folgsam und gut. Gern erzählte er von Freundschaftsbündnissen, die er zu Schutz und Trutz gegen die Gefahren der Straßenüberfälle geschlossen habe.

Die Osterzeit kam heran, und Richard sagte oft, daß die Eltern und die Großmutter zum Examen kommen müßten.

Am Morgen des Examens brachten wir Drei ihn nach der Schule.

Die Großmutter hatte in Gewißheit dessen, was ihr bevorstand, ihr Taschentuch in der Hand behalten und bald trocknete sie ihre Freudenthränen, als sie Richard nach dem ersten hellen Gesang ein kleines Gedicht vortragen hörte.

Bei allen Unterrichtsgegenständen wurde Richard immer aufgerufen, wenn ein Kamerad oder mehrere eine Frage nicht zu beantworten wußten. Der Blick, mit dem mich die Mutter dann immer ansah und die Hand meiner Frau drückte, das bleibt mir unvergeßlich.

Das Beste kam aber noch zuletzt. Richard erhielt als Preis ein schönes Lesebuch, sein Name wurde laut verlesen, und der Geistliche, der als Schulinspektor zugegen war, gab ihm die Hand.

Ich muß sagen, auf mich machte diese erste Prüfung einen traurigen Eindruck. Vieles war freilich gut; aber die Art, wie man die Kinderseelen mit unverständlichen Dogmen anfüllte, das ist doch, gelindestens gesagt, eine Grausamkeit. Empfinden sie, was damit gemeint ist, und grübeln sie darüber, so bringt man gleich in die früheste Jugend entweder eine Schwärmerei oder das tiefste Elend der Zweifelsucht. Plappern sie aber die Worte nur nach, so hat man den Grund zur tiefsten Lügenhaftigkeit gelegt. Die Kinder sagen da Dinge, die sie weder begreifen sollen noch begreifen können, und doch soll das den Eindruck machen, daß diese Lehren in ihrer Seele leben, und die Hörer sollen ihnen das glauben. Noch ganz unbewußt, noch ganz verhüllt wird hier der Grund zu jener Lügenhaftigkeit und Phrasenhaftigkeit gelegt, womit so viel Millionen Menschen vor sich selbst und vor ihren Mitmenschen in Unwahrheit stehen.

Bevor in der Seele der Dämmer des Bewußtseins aufgeht, sollte man das Kindesherz mit all den großen Räthselfragen und all den geistigen Scheidewänden der Menschheit verschonen. Das ist doch das Geringste, was man verlangen kann.

Da ich dies hier in der Versammlung nicht aussprechen konnte, so glaube ich, daß etwas von meiner Mißstimmung in das Gespräch überging, das ich nach geschlossener Schulprüfung mit dem Director, dem Lehrer und dem Geistlichen hielt. Ich äußerte meine entschiedene Gegnerschaft gegen jede Preisertheilung. Es wird die wahre Sittlichkeit gehindert, wenn man für die rechte Pflichterfüllung äußere Belohnung bietet. Ich kam da in das theologische Revier und zog mich schnell zurück. Ich erklärte nur aus allgemeinen Vernunftgründen, daß es ein böses Unterfangen sei, den äußeren Ehrgeiz zu reizen. Das fängt hier klein an und geht hinauf bis zu Orden und hohen Stellungen. Ich habe in Frankreich während der Herbstferien Hunderte von Knaben mit Preismedaillen an ihrem Rocke in Städten und Dörfern gesehen. Hier liegt das Grundübel des französischen Volkes — es ist der äußerliche Ehrgeiz! Nicht was man in sich und vor sich selbst ist, gilt bei den Franzosen als das Wesentliche, sondern als was man vor der Welt erscheint. Es wäre ein tief trauriges Unternehmen, wenn man die innere Ehre des deutschen Herzens zur äußeren Ehrsucht verwandelte.

Ich galt den Herren wahrscheinlich als ein Schwärmer oder als ein Revolutionär. Auch meine Mutter war sehr unzufrieden mit mir, als ich darauf drang, es solle von dem Preise, den Richard erhalten, zu Hause gar keine Rede sein.

Ich wollte dem Kinde natürlich keinen Zwiespalt zwischen den Gesinnungen der Schule und denen des Hauses einpflanzen. Ich gab ihm nur zu verstehen, daß es recht sei, wenn er seine Pflicht erfüllt, und als er sagte: „Nun darf ich auch als Belohnung auf acht Tage zum Onkel aufs Landgut" — oder: „du kaufst mir nun ein Pferd," und was er alles für Wünsche hegte, da sagte ich, daß ich ihm erlaube und ihm kaufe, was ihm gut ist — aber nicht als Belohnung!

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.



Freundesproben.

Wo ich seine Unterschrift sehe für eine öffentliche Sache, setze ich ohne Weiteres meinen Namen darunter.

B. Wenn ich bei ihm, mit ihm bin, fühle ich immer, daß ich ein besserer Mensch bin. Sein Edelsinn weckt das Beste, was in der Seele schlummert. Der Umgang mit ihm hat etwas Belebendes und Nahrhaftes zugleich.

A. Sein Wesen ist so haltungsvoll aufrecht; wenn ich entfernt von ihm nur an ihn denke, richte ich mich stramm in die Höhe.

B. Mir ist er der liebste Genosse in der Freude. Er gibt Allem eine edlere Weihe.

A. Und ich habe gefunden, daß er ein Freund in der Noth, helfend, rathend und im besten Sinne des Wortes theilnehmend; er nimmt einen Theil des Ungemachs auf sich und erleichtert damit die Last.

B. Ja, als er mir auf meinem schwersten Lebesgange still die Hand auf die Schulter legte, da fühlte ich, er wollte damit sagen: „Ich möchte dir von meiner Kraft geben“ — und er gab mir damit Kraft.

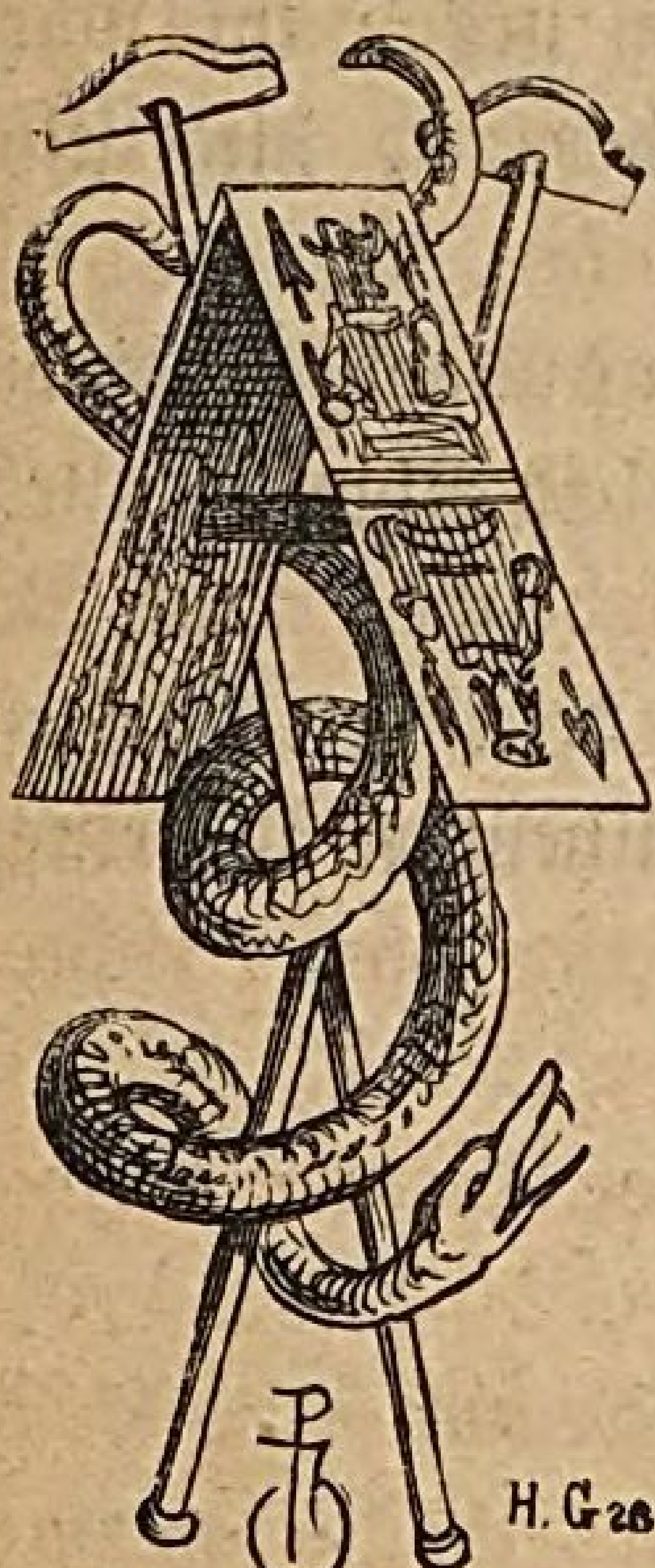
A. Eine Kränkung, eine Mißkennung, die ihm geschieht, ist mir wie eigene Kränkung und Mißkennung, und er selber duldet es nicht, daß in seinem Beisein ein Unwort gegen einen Freund ausgesprochen wird. Wo Andere schnell verurtheilen, sagt er: „Da mein Freund dies gethan oder gesagt, muß er einen Grund haben, den wir noch nicht kennen, der ihn aber gewiß rechtfertigt oder entschuldigt.“

B. Ja, er ist die Treue selbst. Und wenn meine Todesstunde kommt, so möchte ich, daß er mir vor Augen wäre. Ich weiß, es wäre mir Trost und Hülfe.

So sprachen sie von einem Manne, der noch lebt und wirkt.

Sieh nun, lieber Leser, ob du einen Menschen hast, von dem du das Eine oder das Andere bekennen magst. Ist dies der Fall, dann bist du glücklich; kannst du aber alles das von ihm sagen, dann bist du glückselig.

Hülfe gegen einen Unverschämten.


H. G. 28

Andere Zeiten! Ja, man wird in künftigen Tagen sich kaum mehr eine Vorstellung davon machen können, welch eine aller Sitte und allen Anstandes entledigte Bande sich in den deutschen Badeorten zur Zeit der Spielbanken am hellen Tage tummelte. Das geheime Laster wird nie zu vertilgen sein, aber es ist schon viel damit gewonnen — denn das Laster ist dadurch gebrandmarkt, wenn es sich geheim halten muß.

Nun aber spazierte, ritt und fuhr da der Auswurf der menschlichen Gesellschaft in allerlei kecken Trachten, und dazwischen gingen Frauen strenger Sitte und Männer ernsten Berufes, Richter und Geistliche, und es läuteten

die Glocken zur Kirche und hohe Herren sahen vergnüglich drein und erlustigten sich an dem Treiben.

Wenn wir heute lesen und in Zahlen vernehmen, welch ein zuchtloses Treiben auf dem Concilium zu Constanz war, wo sie Johannes Huß verbrannten, schaudern wir und finden es kaum glaublich, und doch haben wir's erlebt, daß die Spielpächter Wohlthätigkeits-Concerte gaben, Kirchen bauten.

Wie gesagt, das ist nun vorbei und wird später kaum geglaubt werden.

Eine entschlossene Geistesgegenwart von einem Mädchen sei nur noch bei dieser Gelegenheit verzeichnet.

Die Tochter eines angesehenen Bürgers von Berlin, ein siebzehnjähriges Mädchen, frischen und munteren Antlitzes, war in Baden-Baden, und da sie die Gabe hatte, Landschaftsbilder zu zeichnen, ging sie eines Morgens in der Frühe mit ihrer Zeichenmappe durch die Lichtenthaler Allee nach einem Punkte, den sie sich Tags vorher ausersehen hatte.

Ein junger Mann mit den Manieren und dem Aussehen eines eleganten Wüstlings verfolgte sie, ging mehrmals rasch an ihr vorüber und kehrte wieder um, ihr keck ins Antlitz sehend.

Als er nun wieder mit zudringlichem Blicke neben ihr war, nahm das Mädchen rasch entschlossen die Börse heraus, hielt ihm eine Münze hin und sagte: „Hier!"

Der Wüstling erzitterte und das Mädchen ging ungestört seines Weges. Sie hat aber nachmals bekannt, daß ihr diese Abwehr alles Blut im Herzen zusammen drängte.

Hoffentlich ist nun fortan die Sittsamkeit in deutschen Landen einer solchen, auch nur durch den Versuch beschmutzenden Zudringlichkeit nicht mehr preisgegeben.

Blicke in Kinderherzen.



Mittheilungen einer Mutter.

---

1. Der Vater ist nicht nur Vater.

Der Vater bringt den Knaben in die Schule. Er übergibt ihn der großen Welt und lehrt ihn dieselbe kennen und verstehen. Ja, der Vater ist für das Kind unmittelbar der Vertreter des großen Weltzusammenhanges.

Das Kind betrachtet sich die Mutter als ihm zugehörig, als von Natur zu seiner Wartung und Pflege bestimmt; die Mutter ist für das Kind allein da. Sie genießt daher in der Regel weniger Respekt, aber weit mehr Liebe. Die Mutter ist eben nur Mutter. Aber der Vater ist nicht nur Vater; er ist zugleich noch etwas Anderes in der Welt, er

ist Doktor oder Schuster, Maurermeister oder Advokat, Kutscher oder General, kurz — er ist noch etwas mehr als Vater, und wenn auch das Kind natürlich kein Gefühl oder wenigstens kein besonderes Verständniß von der Würde und Bedeutung des Vaters in der Welt hat und seinen Respekt nicht darnach abmißt — das wäre traurig —, so hat das Kind doch das Gefühl, daß der Vater etwas aus der Welt mit heim bringt. Nicht nur, daß er durch seine Thätigkeit Speise und Trank, Wohnung und Kleidung erwirbt, das Kind empfindet überdies: der Vater ist nicht für mich allein da.

Mir wird das ganze Verhältniß immer neu klar, wenn ich allein mit meinen Kindern esse und der Vater nicht am Tische ist.

Ich habe, wie so viele Mütter, die Gewohnheit oder auch die Bequemlichkeit, dann, wenn wir allein sind, kein so geordnetes Mahl herzurichten. Ich esse mit den Kindern eine ihrer Lieblingsspeisen, und das ist meist Milchreis; es wird nicht so streng geregelt gedeckt wie sonst, und wie gesagt, die Kinder sind dann bei Tische weit weniger in Zucht zu halten.

Ich glaube, daß ich ein Mittel gefunden habe, um den Kindern wenigstens in Etwas die unsichtbare väterliche Gewalt ins Gedächtniß zu rufen: ich lasse, so oft mein Mann nicht bei uns zu Tische ist, nicht nur seinen Platz unbesetzt, wie das auch früher immer geschah, es wird auch Stuhl und Gedeck hingestellt, als ob er jede Minute eintreten könnte.

Die Kinder stutzten, als sie das zum Erstenmal sahen. Aber diese Veranschaulichung, daß wir beisammen sind, aber das Haupt der Familie fehle, erweckt bei Reisen u. dgl. nicht nur ein inniges Gedenken an den Vater, sondern führt auch etwas von seiner machtgebietenden Geltung in die liebe, tolle Schaar ein.

---

2. Der Vater ist müde und verstimmt.

Die Art, wie unsere Männer heutigen Tages in Anspruch genommen sind, war bei unseren Vätern nicht. Mein guter Vater hatte trotz seiner bedeutenden Stellung immer Zeit für die Familie — mein Mann hat sie fast nie.

Wir haben unsere Eßstunde nach den Schulstunden regulirt, aber wie oft sitzen wir da und warten und warten und der Vater kommt nicht!

Die heutigen Post- und Telegraphenverbindungen durchschneiden alle Zeiteintheilungen. Mein Mann kann nicht aus dem Bureau weg, wie die Uhr bestimmt, er muß bald da, bald dort hin; dazu kommt seine Thätigkeit in Gemeinde- und in größeren politischen Angelegenheiten. Da sitzen wir dann oft und harren und schauen aus, ja sogar an Sonntagen und an Mittwochs- und Sonnabend-Nachmittagen, wo keine Nachmittagsschule ist — der Vater kommt immer nicht. Die Kinder werden ungeduldig, und kommt er dann, ist er in der Regel müde und verstimmt, abgespannt, der Ruhe und Stille bedürftig. Und doch ist es mir gelungen, den Sinn der Kinder für solche Vorgänge zu wenden und umzustimmen. Ich lege ihnen ans Herz: „Seht, Kinder, der Vater muß sich abarbeiten für euch, wo er ist, wo er geht und steht, wenn er schreibt und spricht; Alles thut er nur für euch, damit es euch wohlgehe und ihr in Ehren und Frieden leben könnt. Wenn nun der Vater heimkommt, da quält ihn ja nicht und macht ihm keine Unruhe, seid ihm recht dankbar und seid recht stille und gut, damit er sich wieder erholt und erfrischt."

Der Glanz der Augen, mit dem dann die Kinder den heimkehrenden Vater betrachten, daraus spricht die volle, reine Kindesseele; sie sind still und warten und winken einander zu, ja recht leise und gut zu sein, und wenn dann mein Mann einem der Kinder mit der Hand über den Lockenkopf fährt oder eine Wange streichelt oder ein scherzendes Wort fallen läßt, da ist Alles glücklich.

Ich habe mir es selber abkämpfen müssen, um zu dieser Gelassenheit und Wendung zum Guten und Friedlichen zu kommen. Draußen in der Küche kochen die Speisen, und da kocht es auch leicht im Gemüthe auf, und unser Frauenstolz, daß Alles gut und geordnet und überhaupt so sein sollte, wie wir es mühsam hergerichtet, das läßt leicht dazu kommen, gerade dem, für den wir uns alle Mühe geben, den Vorwurf der Undankbarkeit zu machen und mit einem bösen Blick oder gar mit einem bösen Worte Wermuth und Galle in Speise und Trank zu tröpfeln.

Ich möchte meine Schwestern ermahnen, dies ja recht im Herzen zu überlegen.

Der Mann kommt müde und matt nach Hause, und es wird ihm ein Gericht von Vorwürfen hingestellt; so klein auch die Veranlassung — es kann zu einem bösen, schweren Ende führen.

Mir war es immer einer der feinsten Züge des größten Dichters, Shakespeare, der im Drama „König Lear" veranschaulicht ist.

König Lear hat in Verblendung sich in den Auszug begeben zu seinen Töchtern, hat all sein Hab und Gut hingegeben und will sich nun von der freien Liebe pflegen lassen. Der Dichter schildert ein Extrem, den Kindesundank, und Undank ist's, der den alten König in den Wahnsinn treibt. Wie aber kommt diese traurige Krankheit zum Ausbruch? Der König kommt mit einem gesunden Jägerhunger von der Jagd und ruft sofort: das Essen! das Essen! Er wird bedeutet, daß er noch warten müsse, und das Ungeheuer von Tochter gibt ihm in dieser Verfassung noch Lehren, daß er sich ändern, manierlicher werden müsse, und hier im Hunger — das ist sehr tief erfaßt — bricht die erste Wahnsinnsstufe aus.

Nicht jeder Mann ist ein König Lear und nicht jeder kommt mit einem Jägerhunger heim, aber doch läßt sich aus diesem Beispiel auch viel für das gewöhnliche Leben lernen.

---

3. Der Hausfreund und die Kinder.

Nichts Besseres kann es für ein Kind geben, als Großeltern, Onkel und Tante und Geschwisterkinder zu haben. Aber es kommt hier sehr oft vor, daß die Blutsverwandten ein Recht auf Liebe in Anspruch nehmen, ohne sich dasselbe erworben zu haben. Kein Haus ist ein volles, ein wahrhaftes, in dem nicht ein Freund ein- und ausgeht, der kein Blutsverwandter ist; aber es ist ein Frevel, solch einem Freunde oder einer Freundin den Titel „Onkel" oder „Tante" unterzuschieben. Gerade das ist ja das Schönste, daß dem Kinde der Freund oder die Freundin ein Abbild und ein Repräsentant der Menschheit und ihrer Zusammengehörigkeit sei. Sie lernen dadurch schon früh und ohne es zu wissen — und das Beste was man hat,

weiß man nicht, und das Kind vor Allem soll haben, ohne zu wissen — sie lernen dadurch, meine ich, daß es eine edle Verbindung gibt, die nicht blos aus dem Blute stammt. Ich habe oft beobachtet, wie meine Kinder einen Freund des Hauses ansehen, wenn sie ihm auf der Straße begegnen — es ist ihnen wie ein Glücksfall, der ihnen zu Theil geworden, und ich muß gestehen, ich habe das auch an mir gesehen, wenn Kinder aus befreundeten Familien mir begegneten. Dieser Blick, der ausspricht: ich kenne dich! du gehörst zu uns!



Dieses Erzählen daheim: ich habe den und den, die und die gesehen, und sie lassen Vater und Mutter grüßen! — Es liegt eine ganze Welt voll Beseligung darin.

Darf ich hier noch eine Bemerkung anknüpfen? Es ist eine böse Sache, wenn kleine Reibungen, Mißverständnisse, Zerwürfnisse oder gar kritisch scharfe Beurtheilung eines Freundes in Anwesenheit der Kinder laut wird. Beobachte dabei nur eines deiner Kinder! Sein Blick ist wie irre. Es wird an dir wie an der Welt zweiflerisch, und wenn der besuchende Freund, den man so scharf oder gar lieblos beurtheilt, doch wieder freundlich begrüßt wird, so hat das Kind kein Maß für das, was man Convenienz nennt. Und denke daran, wenn du Wahrhaftigkeit von ihm verlangst, wie du dieselbe oft, ohne es zu wissen, untergraben hast!

Ich habe einmal gehört, daß ein römischer Schriftsteller den Ausspruch gethan habe: „Sei bei deinen Reden und Handlungen

eingedenk, ob du sie vor deinen Kindern kundgeben und vollziehen darfst!“ Das war ein echter Mensch, der das aussprach, wenn man ihn in Schulen und Kirchen auch einen Heiden nennt.

Noch viel schwieriger oder vielmehr behutsamer ist das Verhältniß ins Auge zu fassen, wenn ein Freund und Zugehöriger zum Feinde geworden. Ich muß gestehen, daß ich da noch nicht die rechte Methode weiß, um dem Kinde die Wahrheit zu geben, ohne den Kindessinn in seiner feinsten Wurzel zu verletzen, indem man ihm die Wahrnehmung in die Seele setzt, daß es lösbare Verhältnisse gibt, daß Vertrauen getäuscht, Wohlthat mit Undank, Liebe mit Bosheit vergolten werden kann. Es ist die traurigste Folge einer herben Erfahrung und eines zerrissenen Verhältnisses, daß neben der eigenen innern Umnachtung dadurch auch Andere in Bitterkeit und Schwermuth versetzt werden müssen. Das Kind soll und muß an die Ewigkeit der sittlichen Mächte glauben. Die spätere Erfahrung, daß die sittlichen Mächte ewig bestehen, wenn auch einzelne Verhältnisse wanken und zu Grunde gehen — es läßt sich das dem Kinde nicht geben, und Menschen, die man sein eigen wußte, nun verfremdet zu sehen, das ist ein Stich mitten durchs Herz. Es ist nur gut, daß Kinder eben Kinder sind, nicht Alles so schwer und bis ans Ende verfolgend nehmen.

Glückselig das Haus und das Herz, das nie einen Freund und Zugehörigen anders verlor, als durch den Tod!

---

4. Wie schön, wie gescheit ist das Kind!

Was möchtest du thun, wenn du einem Freunde oder einer Freundin oder auch entfernteren Bekannten dein Kind zeigst, oder sie begegnen deinem Kinde auf der Straße, und sie sagen ganz unverholen: „Ach, wie schön ist das Kind! was hat das für schöne blaue, braune Augen! und wie schön gewachsen!“ u. s. w.

Ich gestehe ganz offen, daß ich mich vor Empörung kaum halten kann, und ich muß alle meine Kraft zusammennehmen, um mit Ruhe zu sagen: „Bitte, thun Sie das nicht mehr! Sie verderben das Kind!“

„Ach" — heißt es da — „Sie nehmen das zu pedantisch! Das Kind merkt ja nicht darauf und denkt im nächsten Augenblick nicht mehr daran."

Wohl ist es in manchem Betracht wahr: der Kindheit schönstes Besitzthum ist das leichte Vergessen. Das Kind vergißt seine eigene Unart von gestern und die Unart Anderer. Aber tief verborgen liegen doch die Eindrücke, keimend, wachsend, charakterbildend. Könnt ihr ermessen, was es in einem Kinde, namentlich einem Mädchen, bewirkt, wenn man ihm ins Gesicht hinein sagt, es sei schön?

Soll man dem Kinde sagen: der dich schön genannt hat, hat dir nur schmeicheln wollen, hat einen Scherz getrieben? Die Menschen meinen es nicht so ernst, was sie sagen?

Ist das nicht ein Seelenverderb, dem Kinde schon in früher Jugend den einfachen Glauben an die Menschen zu nehmen?

Es ist schon genug vom Uebel, wenn Kinder von fremden Menschen sprechen hören, und vornehmlich hören, wie die Frauen in der Regel von Dieser und Jener zuerst bemerken: „Sie ist schön!" oder: „Sie ist nicht schön!" Da tritt sofort in die Kindesseele die Betrachtnahme, daß das etwas Besonderes, vorzugsweise zu Beachtendes sei, was zur Geltung in der Welt vor Allem gehöre, und ich habe schon Kinder über mißgestaltete oder auch nur unschöne Menschen derart sprechen hören, daß es mir das Herz im Leibe umdrehte.

Es ist eine traurige Erfahrung, aber sie ist unbestreitbar: Nicht die Eltern erziehen ihre Kinder — die Umgebung, die Welt, die Bekannten und Freunde erziehen mindestens eben so viel, wenn nicht weit mehr an ihnen.

Du kannst dein Kind zur Bescheidenheit anhalten, kannst ihm die Richtung geben, nur das Wesentliche, die Tugend, die Arbeit, die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit in Ehren zu halten. Da kommt ein Fremdes und sagt: „Ach, wie schön, wie gescheit ist das Kind!" und in den offenen Blumenkelch fällt ein eisiger Tropfen. Alles, was du sorgsam behütetest und pflegtest, ist im Tiefsten verletzt. Du hast dein Kind gelehrt, Achtung vor dem Höchsten in jedem Menschen zu bewahren, und ein Fremder spricht von einem Andern, wenn er abwesend ist: er ist schön oder nicht schön, reich oder nicht reich.

Was ist da zu machen? Die Erfahrung ist da, daß wir unsere

Kinder nicht allein erziehen. Das ist aber noch kein Trost, und ich möchte alle Menschen bitten, doch sich nicht gehen zu lassen in Fahrlässigkeit, und genau darauf zu achten, nicht durch den albernen Ausdruck eines Wohlgefallens u. dgl. eine Kindesseele in ihrem tiefsten Innern zu entweihen.

Leider aber gibt es gar viele Eltern, die weder denken noch empfinden, was man ihrem Kinde damit anthut, sondern sich höchlichst geschmeichelt fühlen, wenn man die Schönheit ihres Kindes lobt, und es gibt viele leichtfertige und erbärmliche Menschen, die das thun, weil sie recht gut wissen, daß man durch Nichts besser sich Gunst und Wohlgefallen bei solchen Eltern erwirbt.

Einen Trost gibt es jedoch bei der Erfahrung, daß die Weltumgebung und nicht blos die Eltern das Kind erziehen.

Vorerst erneuert sich dadurch immer die Menschenwelt und die Nachkommen sind nicht blos immer der Abklatsch der Eltern. Wäre es in die Hand der Eltern gegeben, die Kinder ganz zu dem zu machen, was sie wollen: wer weiß, was da aus dem Menschengeschlechte würde! Nun aber stehen zwei Bedingungen dem entgegen. Die erste ist eine Naturmacht. Jedes Wesen und vor Allem jedes menschliche Wesen bringt eine Natureigenheit mit sich, die in solcher Art noch nicht da war, und was wir Erziehung nennen, ist nicht viel mehr als ein Geben von Fertigkeiten und ein Zurückdämmen von Unfertigkeiten, im Ganzen aber ist jeder Mensch aus sich selbst und macht sich selbst. — Die zweite unbesiegbare Macht ist die Einwirkung der Außenwelt. An jedem Menschen erzieht die Menschheit, und selbst kein Prinz und keine Prinzessin kann sich dem entziehen, daß Einflüsse auf ihr Wesen wirken, die nicht von bestellten Hofmeistern und Gouvernanten ausgehen. Und das ist gut. Jeder Mensch gehört der Gesammtheit und an jedem bildet die Gesammtheit.

---

5. Der Geburtstag eines Kindes.

Soll man ihn feiern oder nicht? Ich muß ehrlich gestehen, ich weiß darauf nicht entschieden Ja oder Nein zu antworten. Es kommt auf die Lebensverhältnisse und den Gemüthston eines Hauses

an, noch mehr aber auf die Eigenart eines Kindes. Freilich, sobald man des einen Kindes Geburtstag feiert, kann man auch den eines andern nicht werktäglich lassen. Ich erinnere mich nicht, daß je in unserm Elternhause der Geburtstag eines Kindes gefeiert wurde — nur der der Eltern, und auch da ging es äußerst prunklos her und wurde nichts geschenkt, was man kaufen konnte.

Ich meine, die Feier der Geburtstage hängt mit dem selbstsüchtigen und genußsüchtigen Charakter unserer Zeit zusammen. Je mehr die allgemeinen religiösen Feste als Familienfeiern zurücktreten und noch keine großen weihevollen bürgerlichen Feste dafür da sind — thue ich Unrecht, wenn ich meine, daß dadurch immer mehr Jedes nur an sich selbst denkt? Ein Fest, das nicht eigentlich die gesammte Welt mitfeiert, ein Privatsonntag, der Andere nichts angeht, hat etwas Widersprechendes. Nichts ist abscheulicher, als die gemachte und eingebildete Vornehmigkeit vieler Menschen, die gern sagen: Heute ist Sonntag — da spaziert das große Volk vor die Thore und da und dort hin, da muß man zu Hause bleiben! Kindern vor Allem ist solche zur Gewohnheit gemachte Exclusivität gemüthsverderblich. Aber ich will wieder auf die Geburtstage kommen.

Es ist doch schön, wenn die Jahreslichtlein am Morgen brennen und das Kind mit morgenfrischem Antlitze sich Gaben bescheret sieht. Das Elend hier wie überall ist hauptsächlich, daß überschüttet wird; es geht da leicht wie bei einer Pflanze — zu starkes Begießen verdirbt die Entfaltung der Knospen und macht manche in sich ersticken.

Ich verschiebe das, was das Kind an Kleid und Buch nöthig hat, gern auf diesen Tag. Eine Freude, ein Ueberfluß kann wohl noch dabei sein, wie ja auch die Blumen. Aber die ewige Unbefriedigtheit der Menschen wird in der Regel schon in ihrer Kindheit gepflanzt. Hütet euch doch um des Himmels willen, der in der Seele des Kindes ruht, ihm die Wichtigkeit seiner Person und das Recht auf Dies und Das bei einem Geburtstage vor Augen zu legen. Ich habe versucht, dem Kinde an diesem Tage die Mittel zu geben, Anderen eine Freude zu machen, indem es Etwas verschenken kann, den Hausarmen, den Dienstleuten und auch den Geschwistern. Das Mittel scheint gut, weil der Zweck ein guter ist — ist aber in der That an sich nicht gut. Jene höchste Freude, Anderen zu geben, muß aus

eigener Arbeit und zu eigener Entbehrung kommen; die Mittel dazu schenken, macht die Wohlthat zu einer innerlich unwahren, abgesehen davon, daß es falsch ist, die Hand des Kindes nur zum Boten, zum Gefäß der Darreichung zu machen. Was nützt es der Seele des Kindes? was bleibt in seinem Gemüthe davon übrig, wenn es etwas



hergibt, was es eigentlich niemals besaß? was man ihm gegeben hatte, nur um es weiter zu geben? Es erhält den Dank der Beschenkten und hat ihn doch eigentlich nicht verdient.

Das Schlimmste ist aber, wenn die Kinder an solchem Tage das Recht bekommen, über eine zu veranstaltende Landpartie, eine einzuladende Kindergesellschaft zu verfügen. Ich bleibe immer dabei:

Jung sein ist schon Freude genug, man braucht dazu nicht noch besondere Freudenfeste zu arrangiren. Laßt nur euren Kindern die Kraft, jung zu sein, und sie sind glücklich. Ich weiß nicht, ob es J. J. Rousseau ist, der den Grundsatz ausgesprochen, aber von einem großen Pädagogen ist er: Macht den Kindern so viel Freude, als ihr könnt! Ihr wißt ja nicht, wie lange sie leben! — Das ist — warum sollt' ich's nicht geradezu sagen? — das ist grundfalsch! Es darf nicht heißen: Macht den Kindern Freude! sondern: Laßt ihnen die Freude des Jungseins und verscheucht sie ihnen nicht durch Feste und von außen bereitete Genüsse, die nicht aus ihnen selbst kommen.

Ich will schließlich noch Etwas anfügen, was mir große Freude machte, als ich es entdeckte; vielleicht geht es auch Anderen so. Die Kirche hat ihre Tagesheiligen; wenn man sich aber in der Geschichte umsieht, wird man leicht die Geburt eines bedeutenden Menschen, das Datum eines bedeutenden Ereignisses finden, die mit dem Geburtstage eines Kindes zusammentreffen. So nun das eigene kleine Leben an ein großes, verehrungswürdiges anknüpfen — das hebt das vereinzelte Dasein hinein in den großen Zusammenhang des Weltlebens, zerstört den Ansatz des kleinlichen Egoismus und macht in neuer Weise fromm, andächtig und heiter.

Das Stein-Duell.

Geschichte von unterwegs.

Welche Kameradschaft ich für die lustigste auf der Welt halte? Unbedingt die unter Künstlern. Bei Malern, Bildhauern und Baukünstlern geht's nicht nur wohlgemuth in der Werkstatt her — sie können pfeifen und singen, während sie arbeiten, und je besser sie es können, um so besser gedeiht die Arbeit — die Künstlerschaft hat auch noch den wahrhaftigen Feierabend. Denn da das Licht ihr nothwendiger Arbeitsgehülfe, so ist eben der Abend so fröhlich und frei. Was aber die Hauptsache ist: in keinem andern Beruf kann der Genosse dem andern so viel und so leicht helfen, als im Künstlerberuf. Da sagt der Eine zum Andern: Komm einmal in meine Werkstatt, sieh dir meinen Entwurf, meine Gruppe, mein halbfertiges Bild, meinen Bauriß an; sag' du, welchen Eindruck es auf dich macht. Und da kommt der Genosse, sieht mit einem frischen Blick das Geschaffene, kann sagen: Rück' diese Gestalt besser vor, schieb' jene besser zurück, an dieser Stelle ist's noch zu leer ... und was eben ein freies fremdes Auge sofort erfassen kann.

Das ist in keiner andern Berufsart möglich. Und wie gesagt, dann kommen am Abend die fröhlichen Genossen zusammen, muthige, leichtlebige, sich nach eigenem Geschmack führende Gestalten, verheirathete und ledige, und in diesem fröhlichen Kreise gibt es eigentlich keinen Neid, keine Concurrenz, denn je mehr tüchtige Kräfte zur selben Zeit in der Künstlerschaft sich regen, um so höher steht die Kunst, um so lebhafter ist die Theilnahme der Welt. Und wie glücklich ist das Herz des Mannes, der da

schafft! Gestern war das noch ein Stück Leinwand, heute schauen uns daraus Gestalten an und Berge, Wälder und Wiesen; wie es das Künstlerauge erfaßt, so bleibt es nun für jeden freien frischen Blick auf immerdar festgehalten.

Ja, weil ich eben erst so spät dazu kam, weil ich mich so lange im fremden Leben abmühte, wo Eines sich um das Andere kaum kümmert oder gar ihm den Vortheil abzujagen sucht; ja, eben deßwegen kann ich nicht genug sagen, welch ein Glück es ist, ein freier Künstler zu sein. Ich bin doch erst in meinem vierundfünfzigsten Jahre — nachdem ich mich im Leben umgethan und schwer habe ringen müssen — in die Künstlerschaft eingetreten, aber noch jeden Tag ist es mir, als wenn mir ein zweites Dasein geschenkt wäre.

Ich muß dir nämlich erzählen, wie es mir ging.

Du hast Gefallen an den zwei Figuren dort, die in Stein gehauen sind und die einen Baustein tragen — das ist eben meine Geschichte, und ich will sie dir erzählen.

Also! Mein Vater war Maurermeister am Oberrhein, ich wurde sein Lehrling und zwar auch ein halb Jahr sein Gesell. Junge, sagte er mir immer, lerne ordentlich zeichnen. Damals, als er mir das sagte, habe ich es nur wenig beachtet; es ist mir erst später aufgegangen. Ich habe wohl etwas zeichnen gelernt, aber doch nicht so, wie ich wünschen möchte. $17\frac{1}{2}$ Jahr alt ging ich auf die Wanderschaft. Ich habe in München an der Glyptothek gearbeitet, freilich nichts Anderes, als man an jedem Bauernhaus thun könnte, gewöhnliche Maurerarbeit; sie ist eben auch nöthig zum schönsten Bau. Damals aber ist es mir aufgegangen, daß ich Künstler werden möchte, und zwar Bildhauer. Das Ding gefiel mir gar so sehr. Aus einem Stein eine Menschenfigur machen, die nun alle Menschen ansieht, und da hinstellen, was nur ich in mir gesehen habe — das ist doch das Herrlichste. Als ich zum Erstenmal die Statue der Venus sah, hab' ich gemeint, ich müsse verrückt werden, aber noch ärger ist's gewesen, als ich den Apollo gesehen. Ja, lach' nur, es gibt noch etwas mehr als verrückt.

Ich arbeitete also in München. Als es gegen den Winter ging, wanderte ich nach Marktbreitbach, um einstweilen Steinhauer zu werden; dort war ein guter Meister, ein studirter, ein wirklicher

Künstler. Der Meister muß Gefallen an mir gefunden haben, ich war damals auch ein hübscher Bursch, fast schon sechs Schuh groß, wie jetzt, nicht so breit, aber schlank und flink, bin seit meinem achtzehnten Jahr nicht mehr gewachsen. Den spärlichen grauen Haaren sieht man's nicht an, daß ich einmal die schönsten blonden Haare gehabt, ein glattes Gesicht, rothe Backen und helle Augen; die ganze Welt hat gesagt, ich sei ein hübscher Bursch, und ich hab's auch geglaubt. Ich sag' also zum Meister, ich wünsche Steinmetzarbeit bei ihm, er soll mir weiter nichts geben, als was ich dem Schuh nach verdiene. Er sieht mein Buch nach und sagt: Du bist ja Maurer, ich habe auch Maurerarbeit für den Winter; du kannst bei mir bleiben. Ich bestehe aber darauf, daß er mich zu den Steinmetzen nimmt.

Ich komme nun in die Werkstatt. Die Gesellen, trotzige Menschen mit kurzen Stummeln im Mund, gaffen und paffen mich an. Was ist denn das für ein seltsamer Bursch, der da kommt? Ich grüße nach Handwerksbrauch, sie danken mir kaum; ich kümmere mich nicht darum. Sie fragen, was ich sei; ich sage: gerade was ihr seid. Und damit war es fertig.

Nun gibt es nichts Mühseligeres als Steinmetzenarbeit, wenn man sie nicht versteht; ich habe mich entsetzlich abgerackert und Niemand hat mir geholfen und Anweisung gegeben. Natürlich habe ich auch nur wenig verdient, aber ich hatte mir Etwas erspart, und nach vierzehn Tagen war ich so ruhig, flink und genau in der Arbeit als nur irgend Einer in der Werkstatt. Ich habe mit Breithammer, Spitzhammer und Meißel nur ruhig gespielt und mich nicht dabei erhitzt; das muß Alles gleichmäßig vorangehen. Meine Nebengesellen haben mich nicht leiden mögen, die Menschen werfen einen Haß auf Diejenigen, die nicht den gewohnten Weg gehen und es zu Etwas bringen wollen. Abends habe ich gezeichnet und bin auch manchmal ins Wirthshaus gegangen. Es muß Etwas an mir gewesen sein, daß mich die besseren Leute zu sich zogen. Nach einem Vierteljahr hatte ich die beste Kameradschaft mit einem Apotheker, einem Drechsler, einem Schullehrer und einem Barbier; lauter gescheite und gutmüthige Menschen, und ich habe viel von ihnen gelernt.

Ich komme auch einmal ins Bureau zum Meister und sage, er soll mir doch auch Bureauarbeit geben, Zeichnungen, Berechnungen und was eben nöthig ist. — Er sagt: Ja, was wirst denn du können? Er gibt mir aber doch Einiges, und ich mache es zu seiner Zufriedenheit; ich bin ihm von Nutzen, und von da an ist er besonders gut gegen mich.

Mit den Nebengesellen hat es immer Streit gegeben, besonders mit Einem, den ich einmal an die Wand abgezeichnet habe. Er trug immer die Mütze mit dem Mützenschild auf der Seite, so keck. Ich zeichne ihn nun an die Wand, und er droht mir, daß er mir alle Knochen im Leibe zerbrechen werde.

Ich fürchte mich nicht, sage ich, jeder von euch kann kommen und mit mir raufen; ich bin bereit. — Gut, rufen sie, am Sonntag auf der Wiese, und wer der Schwächere ist, der muß ein Faß Bier auflegen. — „Ja, wie wollen wir denn raufen?" heißt es. Ich sage: „Wir wollen es so machen. Wir Zwei tragen mit einander einen Stein, du sollst ihn auswählen; der Eine trägt oben, der Andere trägt unten. Wer zuerst nachläßt, hat verloren." — „Eingeschlagen! Es gilt!" —

Nun wählte der mit der schiefen Mütze einen großen Stein; wir loosen durch Halmenziehen, wer oben und wer unten anfassen muß. Das Loos trifft mich oben; es ist schwerer, man sollte es nicht glauben, aber es ist so.

Wir gehen nun eine Weile, den Stein tragend, da ruft das Kind des Meisters aus dem Hause:

„Lorenz! Laß los! Thu's nicht; Vater, komm, sieh, was der Lorenz thut."

Wir kümmern uns nichts um das Kind und es kann ja den Meister nicht rufen, der ist ja über Land. Meine Feinde necken und reizen, machen allerlei Possen und Witze, damit ich lachen müsse; denn sowie ich lache, ist's vorbei, da kann ich nicht mehr halten und habe verloren; ich aber bleibe ernst. Mein Widerpart mit der schiefen Kappe fängt an zu zittern und mit rothem Kopf starrt er mich an und ruft endlich:

„Nun, du, bist du noch nicht müd?" — „Nein," sage ich. — „Hol' dich der Teufel," schreit er . . . Ich störe mich nicht daran, und da läßt er zuerst den Stein nieder. —

„Gewonnen!" heißt es allerseits, die Genossen kommen auf mich zu und geben mir zum Erstenmal ordentlich die Hand. Ich habe nichts davon gespürt, denn meine Hand war mir wie zerknickt; aber gewonnen hatte ich doch.

Wir gehen nun hinab in den Felsenkeller; der mit der schiefen Kappe legt ein Faß Bier auf, ich lege noch eins dazu, und so war es gut. Von da an haben sie mich in Ruhe gelassen.

Nun hatte der Meister noch einen großen Steinbruch im Spessart, da arbeiteten wir, und unser Polier wird in die Heimat gerufen und wir sind allein. Der Meister schickt Zeichnungen, nach denen wir meißeln sollen; meine Nebengesellen wissen nicht damit fertig zu werden, ich zeige es ihnen und es geht Alles gut. Aber sie sind mir eher bös als dankbar; ja, recht aufsässig. Besonders ärgerlich waren sie, weil ich nicht rauchte und mir all das Geld, das dabei aufgeht, ersparte. Ich machte mir einmal, während sie am Sonntag Alle fort waren, den Spaß und verklebte das ganze Innere unserer kleinen Hütte mit lauter Tabakspapier, das ich gesammelt. Wie sie heimkommen, lachen sie übermäßig; aber von da an sah unsere Hütte doch viel wohnlicher aus. Ich streiche dann das Papier mit Kalk an und mache allerlei große Zeichnungen, freilich sehr ungeschickte, und die Gesellen verunstalten sie mir noch. —

Nun kam der Meister und machte mich zum Polier. Alle sind grimmig auf mich, aber ich blieb bei meinem Recht. Ich zwackte Keinem etwas ab, ich sah auf den Vortheil des Meisters und auf den gerechten Lohn eines Jeden. Und gefürchtet haben sie mich doch, denn vom Stein=Duell her haben sie gewußt, daß ich stark bin.

Wir bauten damals eine Brücke, und da war die große Ramme, die Centner wiegt. Ich komme hinab, um Alles zu beaufsichtigen, da ruft mir Einer zu, ein böser Bursch mit gerollten blonden Haaren. „Polier," ruft er, „ich habe auf dich gewettet, daß du die Ramme allein aufziehen kannst." Ich sage: „Wie kannst du auf mich wetten? Ich thue es nicht." Da werden sie fuchswild; ich sage aber: „Ich lasse mich nicht zwingen, was gehen mich eure Wetten an?" Da kommt der Meister dazu, er hört, was vorgeht,

und er fragt mich: „Getraust du dir's denn, Lorenz?“ Ich sage Ja und gehe hin und ziehe die Ramme ganz allein in die Höhe. Es hatte ein Fäßchen Bier gegolten, es war gewonnen; ich lege eins dazu und nun war es wieder gut.

Ja, ich sag' es und bleib' dabei, es gibt wenig gute Menschen auf der Welt, schelmisch, betrügerisch, neidisch, giftig sind die meisten; sie wissen nicht warum. Das habe ich draußen in der Fremde kennen gelernt, und nun gar erst daheim, seitdem ich die Fabrik habe. Ich sage mir tausendmal vor: Laß dich nicht betrügen; aber wenn es dazu kommt, lasse ich mich doch immer wieder anführen.

Ich bin heimgerufen worden, mein Vater war gestorben und ich sollte für meine Mutter unser Geschäft übernehmen. Im Geheimen habe ich immer das Verlangen gehabt, sobald ich so viel habe, um ein Jahr zu leben, geh' ich zu einem Bildhauer in die Lehre. Jetzt war's vorbei, ich mußte für meine Mutter und Geschwister sorgen. Gut denn, es hat nicht sein sollen.

Ich habe nun unser Geschäft tüchtig in die Hand genommen, aber ich habe kein volles Genügen dran gehabt; es ist mir eben immer etwas Anderes im Sinne gelegen; war's die Bildhauerei, war's etwas Anderes — ich war nicht recht froh.

In der Kindheit hatte mir mein Vater einmal erzählt, daß da drüben auf dem Berg eine Kalkgrube gewesen sei von einem Kalk, der nicht so schön aussieht wie der gewöhnliche, der aber viel besser sei, besonders zu Wasserbauten; und wir haben jetzt viele Wasserbauten. Das hat mir keine Ruhe gelassen. Ich habe Geognosie zu studiren angefangen und habe am Sonntag, oder wenn ich sonst aufs Land und über die Berge mußte, immer meine Säuren bei mir gehabt und überall Versuche angestellt, ob ich nicht etwas finde; es ist mir nicht gelungen.

Da gehe ich nun einmal Abends heimwärts, und wie ich da auf dem Berge stehe und auf unser Städtchen herunter schaue, da denke ich: Was plagst du dich mit dem Suchen und warum bist du überhaupt nicht lustig, wie es deinen Jahren gebührt? Fort mit den Säuren! . . . Ich nehme das Fläschchen aus der Tasche und werfe es in eine Bergschlucht hinab. Halt, da zischt

es und dampft. Ich springe nach und sehe. Richtig! da ist Kalkstein. Ich nehme einige gute Stücke mit, um sie zu Hause besser zu untersuchen, und richtig! es ist der beste schwarze Kalk, der zu finden ist. Ich kaufe nun das Stück Land und lege eine Kalkgrube an zum eigenen Gebrauch und suche auch allmälig meinen Kalk in den Handel zu bringen. Aber die Landleute bleiben dabei, sie wollen nur weißen Kalk, wie sie von jeher gewohnt sind.

Da ist mir ein kluger Streich eingefallen. Ich lasse mir eine große Masse weißen Kalk kommen und halte nun den schwarzen und den weißen neben einander feil. Du glaubst nun wohl, daß ich den schwarzen aus meiner Grube billiger gegeben hätte? Gerade umgekehrt. Ich setze fest: der Centner weißer Kalk kostet einen Gulden, der Centner schwarzer Kalk zwölf Kreuzer mehr. Versteh mich wohl! Hätte ich meinen schwarzen Kalk billiger angesetzt, sie hätten ihn mir nimmer abgenommen. Endlich haben sie sich besonnen und denken, der schwarze muß doch besser sein, weil er theurer ist; allmälig griffen sie zu, und wie nun gar die großen Eisenbahnbauten kommen und die Regierung den schwarzen Kalk vorzieht, da ist die Sache gewonnen.

Nun muß ich aber noch etwas rückwärts erzählen. Wie damals beim Steintragen das Kind des Meisters — es war noch ein halbes Kind — mir zugerufen hat; ja, es hat noch gerufen: „Du bist zu gut dazu, um dich mit diesen Menschen abzugeben," das ist mir in der Erinnerung geblieben. Ich habe das Kind von damals an nicht mehr gesehen, es war in ein Institut gethan worden, ich weiß nicht wohin. Jetzt also, wie es mir gut geht, fällt mir ein: Du mußt doch deinem Meister schreiben. Ich schreibe ihm also meine ganzen Verhältnisse. Es kommt lange kein Brief, und ich denke: Was soll denn das sein? Meinetwegen! Sei es, was es wolle; ich habe meine Schuldigkeit gethan und mehr als meine Schuldigkeit.

Nach zwei Monaten endlich kommt ein Brief, und da heißt es:

„Lieber Lorenz, die letzte Freude, die der Vater noch gehabt hat, war dein Brief. Siehst du, Kind, hat er mir noch gesagt, zehn Menschen thut man Gutes und sie vergessen es, der Elfte

aber vergißt es nicht; darum soll man es elfen thun. In der Nacht des Tages, an dem dein Brief gekommen, ist der Vater gestorben. Ich komme erst jetzt dazu, das Alles zu sagen, und du wirst entschuldigen, daß ich dich wie in meiner Kindheit noch Du nenne; ich denke ebenso an dich. Ich habe jetzt nichts mehr als das Denken an gute Menschen, die einmal zu uns gehörten. Ich stehe ganz allein . . ."

So ungefähr, aber noch viel schöner gesagt, hat es in dem Briefe geheißen.

Ich habe das Meisterkind nicht lange allein stehen lassen in der Welt, ich bin hingereist, und du kennst sie ja, wie sie aussieht und wie sie ist. Und wenn ich oft grimmig und wild geworden bin auf die neidischen und gehässigen Menschen, da sagte sie: „Denke an meinen Vater! Zehn Menschen vergessen das Gute, was man ihnen gethan, der Elfte vergißt es nicht; darum soll man es elfen thun."

Dreißig Jahre lang haben wir in Glück und Freude mit einander gelebt; wir haben auch Leid gehabt, es sind uns drei Kinder gestorben, aber zwei sind uns geblieben, eine Tochter, die an den Holzhändler verheirathet ist, und mein Sohn, der die Fabrik übernommen hat; denn es hat sich gute Cementerde gefunden, und da haben wir eine schöne Fabrik angelegt, und Alles frei, keinen Groschen Schulden auf dem ganzen Anwesen.

Jetzt aber kommt meine Hauptsache. Am Tage nachher, an dem mein Sohn Hochzeit gemacht hatte und wir in unserer besonderen Wohnung sind, wir Zwei wieder ganz allein, da sagt meine Frau:

„Lorenz, wenn ich du wäre, ich wüßte, was ich thäte."

„Was denn?"

„Ich überließe dem Johannes das ganze Anwesen, du bist jetzt vierundfünfzig Jahr alt, es ist noch nicht zu spät. Du hast dein Leben lang genug gearbeitet. Mach' jetzt Feierabend."

„Ja, das möchte ich auch, aber was anfangen?"

„Hast du denn vergessen, was du in deiner Jugend einmal werden wolltest? . . ."

Ja, wenn man mich mitten in Flammen hineingestellt hätte,

heißer hätte es mir nicht werden können, als wie jetzt, da sie mich daran erinnert.

Natürlich überlege ich es mir, ob es nicht zu spät ist. Meine Frau redet mir zu; es kommt auf den Versuch an, und so bin ich denn hierher gereist auf die Akademie. Der Director hat gelacht und die Kameraden haben gelacht, daß sie einen so alten Schüler bekommen sollen; aber sie waren doch alle freundlich zu mir, und es hat nicht lange gedauert, da fange ich an und versuche es mit dem Relief eines Vulcan, der dem Amor Pfeile schmiedet. Es ist mir nicht gelungen. Ich weiß nicht, wie es gekommen: so lange ich dran arbeite, sehe ich immer nur meinen Kameraden mit der schiefen Kappe vor Augen, den ich schon lange vergessen habe. Unser Professor geht durch die Werkstatt, kommt mehrmals an mir vorüber, wie ich eben den weichen Thon auf dem Brett auftrage, und der Schweiß steht mir auf der Stirn. Ich sehe den Professor an, er spricht aber kein Wort und geht mehrmals an mir vorüber. Endlich kommt er auf mich zu, nimmt mir die Spachtel aus der Hand, wie wenn er etwas an meiner Arbeit ändern wolle; aber o weh! er schneidet den ganzen aufgelegten Thon ab, daß er sich nur so vorn überbeugt und auf den Boden fällt. Da liegt die Bescherung, Vulcan und Amor. Ja, lache nur; du kannst dir aber nicht denken, wie mir da zu Muthe war. Der Professor fragt mich, ob ich denn gar nichts Anderes zu machen wüßte; ob mir denn gar nichts im Kopf liegt, was ich aus mir zu machen hätte. Ja, sage ich und erzähle ihm die Geschichte vom Stein-Duell. „Machen Sie das," sagt er, und ich mache es, und es geht. Alle Genossen kommen und freuen sich darüber und geben mir gute Anweisung, und es wird noch besser. Und daß es Dir gefallen hat, ist mir noch eine besondere Freude.

Und so ist's nun. Ein großer Künstler bin ich nicht und werde ich nicht, das ist ausgemacht; aber ich habe meine Freude daran, manche gute Verzierung zu machen zum Bau, und das ist genug. Und wie glücklich wir hier leben, meine Frau und ich, das läßt sich gar nicht sagen, und so halten wir unsern schönen Feierabend, bis es einmal heißt: Gute Nacht, Welt!

Der Nothpfennig.

Eine Geschichte von unterwegs.



Es war einmal ein Bauer, der seinen alten, arbeitsunfähigen Vater gar schlecht behandelte, ihm kaum nothdürftig zu essen gab, und auch das noch in der rohesten Weise. Einstmals sah der Bauer, wie sein junger Sohn aus einem Stück Holz einen Trog schnitzelte.

„Was machst du da?“ fragte er.

„Ich schnitzle einen Trog,“ erwiderte der Knabe, „aus dem ich dir zu fressen geben will, wenn du alt bist.“

Der Vater hatte eben ausgeholt, um dem Knaben eine tüchtige Ohrfeige zu geben; aber eine unsichtbare Gewalt hielt ihm die Hand. Er sah, daß dies nur die Strafe dafür ist, was er an seinem eigenen Vater that, er ward fortan mild und liebevoll und rettete damit sein eigen Herz, das seines Vaters und seines Kindes.

Ja, die Art, wie die alten Bauern ausgehalten werden, die ihr Gut an ihre Kinder abgegeben und nun im Auszug oder, wie man's auch nennt, im Leibgeding leben, gehört oft zu dem empörendsten. Ist bei der Uebergabe auch Alles noch so genau schriftlich festgestellt worden, die Liebe und die gute Art läßt sich nicht auf einem Stempelbogen lebendig machen, und wagt es der Alte einmal, vor

Gericht zu klagen, so ist nicht viel damit geholfen. Wo die Herzensgüte fehlt, da ist das Beste nicht da.

Der große Dichter Shakespeare hat das Leben solch eines Auszüglers und seinen traurigen Untergang in der ergreifendsten Weise geschildert. Der Mann, den er uns darstellt, kann nicht vor Gericht klagen, denn er ist ein König, der sein Besitzthum unter seine Töchter getheilt hat, die ihn nun hartherzig behandeln und ihn neu erziehen wollen. Es ist König Lear. Was aber hier von einem König berichtet wird, geschieht in geringeren Verhältnissen in nicht minder erschütternder Weise. Da kann kein Staatsgesetz helfen, das Herz allein entscheidet.

Ich habe mich auf Reisen oft zu solchen einsamen Altbauern gesetzt. Ich wollte sie erheitern, ihnen Das und Jenes berichten; aber ich habe meist gefunden, daß sie kaum mehr zu hören verstehen, wenn sie auch das leibliche Gehör noch besitzen; es ist meist ein einziger dumpfer Gedanke, der sie beherrscht und den sie fast unwillkürlich vor sich hinmurmeln, in abgerissenen Worten, dazwischen manchmal ein Gebet. Dann starren sie in der Regel mit offenem Munde drein oder versinken in sich und erwarten keine andere Rettung als den Tod. Wenn die Geistlichen hier nicht helfen können, so ist es Pflicht jedes Nachbarn, unabläßig da zu mahnen und einzugreifen. Aber freilich, die meisten Menschen leben für sich und glauben, sie hätten genug gethan, wenn sie kein Unrecht begehen; daß sie aber verpflichtet sind, wo sie eine Unthat sehen, solche abzustellen und nicht müde zu werden, sich nicht abweisen zu lassen und immer wieder zu kommen, das geht nur Wenigen auf.

Um so lieber ist mir's nun, daß ich von einer meiner letzten Reisen eine erfreuliche Geschichte mittheilen kann.

Es war ein schöner heißer Sommermittag im Harzgebirge. Ich wollte nach dem Brocken und wanderte nun durch ein kleines Thal den schmalen, an der Berglehne sich hinziehenden Fußsteig. Da saß ein armer alter Mann mit dünnen schneeweißen Locken am Wege; er hatte einen braunen langen Schlehdornstock im Schooße. Ich setzte mich zu ihm, fragte nach Leben und Treiben, und der Alte erzählte, daß er ehedem Waldhüter gewesen; es sei kein Felsen, der zu ersteigen sei, und keine Thalschlucht, wo er nicht aber- und abermals

gewandert sei. „Und siehst du," sagte er — der Alte wußte nichts davon, daß man anders als „Du" sagen kann — „siehst du die Tannen dort oben? Die habe ich gepflanzt. Jeden Tag, wenn ich zu Berge ging, habe ich meinen Büchsenranzen voll Erde mit hinaufgetragen, und dann in den Schrunden, wo nur die Felsen einen breiten Fleck hergeben, da habe ich sie festgemacht; und dann hab'



ich gewartet, bis Gras und Gestrüpp daraus hervorgewachsen ist, das nagelt und klammert die Bodenerde an den Felsen; dann hab' ich die kleinen Stämmchen hinauf getragen und eingepflanzt. Mein Fabian, mein Aeltester, der lange beim Militär war und dann von einem Baum erschlagen wurde, hat mir, wie er noch ganz klein war, oft dabei geholfen. Wenn du hinauf kommst, kannst du die Bäume sehen, ich sehe sie nicht mehr recht."

„Und bei wem lebt Ihr jetzt?" fragte ich.

„Bei wem? Bei wem?“ wiederholte der Alte und sah mich starr an. „Bei Niemand. Ich hab' Niemand mehr auf der Welt. Ja, noch einen Sohn hab' ich, er kann noch auf der Welt sein, aber ich weiß es nicht.“

„Und wovon lebt Ihr?“

„Ich habe meine Pension, vierundzwanzig Thaler jährlich; es ist aber jetzt Alles so theuer.“

„Und Euer Sohn schreibt Euch nicht und schickt Euch nichts?“

„Schreiben hat er nicht gelernt und schicken kann man nur, wenn man selber Etwas hat. Aber er ist der bravste Mensch von der Welt, ein gutes Kind, ein treues Kind, er hat mir sein ganzes Vermögen hier gelassen. Aber ich rühre es nicht an. Das bleibt. Ich bin kein Verschwender. Nein, Heinrich, dein Vater bewahrt dir dein Vermögen auf.“

Nach vielen unverständlichen Einschaltungen erfuhr ich Folgendes:

Es mögen jetzt wohl achtzehn Jahre her sein, vielleicht auch länger, denn der Alte war mit den Zahlen in einer sonderbaren Verwirrung — vor dreißig Jahren, so hieß Alles bei ihm, was vielleicht erst vor zwei oder drei Jahren geschehen — da hatte sich der jüngste Sohn des Waldhüters anwerben lassen, um nach Amerika auszuwandern — das Land wurde mir nicht klar — wo große Wälder, die noch keine Axt gesehen, wie der Alte sich ausdrückte, auszustocken und zu bewirthschaften waren. Nun hatte der Sohn noch ein mütterliches Erbe, das in runden hundert Thalern bestand. Der Alte that es nicht anders, Heinrich mußte sein Besitzthum mitnehmen; es gehöre ihm und er könne nicht wissen, wie er draußen in der fremden Welt einen Nothpfennig brauche. Der Sohn mußte willfahren. Aber am Samstag vor der Abreise ging der Sohn noch zum Pfarrer, nahm Abschied bei ihm und ließ sich die Nummer des Liedes auf ein Papier schreiben, das morgen in der Kirche gesungen würde. In der Nacht nahm der Sohn Abschied vom Vater und sein letztes Wort war noch: „Vater, wenn Ihr morgen das Lied in der Kirche singet, denkt auch gut an mich.“

In der Nacht stand der Alte, der immer allein war, mehrmals auf; es war ihm, als höre er seinen Sohn draußen in der Stube

umher gehen, aber es war Niemand da. Gewiß hat er Etwas vergessen, dachte der Alte, und jetzt kommt sein Geist und sucht es und will es mitnehmen. Denn der Alte ist nicht frei von Aberglauben, und es wäre gewiß übel angebracht gewesen, ihn davon bekehren zu wollen. Auf dem Fenstersims, wo draußen Rosmarin und Nelken blühten, davon sich der Ausgewanderte noch einen Strauß auf den Hut gesteckt hatte, dort lag das Gesangbuch des Alten, wie von jeher, wie noch die Frau gethan, in ein weißes baumwollenes Tuch eingewickelt; auf diesem Tuch spielte der Mond, der von den Bergen niederschien, jetzt gar so seltsam, und der Alte legte seine Hand darauf, wie wenn es da Etwas zu fassen gäbe. Endlich kehrte er wieder in sein Bett zurück.



Am Morgen, als es zur Kirche läutete, ging der Alte mit seinem Gesangbuch unter dem Arme dahin; erst in der Kirche wickelte er es aus dem Tuche, sah nach der Nummer des Liedes, die auf dem Empor angezeigt war, und blätterte sie, immer die Finger netzend, mühsam auf. Aber plötzlich schrie er laut auf, daß Alle in der Kirche zusammenschraken, und sein Schrei übertönte die Introduction der Orgel: „Heinrich, was hast du gethan!" Da lag der Hundertthalerschein des Ausgewanderten — und das war sein ganzes Vermögen — da lag es, hier auf dem Blatte.

„Das hat der Heinrich hinein gelegt und darum hat er noch gestern gesagt: Vater, wenn Ihr morgen das Lied singet, denkt auch gut an mich."

Den ersten Vers konnte der Alte nicht mit singen, aber beim

zweiten sang er mit, als ob er die Stimme seiner jungen Tage wieder bekommen.

Beim Ausgange aus der Kirche sprach Alles davon, wie gut und getreu der Ausgewanderte an seinem Vater gehandelt. Der Alte sprach kein Wort. Er klemmte nur das Gesangbuch so fest unter den Arm, daß ihm die Brust wehe that; aber dessen achtete er kaum.

„Ich hab' das Geld noch, ich hab's nicht angerührt, und es liegt noch auf der Stelle, wo er's hingelegt." — So sagte der Alte, und ich mußte ihn ins Dorf und in sein Häuschen begleiten. Dort lag auf dem Fenstersims das Gesangbuch, in ein weißes baumwollenes Tuch eingewickelt. Der Alte that das Buch heraus, und richtig: bei dem Gesange Nr. 134 lag noch der Hundertthalerschein.



„Warum habt Ihr das Geld nicht auf Zinsen angelegt?" fragte ich.

Der Alte lachte und endlich ließ er sich zu der Antwort herbei:

„Das haben mir doch noch alle Leute gesagt, jeder Mensch, da ist Einer so gescheit wie der Andere, sie wissen Alle nur Eins. Aber ich will nicht."

„Ihr habt die besten Zinsen von dem Gelde, Ihr nährt Euch von dem guten Gedanken, daß Euer Sohn so brav ist," erwiderte ich.

„Schau, schau!" rief der Alte jetzt. „Du bist der erste Mensch, der das versteht. Du hast auch gewiß schon viel Gutes genossen von Menschen, weil du das so verstehst. Du bist nicht dumm, ich hab' dir's gleich angesehen."

Der Alte war ganz glücklich, daß es noch einen so gescheiten Menschen gab, wie er. Und als ich ihn nun fragte, warum er das Buch mit dem Gelde so offen da liegen lasse, ob er denn gar nicht

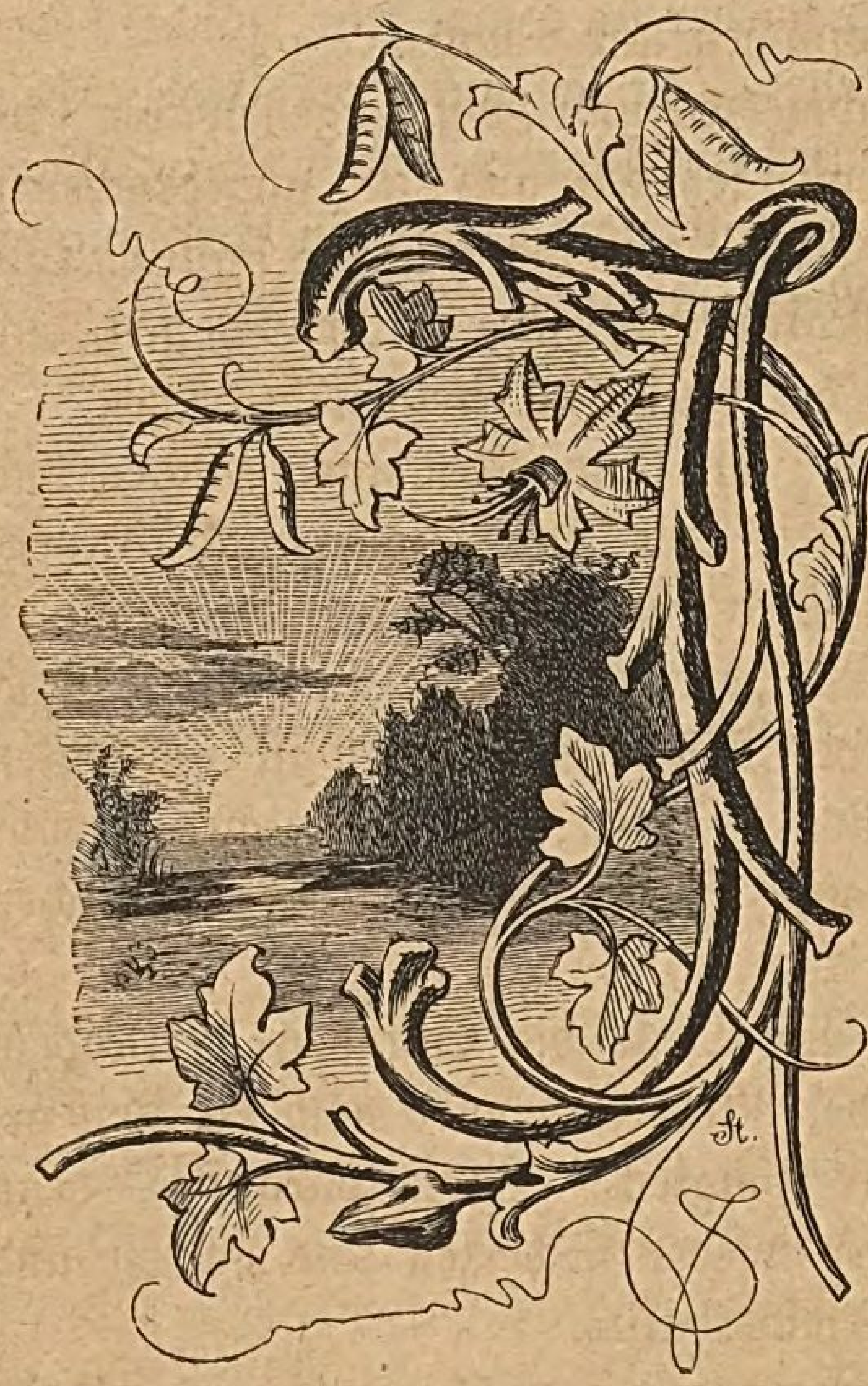
fürchte, daß Jemand eine Scheibe eindrücke und es mit leichter Mühe herausnehme, entgegnete er lächelnd — und das Lächeln in diesem verwitterten Antlitze war gar wundersam —:

„Das thut kein Mensch. Die hier aus der Gegend wissen, was da drin ist, und da würde sich Jeder lieber die Hand abhacken, ehe er das Buch stehlen möchte. Und die es aber nicht wissen, meinst du? Ja, Gesangbücher stehlen die Menschen nicht, das schließt besser als Schloß und Riegel."

Der Alte geleitete mich wieder ein Stückchen Wegs bis da, wo ich ihn zuerst angetroffen. Dann sagten wir einander Lebewohl als Freunde.

Als ich vergangenes Jahr wieder im Harze war, fand ich den Alten nicht mehr auf seiner Stelle — er lag unter der Erde. Sein Gesangbuch aber mit dem Gelde ist beim Pfarrer, und in einem öffentlichen Ausschreiben ist der Sohn aufgefordert, es in Empfang zu nehmen, sonst fällt beides den Verwandten zu.

Laß die Sonne in deinem Jahre aufgehen!



Ich weiß noch, als wäre es gestern gewesen. Es war eine laue Sommernacht. Wir kamen aus der Schenke und zogen singend durch die Straßen bis hinaus vor das Thor. Die Sterne glitzerten am Himmel und die Linden dufteten, wir konnten uns nicht trennen und wanderten immer weiter den Strom entlang, den Berg hinan.

„Wir legen uns heut Nacht nicht schlafen," rief plötzlich eine Stimme, und: „Ja, wir wachen, wir holen den Tag heran, die Sonne herauf!" so erwiderte es — „Wir wandern auf den Osterberg, dort wollen wir den Sonnenaufgang begrüßen!"

Das war der Beschluß, und Keiner trennte sich von der Genossenschaft.

„Morgen ist Sonntag!" rief Einer, er hieß mit seinem Kneip-

namen „der Matros“ und war der Gewandteste unter uns, unser Vorturner.

„Und ich bin ein Sonntagskind, denn morgen ist mein Geburtstag!“ tönte der gewaltige Grundbaß des Kumpan.

Wir waren Alle einig und waren doch mehr als ein Dutzend Deutsche beisammen aus den verschiedenen Gauen des Vaterlandes; aber wir waren Studenten, und das Studentenleben ist noch ein Punkt außerhalb der gewöhnlichen Welt, wo ein thatenlustiger, heller Gedanke leicht eint.

So zogen wir den Berg hinan. Der Trupp löste sich in Gruppen von Zwei und Drei auf, ja Manche gingen auch einzeln; es waren die Dichter und Philosophen unter uns.

Das Vaterland, seine Schmerzen und Hoffnungen waren Gegenstand unseres Gespräches, wir sehnten uns, in ungebrochener Jugendkraft uns ihm opfern zu dürfen, und der Matros sagte: „Wir wandeln durch die Nacht, dem Morgenroth entgegen; wir hoffen, daß wir einst auch das Morgenroth der deutschen Freiheit begrüßen.“

Es wurde oft Halt gemacht, wir sammelten uns, sangen und disputirten kunterbunt über Allerlei: über Unsterblichkeit und Frauenliebe, über die Unterschiede von Nord und Süd unseres Vaterlandes, das zu gleichen Theilen unter uns vertreten war. Nur ein einziger Nichtdeutscher, ein Italiener aus Macerata, — er ist im letzten Kriege für sein Vaterland gefallen — war unter uns, aber er war kein Fremder, er stand mit uns im Heiligthume der deutschen Wissenschaft.

Wir hörten die Glocken im Thale die Stunden verkünden, und der Philosoph sagte: „In der Niederung wird noch die Zeit gemessen, auf der Höhe gibt's nur Ewigkeit.“ Gleich darauf — denn so ist die Jugend — gab's aber wieder Scherzen und Lachen und fröhlichen Sang, daß der Wald widerhallte.

Es war zwei Uhr, als wir endlich die Höhe erreichten. Trotz der milden Sommernacht war es kalt und zugig hier oben, und wir lobten allesammt die Vorsorge eines Wirthes im Thale, der für Speise und Trank auf der Höhe bedacht gewesen. Manche aber schliefen auf Bänken und Stühlen, den Kopf auf den Tisch gelegt, ein, bevor sie noch Etwas genossen. Wir ließen sie eine Weile ruhen,

bald aber wurden sie geweckt mit dem Liede: „Wache auf, du Menschenkind! Daß dich der Lenz nicht schlafend find'."

Wir gingen hinaus vor das Haus und standen Alle das Antlitz gegen Osten gewendet; aber auch hier wieder trennten sich Einzelne aus der Genossenschaft und stellten sich still bei Seite; sie waren empfindlich und fürchteten die unzeitigen Scherzreden der Genossen, welche die innerste Bewegung ihrer Seele stören konnten. Ich will's nur gestehen, ich war auch Einer von Denen, welche die Einsamkeit suchten.

Jetzt begann ein leiser Schimmer am Himmel aufzuleuchten, die Vögel im Walde zwitscherten und eine Stimme nach der andern erwachte, und dort in der Gruppe der Freunde war es auch still geworden, man hörte kein Wort mehr. Von Sekunde zu Sekunde veränderte, hob und breitete sich aus der wundersame Lichtglanz am Himmel, bis Alles im glänzenden Purpur glühte, und nun trat der große Sonnenball heraus in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit. Hätte ich nicht gefürchtet, daß Einer mich sehe und ausspotte, ich wäre niedergekniet; so blieb ich stehen, im Innersten zitternd bewegt, an einen Baumstamm gelehnt. Als ich mich umschaute, sah ich nicht weit von mir den Philosophen, der lag in der That auf den Knieen und zog die bunte Mütze ab, nicht weit von ihm aber lag der Kumpan ganz ausgestreckt auf dem Moose und — schlief in die aufgehende Sonne seines Geburtstags hinein.

Erst als die bunte Farbenpracht verschwunden war und nur das einfach klare Sonnenlicht leuchtete, fanden wir uns wieder zusammen; nur der Philosoph fehlte. Unser Dichter aber rief begeistert aus: „Gebt mir eine große That, die würdig wäre, vollbracht zu werden, jetzt — nach dieser höchsten Empfindung! Aber was bleibt uns? Studiren und Schreiben, Sinnen und Disputiren. Aber, Brüder, hier laßt uns Etwas geloben! Von heute über fünfundzwanzig Jahre wollen wir wieder hier zusammenkommen, und Jeder soll ehrlich bekennen, ob er sich würdig gemacht und noch werth ist, ins ewige Sonnenauge zu schauen!"

Er streckte die Hand aus zum Gelöbniß, aber Niemand faßte sie, denn eben trat der Philosoph in unsern Kreis, sein Antlitz strahlte und er sagte: „Mir, uns Allen ist ein großes Glück geworden!

Wißt ihr, wer mit uns hier oben war und mit uns den Sonnenaufgang begrüßte? Unser Lehrer und Meister! Und als er mich sah — ich wollte still vorübergehen und ihn nicht stören — rief er mir zu und sagte: ‚Mein Sohn, ich sage dir, und verkünde es allen deinen Freunden und halte es fest: Laß die Sonne in deinem Jahre aufgehen! Laß kein Jahr deines Lebens hinabsinken, ohne daß du hinein geschaut aus der Nacht heraus in den ewig sprudelnden Urquell des Lichts über uns. Es jagen die Menschen nach Freuden und Genüssen, die keine sind, und vergessen und versäumen die höchsten und ewigen, und um diese zu gewinnen, bedarf es keines Ruhms und keines Reichthums, keiner Titel. Sei ein Mensch, halte dein Auge offen und dein Herz rein, das Höchste zu empfangen! Ein Jahr, in dem du nicht den Sonnenaufgang begrüßtest, das hast du nicht gelebt! Du hast nicht erkannt und ins Herz genommen, welch eine Seligkeit es ist, ein Mensch zu sein und auf Erden zu leben! Du hältst dich selbst in einem Kerker und willst nicht sehen die weite und unendliche Größe, die vor dir ausgebreitet liegt. Die Sonne der Freiheit — wir schaffen und wirken und dürfen nicht müde werden, sie heraufzuführen. Vergiß aber nicht das, was dir geschenkt ist auf deinem Lebenswege als reine Gabe des Himmels; was sich dir aufthut, ohne daß du dafür arbeitest, wenn du nur die Kraft hast, dein Auge zu öffnen, einmal den Schlaf zu überwinden und auf der Höhe zu empfinden: Ich bin und mit mir und in mir die Herrlichkeit der Welt! . . . Vergiß es nicht! Laß die Sonne in deinem Jahre aufgehen!‘“

Als der Genosse so gesprochen, da gelobten wir Alle, ein Jeder für sich, wo er auch sei, kein Jahr vorübergehen zu lassen, in dem er nicht den Sonnenaufgang begrüßt.

„Es lebe, was da athmet im rosigen Licht!“ rief der Dichter schließend.

„Aber unser Sonntagskind, den Kumpan, müssen wir wecken,“ hieß es nun.

Es knüpfte sich übermüthiger Scherz an die tiefste Andacht, aber diese wich doch nicht aus der Seele, und ein heller Strahl aus jenem Morgenroth auf dem Osterberge ist uns Allen in der Seele verblieben.

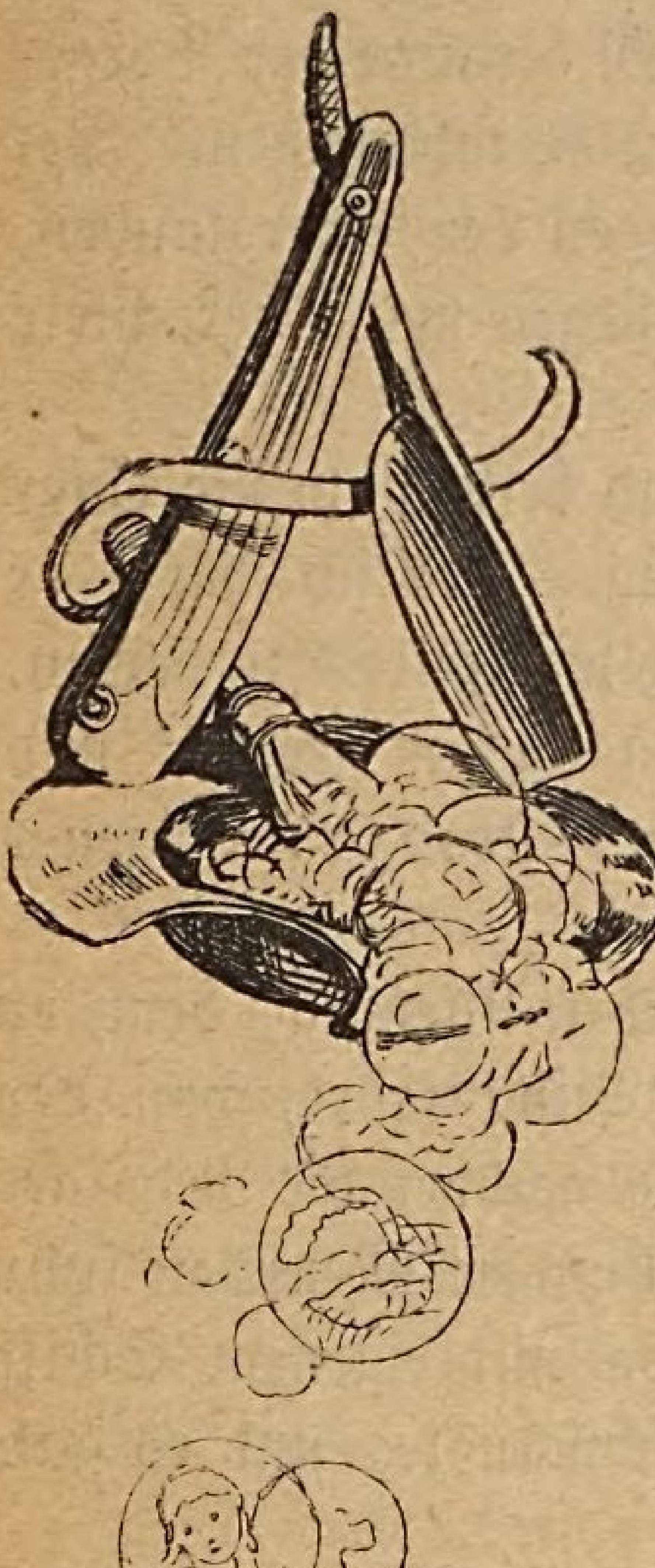
Wir haben unser Gelöbniß getreulich gehalten. Mancher hat bereits das Liebste, was er besaß, in die Erde gelegt, über der nun die Sonne aufgeht; Mancher liegt nun selbst unterm Grabeshügel, den Sonne und Mond und die Jahreszeiten alle begrüßen . . .

Und nun, lieber Leser, willst du ein Jahr in Wahrheit gelebt, bewußt gelebt haben, vergiß es nicht:

„Laß die Sonne in deinem Jahre aufgehen!"

Das Glück auf der Extrafahrt.

Ein Pfingstabenteuer.



dalbert! Wie vornehm, wie gewählt! Wer Adalbert heißt, kann unmöglich ein gemeiner Mensch sein, und Niemand kann ihn bei seinem Vornamen niedrig ausschimpfen. Wie schön dagegen klingt von Korallenlippen: „Lieber Adalbert!“ Welche Musik! Ich danke euch, gute Eltern, im Grabe, daß ihr mir diesen schönen Namen gegeben habt.

So dachte er oft in sich hinein, wenn er in seiner Dachkammer war, und dann kam ein eigenes Kichern über ihn, so stark, daß er sich den Mund zuhielt und scheu umblickte, und es sah und hörte ihn doch Niemand als die Tauben auf dem benachbarten Dach. Er war übrigens ein wohlgestalteter, militärfreier Mann, nicht eben groß, aber schmuck im Wesen und Behaben, seines Berufes ein Barbier oder Heilgehülfe, wie er sich lieber nannte, von geschickter Hand und gewandtem Wort. Nur Eins kränkte ihn: er hatte brandrothe Haare, und er mußte deßhalb meist auf der Stube bleiben, wurde nur selten zu Kunden geschickt, und von den nicht sehr höflichen Leuten, besonders aber von den Maurergesellen, die — beim großen Kasernenbau in der

Nähe beschäftigt — sich am Samstag Abend das Gesicht glätten ließen, mußte er manche spitze Rede hören.

Man sagt, daß ein kleines Ungemach den Menschen witzige. Kann sein, daß die rothen Haare ein Aehnliches auch bei unserm Helden Adalbert bewirkten; jedenfalls machten ihn die Vorurtheile Anderer höchst vorurtheilslos und freisinnig; er hoffte auf die große europäische Revolution, die auch das Vorurtheil gegen die rothen Haare aus der Welt tilgen muß. Als elternloses Kind im Waisenhause erzogen, mußte er viel ausstehen von Mißtrauen der Vorgesetzten und Neckerei der Kameraden gegen den Rothhaarigen. Bereits ein Vierteljahrhundert stemmte er sich gegen den Aberglauben, und nun, da er sah, daß derselbe nicht zu besiegen war, verachtete er alle damit Behafteten.

Adalbert war sparsam und säuberlich und befleißigte sich einer vornehmen, seines Namens würdigen Haltung. Freilich hätte er gern die Ehre gehabt, Doktor zu sein oder doch wenigstens zu heißen, und wenn er bei plötzlichem Ungemach schnell wohin gerufen und von armen Leuten „Herr Doktor" geheißen wurde, strahlte ein eigener Glanz aus seinen grauen Augen.

Einen ganzen Winter sparte Adalbert jeden Pfennig, denn er wollte einmal eine große Freude haben, eine Pfingstfahrt, von der im vergangenen Sommer so lange vorher und nachher die Rede gewesen. Eine große Gesellschaft von mehreren hundert Menschen fuhr mit einem Extrazug nach Stettin und von da mit eigenem Schiff nach der Insel Rügen, besah Alles, tanzte, schmauste, und es gab der Abenteuer in Hülle und Fülle.

Das wollte Adalbert auch haben, und darauf hin sparte und spannte er Alles.

Es war kurz nach Neujahr, als Adalbert die Bekanntschaft eines benachbarten wohlhäbigen Mannes machte. Es war ein kinderloser Apotheker, der sich mit seiner Frau zur Ruhe gesetzt hatte, soweit ihm seine Frau Ruhe ließ. Er machte noch im Stillen allerlei Versuche mit neuen Erfindungen, und Adalbert war so glücklich, in dieselben eingeweiht zu werden. Der Frühling kam, und der Apotheker sagte dem Jünger, wie er im Ganzen wohl klug sei, es bleibe aber eine unverantwortliche Unklugheit, daß er einen Natur-

fehler nicht verbessere; denn es sei keine Frage, es gäbe ein Geheimmittel, um die Haare unaustilgbar braun zu färben. Ja, der Apotheker ging so weit, Adalbert unter der Bedingung, daß er an sich die Probe machen lasse, zum Theilhaber des Geheimmittels anzunehmen, das einen großen Reichthum bringe.

Nun fand Adalbert, daß es in der That lächerlich sei, die Welt von einem Vorurtheil bekehren zu wollen, wenn man die Ursache desselben vertilgen könne. Es wurde ein Versuch an einem grauen Pinscher gemacht. Der Versuch gelang. Und nun war Freund Adalbert voll Unruhe und Zuversicht zugleich.

In Gemeinschaft mit dem Apotheker und dessen Gattin wollte er die Pfingstfahrt ausführen. Sie nahmen gemeinschaftlich Billete, Adalbert erhielt Urlaub, und am Abend vor dem Feste wurde das geheimnißvolle Werk vollbracht.

Adalbert wurde mit der Tinctur eingerieben. Zur Haltbarkeit derselben gehörte, daß er sich kleine Eisstücke in einer Blase auf den Kopf binden ließ.

Er übernachtete im Hause des Apothekers oder, wie derselbe besser genannt werden konnte, des künftigen Geschäftstheilhabers. Er hatte ein schönes nagelneues Gewand von Kopf bis Fuß: Mütze, Rock, Weste und Hose von derselben Farbe — das läßt gar vornehm — bereit auf dem Tische liegen, ein Plaid in einem Schnallenriemen lag wohlgerollt dabei, und in dem Plaid ein feines chirurgisches Besteck und zwei weiße Hemden. In der Nacht schlief Adalbert sehr wenig, aber seine wachen Träume waren besser als aller Schlaf; es kamen ihm allerlei schöne Abenteuer in den Sinn — es geschieht ein kleines, nicht gefährliches Unglück auf der Eisenbahn, oder noch besser, auf dem Schiffe, eine schöne Dame in blau- und weißgestreiftem Kleide mit blonden Locken, darauf ein reizendes keckes Federhütchen sitzt, bekommt eine Ohnmacht; Adalbert thut sein Etui heraus, er läßt mit geschickter Hand zur Ader, sie schlägt die Augen auf, sie fällt ihm um den Hals und ist die Seine, und sie kann glücklich sein, einen so schönen Mann zu haben mit so prächtigen braunen Haaren. Er hat nicht nöthig, noch ein Geschäft zu treiben auf der Welt, es ist genug, daß er so schön und freundlich, und sie hat ja Geld genug. Ob sie wohl noch Eltern hat? Viel-

leicht ist sie eine junge schöne Wittwe, vollkommen unabhängig. Und es ist ja erzählt worden, daß auf solchen gemeinsamen Extrafahrten sich mancherlei anmuthige Verhältnisse knüpfen und mit überraschender Schnelligkeit abschließen.

Der Morgen graute. Adalbert wagte es, die Eishaube abzuthun, aber das Licht war so seltsam, daß er im Spiegel die Farbe der Haare nicht recht unterscheiden konnte; daß sie nicht mehr roth waren, schien offenbar. Er fürchtete, den Zauber unterbrochen zu



haben, stülpte schnell die Eishaube wieder über und wartete geduldig, bis der Apotheker käme. Dieser kam endlich und hinter ihm die Frau. Die Haube wurde gelöst.

„Geschieht Euch recht, geschieht Euch ganz recht!" schrie die Frau. Da habt Ihr's!"

Der Apotheker stand starr. Adalbert eilte an den Spiegel; er sah nichts: er wischte sich die Augen, aber er sah noch immer nicht recht. Was ist denn das für ein Gesicht? Was sind denn das für Haare? Er fuhr sich mit beiden Händen in dieselben.

Adalbert sank in einen Stuhl nieder, gerade so, wie die schöne

Jungfrau oder Wittwe, die er ebenso liebenswürdig wie gewandt in das Leben zurückruft.

Aber schnell erhob er sich wieder und starrte in den Spiegel. Es ist wahr — grasgrün sind seine Haare. Mit einem Blicke, der mehr sagte als alle Worte, wendete er sich an den Apotheker. Dieser hatte sich gefaßt und sagte:

„Ich habe es bereits an der Schleife gemerkt, mit der ich die Haube zugebunden hatte; das war nicht mehr meine Schleife. Sie haben offenbar in der Nacht die Haube aufgebunden. Sie haben dadurch den geheimnißvollen Naturproceß unterbrochen; das ist ja das Wunderbare in meiner Erfindung, daß es genau ist wie in der Natur, zuerst wird Alles grün und dann dunkler. — Nun haben Sie die Bescherung."

Und Adalbert mußte sich noch ausschelten lassen, statt daß er Theilnahme und Entschuldigung fand.

In einer Stunde ging der Extrazug ab. Was war zu thun? Die Frau verlangte, daß Adalbert in sein Haus zurückkehre, sie wollte die ganze Wohnung verschließen; aber er schwur weinend, daß er sich lieber hier zwei Stock hoch auf das Pflaster des Hofes hinabstürze, ehe er aus dem Hause ginge. Nun wurde schnell angeordnet, daß er im Zimmer bleibe und die Frau des Hausmeisters ihn bediene, bis man zurückgekehrt sei.

Adalbert ließ nun Alles mit sich geschehen, er kam sich vor wie ein zum Tode Verurtheilter. Er hörte kaum, wie die Leute fortgingen und wie der Apotheker versprach, daß er das von ihm angekaufte Billet zur Extrafahrt mit möglichst geringem Verluste verkaufen wolle.

Es war Mittag, als Adalbert erwachte. Ein schöner heller Frühlingsmittag voll Hollunderduft und Glockenklang.

„Ach, jetzt sind sie längst in Stettin angekommen," klagte Adalbert vor sich hin, „jetzt sind sie auf dem Schiffe, es ist Musik und die Möven tanzen in der Luft vor lauter Glück, und die Menschen drunten lachen und scherzen, und wie schön wär's — es brauchte ja nicht einmal ein Unglück zu geschehen — daß er die Lieblichste auswählte; er war mit so ehrbaren Leuten, er hatte ein so schönes Gewand." Und er zog es an, ja sogar die feinen Lackstiefel, und ging

im Zimmer auf und ab, als wär's auf dem Schiffsdeck, und der Boden des Zimmers schwankte fast noch mehr als das Schiffsdeck, und es war Alles so schön; wenn nur die entsetzliche Haube und das noch Entsetzlichere darunter nicht wäre. —

Die Hausmeistersfrau brachte ihm etwas zu essen. Er sagte, daß er krank sei, und war doch so gesund. Er zog das Gewand wieder aus, denn es waren grasgrüne Tropfen darauf gefallen.

„Ach, grün. Wenn es nur gar kein Grün in der Welt gäbe. Hat man je so etwas gehört? Grüne Haare!"



Er besann sich hin und her, was er thun sollte, er fand aber keinen Ausweg; er wollte ruhig warten, bis der Apotheker zurückkäme, der hatte ihn in das Unglück gestoßen, er mußte ihn auch wieder herausziehen.

Er schaute zum Fenster hinaus. Ach, der öde Hof eines städtischen Hauses am Pfingstnachmittag! In der Achsel an der Dachrinne flogen Sperlinge aus und ein, eine Katze lief unten an der Mauer hin, schaute, die Nase aufziehend, in die Höhe, verdrießlich, daß sie die Sperlinge nicht haschen konnte, und verschwand in einer Luke. Oede und ausgestorben war's, und nur die Glocken in der Luft tönten. Der arme Adalbert wünschte, daß er mit seinen grünen Haaren in die grüne Erde gelegt werde. Wie soll er denn weiter leben? Da — es ist doch noch Leben im Hause. Im letzten Zimmer der vornehmen Bel-Etage wird ein Rouleau aufgezogen, und es ist, wie wenn der Himmel aufginge, denn hinter den Scheiben erscheint ein vollwangiger Mädchenkopf mit braunem, schön gescheiteltem Haar, und jetzt öffnet sie ein Fenster — ach, welch eine feine Hand — und sie setzt sich ans offene Fenster und liest. Sie muß den Blick Adalberts gespürt haben, denn sie schaut auf und verläßt dann schnell das offene Fenster.

„Ich will nicht stören," ruft Adalbert in den öden Hof hinab. Ob sie wohl noch gehört hat, während sie das Fenster schloß?

Er zieht sich von seinem Fenster zurück und aus der Tiefe des Zimmers sieht er, wie drunten das Fenster wieder geöffnet wird, und das Mädchen nimmt eine Handarbeit vor und singt leise dazu — er glaubt so etwas zu vernehmen; sie ist also wohl eine Dienerin, denn sie arbeitet und singt dabei; die Vornehmen arbeiten wohl nicht am Pfingstsonntag, und singen thut eine vornehme Dame nur ganz für sich als Geschäft oder als Gesellschaftsunterhaltung, nie aber bei der Arbeit.

So kommt der Abend heran und Adalbert denkt: Wer weiß — das Schicksal spielt seltsam — vielleicht ist das doch die vornehme Dame, die dir beschieden ist.

Sie niest, und er ruft in den Hof hinab: „Zur Gesundheit!" Sie nickt, und er merkt an dem Heben und Senken ihrer Schultern, daß sie lacht.

Die Dämmerung tritt ein. Nun hört er sie laut singen. Als sie geendet, fragt er bescheidentlich in den Hof hinab: „Ist's erlaubt, mit Ihnen zu sprechen?"

„Was wünschen Sie?"

„Gar nichts."

„Damit kann ich dienen."

Sie verläßt das Fenster, das Rouleau fällt wieder herab, und Nacht ist und Einsamkeit.

Adalbert fragt die Hausmeistersfrau, wer die Dame im ersten Stock sei; sie erwidert, sie kenne sie nicht, die gräfliche Herrschaft, die zu Pfingsten verreist sei, habe ihr das Haus übergeben; die Frau schien ärgerlich, daß man es nicht ihr anvertraut. Die Frau wollte nun von Adalbert wissen, warum er hier bleibe und den Kopf so verbunden habe; er antwortete ausweichend.

In der Nacht dachte sich Adalbert viel aus, wie er am Morgen die schöne Unbekannte in der gräflichen Wohnung anreden wollte.

Sie öffnete das Fenster, sie sah reizend aus in dem weißen Morgengewand, und ehe er etwas sagen konnte, rief sie herauf: „Guten Morgen, Herr Nachbar!"

Alle Worte blieben Adalbert im Halse stecken, endlich brachte er heraus:

„Danke unterthänigst!"

Er hörte leises Lachen. Aber jetzt führte der Kutscher des Hausherrn die beiden Pferde aus dem Stalle, spannte an, und Adalbert oben und die schöne Unbekannte unten zogen sich zurück; erst als der Wagen rasselnd davongefahren war, wagten sie sich wieder an das offene Fenster.

„Gehen Sie nicht auch zur Kirche?" fragte die holde Erscheinung von unten.

„Ich möchte wohl, aber ich kann nicht."

„Sind Sie krank?"

„Nein — ja — halb und halb."

Die holde Erscheinung zog sich wieder zurück, und Adalbert sah sie nach einer Weile im Hofe mit der Hausmeistersfrau sprechen; sie trug ein Gesangbuch in der Hand, und er glaubte, daß sie einmal aufgesehen habe.

Mit Adalbert spielten nun die wunderlichsten Vorstellungen. Er war hier im Zimmer, er war auf der Insel Rügen, wo sich nun nach der Schlafesstärkung wieder Alles heiter zusammenfand — man lacht, man springt, man scherzt, man neckt. Er las sein Programm, worauf Alles für jede Stunde verzeichnet war; er kannte den Führer, er hatte ihm unentgeltliche ärztliche Behandlung angeboten unter der Bedingung, daß er nicht merken lasse, wie seine Haare gefärbt. Und wieder war er in der Kirche mit der holden Erscheinung von unten, und er wagte es, nachdem er Fenster und Thüre geschlossen, die Haube abzunehmen und seine Haare im Spiegel zu betrachten.

„Grasteufel!" schrie er sich entgegen, „Grasteufel!"

Ach, er war sehr unglücklich!

Am Mittag war die holde Erscheinung mehrmals im hellen Gewande, es war blau- und weißgestreift, am Fenster auf und ab gegangen. Die Hausmeistersfrau sagte, als sie Adalbert das Essen brachte, sie ginge heute auch über Land und käme erst spät Abends wieder; sollte Jemand Einlaß begehren, so möge er öffnen. Adalbert versprach's und sein Herz zitterte. Er war mit der holden Er-

scheinung allein in dem großen Hause. Sie saß wieder am Fenster und las, und jetzt sagte er:

„Wissen Sie auch, daß wir allein in dem großen Hause sind?"

Sie antwortete nicht.

„Belästigt Sie mein Sprechen?" fragte er zaghaft.



Sie schaute vom Buch auf und schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich möchte Ihnen gern Gesellschaft leisten, wenn es dem gnädigen Fräulein nicht unangenehm wäre. Ich bin Heilgehülfe —"

„Ich bin nicht krank und bedarf keines Gehülfen."

„Wollten Sie mir nicht vielleicht ein Buch leihen? Ich lese auch gern."

„Wenn Sie versprechen, mich in Ruhe zu lassen, will ich Ihnen

den ersten Theil des Romans, mit dem ich gestern fertig geworden bin, in den Hof hinabwerfen; dann können Sie ihn sich holen."

„Wäre es nicht erlaubt, ihn aus Ihrer freundlichen Hand zu empfangen?"

Er wartete keine Antwort ab, sondern stürmte die Treppe hinunter und klingelte an der Bel-Etage. Es wurde nichts vernommen. Er klingelte noch einmal, so zart, so bittend — ach, wenn die Klingel nur sagen könnte, wie sehnsüchtig er um Einlaß bittet.

Endlich rauschte ein Gewand, die Thüre war innen in eine Schlingkette eingehängt, so daß sich ein Spalt öffnen ließ, ohne daß die Thüre ganz aufging, der Spalt öffnete sich und eine Stimme sagte: „Hier haben Sie das Buch, und nun hoffe ich, daß Sie mich in Ruhe lassen."

Adalbert bat so dringend und betheuerte, daß sich noch Niemand vor ihm gefürchtet habe und auch gar nichts an ihm zu fürchten sei.

Er suchte die besten und unterthänigsten Worte zusammen, die er in seinem Vorrathe auftreiben konnte, und endlich sagte er: „Wissen Sie, daß wir Zwei ein Märchen erleben?"

„Ein Märchen? Wir Zwei?"

„Sind wir denn nicht in einer verwunschenen Stadt? Die Menschen, denen diese Häuser gehören und Alles, was darin, die Reichen und Freien haben Haus und Habe verlassen, und wir bewachen das einstweilen und Alles gehört auf einen Tag den Dienenden."

Das Mädchen lachte, spielte aber nicht mehr mit der Kette.

„Sie haben seltsame Phantastereien im Kopfe," sagte sie endlich.

Ach Gott! dachte Adalbert. Im Kopf! Was hab' ich im Kopf? Er wiederholte indeß nur seine dringende Bitte, daß sie die Thüre öffne.

Die Kette schlüpfte leise aus dem Ring, die Thür ging auf.

„Warum sagen Sie," sprach das Mädchen, während sie in dem langen Gange vorausschritt, „warum sagen Sie, Sie wären ein Heilgehülfe, während Sie doch ein Koch sind?"

„Ich ein Koch?"

„Ja, Sie haben doch die Mütze eines Kochs?"

Adalbert erklärte, daß ihm ein Unglück am Kopf passirt sei, aber er sei ein Heilgehülfe und zwar habe er sein Examen zweiter Klasse gut bestanden.

Er saß bei dem Mädchen im Zimmer, sie war in der Nähe freilich nicht so schön, als sie von oben erschienen war, auch ein wenig klein, aber doch immer noch hübsch und groß genug.

Adalbert erzählte nun von seinem Leben. Er war im Waisenhause erzogen, und wunderbar traf sich's, auch das Mädchen war im Waisenhause erzogen, aber mehrere Jahre nach ihm, in derselben Anstalt. Sie sprachen von den Lehrern und hatten fast wörtlich die gleichen Betrachtungen über sie, und lustig war's, als sie sich Beide ihren Namen nannten, das Mädchen hatte auch solch einen schönen Namen, denn sie hieß Adelheid. Sie erzählte, daß sie als Friseurin ein gutes Auskommen habe, und die Gräfin, deren Haus sie nun hütete, war ihre besondere Gönnerin.

Stunden vergingen den beiden Einsamen und von früh an Verwaisten, sie wußten nicht wie.

Adelheid sagte, daß er nun gehen solle. Sie dankte ihm, daß er ihre gute Vormeinung gerechtfertigt und sich als anständiger und bescheidener junger Mann erwiesen habe.

„Ach, und ich möchte unbescheiden sein," klagte er, „ich möchte bitten, daß wir uns später wiedersehen."

„Ich hoffe auch, daß der Zufall uns wieder zusammenführt, wenn Sie von Ihrer Wunde geheilt sind."

„Ach, ich bin ja nicht verwundet!"

„So? Was fehlt Ihnen denn?"

„Sie werden mich nicht wieder kennen, wenn Sie mich wiedersehen, Sie werden mich abscheulich finden, denn — denn — liebe Adelheid — erlauben Sie, daß ich Sie so nenne — ich — ich habe rothe Haare, brandrothe Haare!"

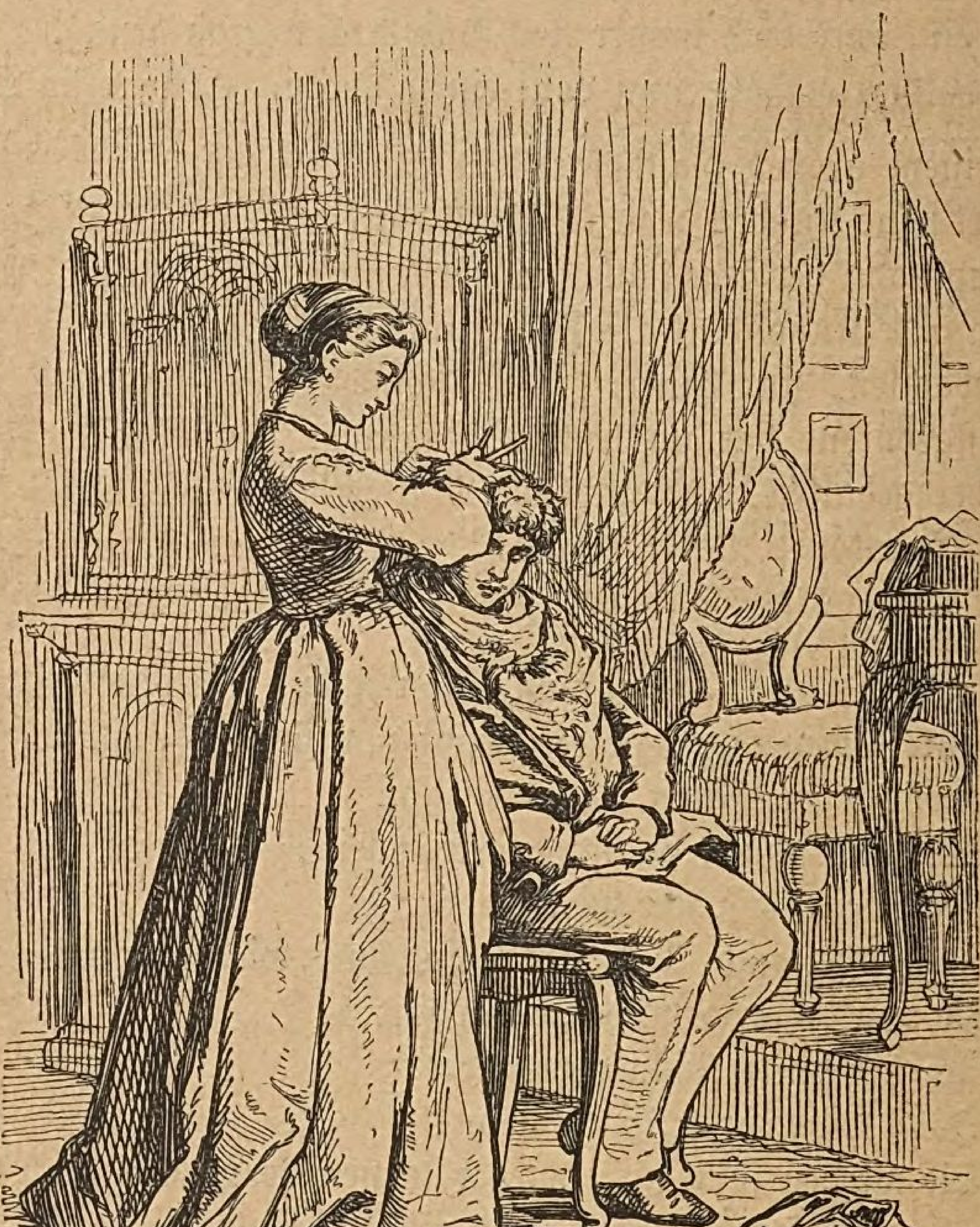
„Und das ist Alles, was Sie so unglücklich macht?" lachte sie, und mit kecker Laune nestelte sie die Haube auf. Aber —

„Was ist das? Das ist Verzauberung! Was wollen Sie? Wer sind Sie? Fort! Wo bin ich?"

Adalbert bat und jammerte, sie möge ihn nicht verstoßen, und er erzählte sein ganzes Unglück.

„Grasgrüne Haare — so etwas ist noch nie geschehen!"

Sie schaute sich einen Augenblick um, aber als hätte sie ein Ungeheuer gesehen, wendete sie sich wieder ab. Er bat und flehte, daß sie ihn doch nicht verstoßen, sondern ihm helfen solle.



„Ich will Ihnen helfen," sagte sie endlich, und ein eigener schelmischer Zug lag auf ihrem Gesicht. „Kommen Sie, ich will Ihnen mit meinem Handwerk helfen."

Er mußte sich auf einen Stuhl setzen, sie holte Kamm und Scheere herbei und schnitt ihm die Haare bis an die Wurzeln ab;

sie lachten viel dabei und sie gab ihm die grünen Haare in einem Beutel zum Angedenken.

Als es Nacht war, gingen die Beiden mit einander aus dem Hause, und mit einer röthlich blonden Perrücke kam Adalbert wieder in sein einsames Versteck zurück.

* *
*

Die Geschichte hat ein gutes Ende. In einer der Hauptstraßen neben einem großen Gasthof ist ein Barbierladen, worin der rothe Adalbert seine Kunden bedient. Er ist der einzige von allen Barbieren der Hauptstadt, der gegen alle Haarfärbemittel eifrig spricht. Adelheid hat ihre gute Kundschaft als Friseurin. Drei Söhne sind aus dieser Ehe erwachsen, nur Einer, ein Maschinenbauer, hat rothe Haare. Der Erstgeborene hat am letzten Pfingsttage seine Probepredigt als Geistlicher gehalten, und nicht die Mutter hat so viel dabei geweint als der Graukopf, Vater Adalbert. Als er mit Frau und Sohn aus der Kirche kam, sagte er: „Heute ist der Jahrestag, da ich das Glück auf der Extrafahrt erhaschte.“

Brief eines alten Turners

aus Süddeutschland.

Haldenhof, den 24. Juni 1860.

O du sonnige, wonnige Sommerszeit! Die Rosen blühen und der Wein blüht, und vom blauen Himmel leuchtet die Sonne: Das dringt durch alles Leben, jeder Athemzug ist Glückseligkeit. Die alten Lalenburger waren doch nicht gar so einfältig, daß sie den Versuch machen wollten, hellen, warmen Sonnenschein in Säcken zu fangen für die trübe, kalte Winterszeit. Man möchte solch einen Tag festhalten. Sonne! Stehe still zu Gibeon! Man möchte davon aufbewahren, für sich und Andere; aber am besten bewahrt sich's still in der Seele. Eben jetzt — die Glocken haben ausgeläutet und die Vögel jubiliren in den Zweigen, besonders Drosseln, Amseln und Finken halten hier lange aus, sie singen hier noch so fröhlich wie in der Blüthezeit (es ist die junge Brut, die ausgeschlüpft ist) — da ist mir so wonnig im Gemüthe, so vollauf, daß ich meine Freude hinausschicken möchte in alle Welt, in alle Herzen, zuvor aber allen Vaterlandsgenossen.

Das ist Leben, frisches, hoffnungregendes und still in sich gesättigtes.

Du fragst, warum es in mir jauchzt, wie in den entschwundenen Jugendtagen? Ich glaube, ich lerne nie alt werden, griesgrämig, verzagt. Und ist das nicht der Sommer, da die Rosen zum Erstenmal auf dem Grabe unseres tapfern Arndt blühen, der neunzig Jahre

lang ein Jünglingsherz in sich trug? Wir Alle müssen ihm nacheifern, Jeder an seiner bescheidenen Stelle.

Ich bin gestern Mittag von einer mehrtägigen Ausfahrt heimgekommen. Ich werde dir nachher mehr davon erzählen. Solch ein Heimkommen ist immer, wie wenn Einem das Leben neu geschenkt würde; die Frau, die Kinder, die entgegenrufen und jubeln: „Willkommen! Grüß Gott! Wir sind Alle wohl auf," das Hausgesinde, das da grüßt und mit stiller Zuversicht andeutet: du wirst sehen, ich habe es während deiner Abwesenheit an nichts fehlen lassen; die Bäume, die Felder, die Wiesen, die Berge, Alles ist, wie wenn es die innere Stimme im Herzen laut werden ließe: die Welt ist groß und schön, aber daheim ist doch die beste Welt — Die Tausende, die mit mir herzerhebende Tage genossen, sind jetzt Alle wieder daheim und ein Duft und Glanz breitet sich über das bescheidene Loos, das Jedem gefallen. Ein Jeder ist etwas mehr geworden, als er für sich ist.

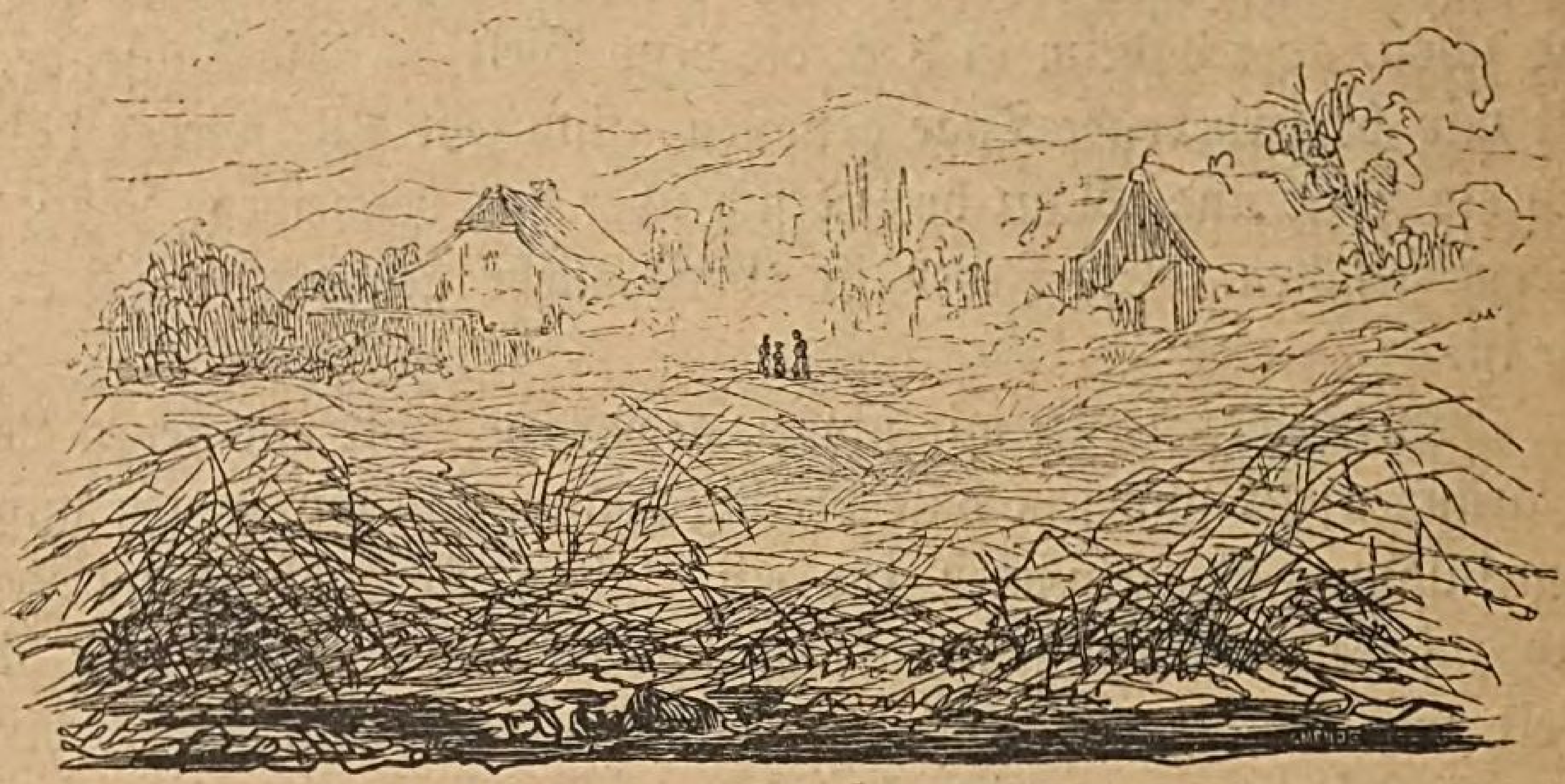
Du weißt, es ist mir schwer geworden, mir ein neues Leben zu gründen; es sind jetzt bald dreißig Jahre, daß wir wegen unserer gemeinsamen Bestrebungen für ein einiges Deutschland im Kerker und auf Festungen büßen mußten, und als wir herauskamen: Nun, Welt, was willst du aus mir machen? Das war eine schwere bittere Frage! Ich war aus dem Weinberge des Herrn, den ich bebauen wollte, ausgewiesen; so wendete ich zunächst meine körperliche Kraft auf den Acker des Vaterlandes. Es war gut, daß ich meinen Körper stark erhalten, dort auf dem Tübinger Turnplatz am Neckar.

Wo sind die Kameraden alle, die damals mit uns sich tummelten, bis wir in geschlossenen Reihen zur Stadt zurückziehend, vaterländische Lieder singend, dann im Nordland an gutem Ulmer Bier uns erlabten?

Manche haben sich tapfer bewährt, nach dem Worte Schillers „als Mann gehalten, was der Jüngling versprach". Manche aber, und das waren vor Allem die redefertigen Maulturner, wie wir sie schon damals nannten, sind erbärmliche, frühzeitige Lohndiener geworden. Der Hauptstamm aber war gut, gesund bis ins Mark hinein. —

Ich will dir aber nicht von alten Zeiten erzählen. Komm ein=

mal und laß dir berichten und sieh selbst. Das muß ich dir nur gleich sagen: ich sehe es als großen Fortschritt an, daß die Studenten nicht mehr Staatsmännerchens spielen wollen. Das Staatsleben verlangt ernsten reifen Männergeist; in der Lernzeit soll man sich erfüllen und durchdringen lassen von allem Hohen und Edelsinnigen, was je den Menschengeist bewegte — thatsächlich bewähren darf sich dann aber nur der Mann; durfte ja im alten Rom Niemand mit tagen im Senate (der schon im Worte die Versammlung der Alten heißt), bevor er in den strengeren alten Zeiten das 46., dann das 30. und erst zu Augustus' Zeiten das 25. Jahr zurückgelegt hatte.



Als ich gestern heimkam — es war Samstag Mittag — gab es natürlich viel zu ordnen in Stube und Stall; denn das ist einmal so, bei uns Landwirthen kommt der Stall gleich nach der Stube, und du wirst dich freuen über meine Pferde und Kühe, wenn du einmal kommst. Ich bin noch immer Pächter des Gutes, das dem Waisenhause in der Stadt gehört. Ich habe mit leerer Hand angefangen und habe doch bis jetzt so viel erübrigt, daß ich mir ein anständiges Bauerngut kaufen kann. Ich stehe im Handel um ein solches, aber es wird mir schwer, von hier wegzugehen; in diesen Feldern und Wiesen stecken fünfundzwanzig Jahre meiner Lebenskraft. Das läßt man nicht so leicht hinter sich.

Ich komme selten vom Hause weg, zumal im Sommer; jetzt zwischen Heuernte und Getreideernte (beiläufig gesagt, wir haben heuer eine vortreffliche Heuernte), jetzt konnte ich fort, und meine

Frau, die meine Sehnsucht aber auch mein Bedenken wohl merkte, trieb mich dazu an; denn das ist ein Hauptstück unseres Glücks, daß meine Frau bei aller Häuslichkeit und Arbeitsamkeit doch ihre größte Freude daran hat, wenn ich dabei sein kann, wo etwas für das große Ganze für das gesammte Vaterland erstrebt und gewirkt wird. Ihre Hauptsorge ist, daß ich nicht verbaure, und sie hat, als ich vor zwölf Jahren auf dem Landtage als Abgeordneter war, Haus und Hof in Stand gehalten, ein Verwalter könnte es nicht besser.

Nachdem Kind und Gesind zur Ruhe gegangen war, lag ich unter meinem Fenster und sog den Athem der linden Sommernacht ein und erzählte meiner Frau. Es ist heute Johannisnacht, es brennen keine Feuer auf den Bergen wie ehedem, unsere Wälder ertragen das nicht mehr; aber es brennen helle Feuer in den Herzen der Vaterlandsgenossen, wir haben sie gesehen und erkannt von der Ostsee bis zu den Alpen.

„Es ist immer gut, wenn du hinauskommst," sagte meine Frau, „du wirst allemal wieder ganz jung."

Die erste Nacht daheim nach einer größern Reise thut gar wohl, man spürt noch etwas von dem Gerassel und Gelärm draußen in der Welt, es will noch nicht aus dem Kopfe; und doch ist's jetzt daheim so still und wohlig. Noch glückseliger aber ist das Erwachen am andern Morgen. Man besinnt sich, ob man nicht doch noch in der Fremde sei, und man ist gottlob daheim.

Im Morgenthau glitzerte die ganze Welt, meine Frau war schon auf der Wiese gewesen und hatte unberufen neunerlei Blumen gesammelt und sie zu unserm Gelde gelegt; denn heute ist Johannistag. Es ist ein alter heidnischer Brauch, dieses Kräutersammeln beim jüngsten Sonnenstrahl; aber meine Frau sagte: ich habe keinen Aberglauben daran, ich meine nur, es steht dem Gelde wohl an, daß es auch einmal mit Blumen zugedeckt ist.

Also heute ist Johannistag; ich rief meinen Jungen, daß es heute für sie etwas gebe. Ich habe eine große Zahl Rosenwildlinge, schöne, schlanke Stämmchen, in den Garten gesetzt; heute nun sollen sie geäugelt werden, denn jetzt strömt der Saft durch Sträucher und Bäume am lebendigsten. Mein Aelterer kannte schon die genaue

und bedachtsame Vorrichtung, wie man Rosen äugelt, und er hatte dafür sein schönes Messer bekommen. Er lehrte nun den Jüngern das behutsame Geschäft, und auch diesem gelang es, Holz und Bast von der Sprosse, die man einsetzen will, abzulösen und auch die Rinde an dem zu veredelnden Stamme gut zu lockern. Natürlich mußten wir ihm dabei noch helfen. Aber Kinder und unklare Menschen reden sich gern ein, daß sie eine Arbeit wirklich gethan, wobei sie nicht viel mehr als zugesehen haben; mein Jüngerer wollte der Mutter sagen, daß er auch schon äugeln und pfropfen könne, und er war ganz betrübt, als ich ihm vorhielt, daß er es noch keineswegs könne und sich an Sträuchern und beim Pfeifenmachen im Frühling erst üben müsse, dann werde er's vielleicht das nächste Jahr können.



Man muß schon früh die falsche Einbildung niederdrücken; darin liegt nach meiner Ansicht viel.

„Vater," sagte mein Aeltester, „die veredelten Rosenstämmchen verlieren ihre scharfen Stacheln am Stamme. Sieh, hier sind keine."

Ich hatte das noch nie bemerkt, sah aber, daß die Beobachtung wohl richtig sein mußte. —

Meine Frau ist mit den Kindern nach der Kirche gegangen, und ich sitze hier und schreibe dir.

Die veredelten, oculirten Wildlinge verlieren ihre Stacheln am Stamme! . . . Das Wort meines Kindes geht mir nach und führt mich zu dem, warum ich dir eigentlich schreibe. Wir sind durch Schule und Unterricht verfeinert, aber die Lehre hat uns die Wehre genommen, und es ist die Aufgabe, das Eine mit dem Andern zu

erhalten; wehrkräftig, gewaffnet und gerüstet zu werden bei Verfeinerung durch den Unterricht.

Und hier bin ich mit einem kühnen Wellsprung beim Turnen.

Ich war drei Tage bei dem großen deutschen Turntag in Coburg; davon bin ich heimgekehrt, wie ich dir erzählt habe, und jetzt will ich dir auch erzählen, was ich draußen gesehen und erlebt. Wenn ich nur etwas von der Spannkraft, die mich durchströmt, in meine Worte legen könnte! In mir ist auch Johannistag und Alles rollt lebendiger durch Körper und Seele. Ich will versuchen, was ich vermag.

Von der Reise will ich dir nicht viel erzählen, sie war fröhlich mit alten und jungen Genossen, nur zwei von unseren alten Kameraden waren mit dabei.

Deutschlands Boden ist trefflich bebaut, die Heuernte war da und dort noch im vollen Gang; wir grüßten oft die Arbeitenden auf den Feldern, und sie sahen eine Sekunde froh auf. Wenn sie auch nicht wissen, wer sie grüßt; es sind Menschen, die jetzt mit ihnen sich des Daseins freuen, es sind Genossen ein und desselben Vaterlandes. O mein Deutschland! Wie herrlich und gesegnet bist du, und warum fehlt dir das Eine, daß du ein wirkliches einiges Deutschland bist? . . .

Brav ist's, daß alle Eisenbahnen uns, die wir zum ersten deutschen Turntage zogen, ermäßigten Fahrpreis gewährten; das ist eine Thatsache, die festgehalten werden muß. Die Truppendurchzüge haben einen ermäßigten Fahrpreis, und so muß es Gesetz werden, daß Diejenigen, die sich in freier Vereinigung sammeln zum Heile des Vaterlandes, die gleiche Vergünstigung genießen.

Wir wurden überall wie Freunde begrüßt, und „Gut Heil!" hieß es an diesem Tag auf allen Haltepunkten der Eisenbahn, hier bei uns, wie im Norden, wie im Westen und Osten. Das ist ein guter Anruf, der sich da wie eine geschlossene Kette hinzog durch ganz Deutschland!

Und welche neue und prächtige Orte hat die Eisenbahn aufgeschlossen. — Coburg, das war ein Ort, den man gar nicht erreichen zu können glaubte, und es ist ein schöner Fleck deutscher Erde und frische Männer und Frauen darin, ein regsamer, herzlicher Volks-

stamm. Sonntag früh, den 17. Juni, versammelten wir uns auf dem Marktplatz und hier wurde das Lied: „Das ist der Tag des Herrn“, abgesungen. Das war unsere Sonntagsfeier, kurz und bündig. Nun Begrüßung durch den Bürgermeister mit einem tausendstimmigen Hoch auf Deutschland und eine herzliche Anrede des alten Maßmann aus Berlin. Er hat schwer dafür leiden müssen, daß er sich's zur Lebensaufgabe gesetzt, die deutsche Jugend zu kräftigen; es war ihm von Herzen zu gönnen, daß er diesen ersten deutschen Turntag, nicht verfehmt von den deutschen Regierungen, erleben durfte.

Doch, ich erlasse mir die Schilderung der Festtage, du wirst das in den Zeitungen gelesen haben; nur das muß ich zu deiner und meiner Freude aussprechen, daß sich bei den Berathungen, die in der schön geschmückten Festhalle gehalten wurden, eine Disciplin der Geister zeigte, die ein gutes Zeugniß für die jetzige Jugend und frohe Hoffnung für die Zukunft erweckt. Einordnung innerhalb der nothwendigen Schranken, sich im freien Gehorsam der Gesammtheit anschließen und sich drein fügen, daß eben nicht Alles so wird, wie ein Einzelner sich's ausdenken mag, sondern daß der Geist der Gesammtheit darüber steht; sich nicht in pausbackigen Reden gefallen, in großen schwunghaften Worten, daß es heiße: Ja, das ist ein Tausendsasa! sondern kurz und knapp sich fassen — das ist's, was mich besonders anmuthete an den berathenden Versammlungen. Die Aufgaben waren schwierig und vielseitig, und hier saßen Männer und Jünglinge aus allen Gegenden und Alles wurde stramm erledigt. Ich hätte auch Etwas zu sagen gehabt, aber ich sah, daß es nicht durchaus nöthig war, und schwieg, und so habe ich nachher Männer kennen gelernt, die an Geisteskraft weit über mir stehen; auch sie hatten geschwiegen oder nur kurz und thatsächlich ein Wort abgegeben. Der von Berlin ausgegangene Antrag wurde zum Beschluß erhoben, daß das Turnen allgemein, namentlich auch in Volksschulen, eingeführt werde, die reifere Jugend in den Waffen geübt, das Turnen bei den stehenden Heeren eingeführt und dem fertigen Turner die Dienstzeit abgekürzt werde. Bei der Frage, ob ein allgemeiner deutscher Turnverein mit Gliederung in Gaue und einer Spitze in einem Vororte gebildet werden solle, zeigte sich die

Disciplin, von der ich oben gesprochen, am mächtigsten. Das jetzt so frei aufblühende Turnwesen darf nicht beengt und niedergedrückt werden durch allerlei Maßregeln furchtsamer Regierungen, die noch immer dem erwachten vaterländischen Sinn feindlich gegenüber stehen. Man beschied sich, daß jeder Verein sich selbständig ausbilde und neue Vereine ins Leben rufe. Ist jeder Einzelne und jeder Verein in sich gefestigt, dann ist die Gemeinsamkeit im Geiste da, die sich äußerlich leicht herausstellt. Wehmüthig war's, die Fahne der Schleswig-Holsteiner trauerumflort im Zuge zu sehen. Es kamen telegraphische Grüße von Nord und Süd; der erste deutsche Turntag sendete Dank und Gut Heil an den Herzog Ernst von Coburg-Gotha, der in seinem Lande dem Streben und Ringen für die gemeinsamen Anliegen des gesammten deutschen Vaterlandes offene Bahn hält.

Der Herzog war in Baden-Baden, wo eben jetzt beim Besuche des französischen Kaisers die deutschen Fürsten sich versammelten.

Es war ein wunderbares Zusammentreffen, daß wir hier, Männer und Jünglinge aus dem Volk, im Herzen Deutschlands uns zusammenfanden, während die deutschen Fürsten unweit der französischen Grenze um den Prinzregenten von Preußen sich versammelten. Wenn man den Schauplatz sich zusammengerückt denkt, so waren wir hier der Chor, der sich zu der Einzelstimme des Mannes dort einte, der zum entscheidenden Handeln berufen ist.

Die Thatsache, daß sich die deutschen Fürsten um den Prinzregenten sammelten, hat unwiderleglich festgestellt, wo der Schwerpunkt Deutschlands ist.

Wieder zeigt sich in der Geschichte, daß die einfache Rechtschaffenheit auch die höchste Klugheit in sich schließt. In schlichtem Geradsinn hat der Regent die deutschen Fürsten berufen, daß sie Zeuge sein sollen bei der ihm allein angebotenen Zusammenkunft mit Napoleon. Alle Verleumdung, welche die Feinde eines einigen Vaterlandes unter allerlei gleißnerischen Formen vorbringen wollen, sind fortan vernichtet. Es hat sich gezeigt, daß Deutschland in Preußen seinen Hort und Halt gewinnen muß, ja thatsächlich bereits gewonnen hat.

Der Verlauf der Geschichte ist unaufhaltsam.

Wir hier in Coburg, wir fühlten und erkannten, wir sind ein kleines, aber doch zukunftfrohes Stück des einigen Deutschlands.

Ich möchte dir viel erzählen, wie sich jetzt bei persönlicher Annäherung manches süddeutsche Vorurtheil gegen unsere norddeutschen Brüder in mir abstreifte. Ich traf unsern alten Tübinger Kameraden, der schon bald zwanzig Jahre in Norddeutschland lebt, und durch ihn namentlich lernte ich in den wenigen Tagen viel kennen und einsehen. Wenn vor Zeiten, behauptet er, die Strömungen des Wandertriebes mehr den Flußgebieten nachgingen, so hat die neue Zeit mit den Eisenbahnen das verändert und wird es immer mehr. Der Süddeutsche wird und muß sich dem Norddeutschen zuwenden; der Eine hat dem Andern etwas zu bringen, das sich gegenseitig ergänzt. In uns Süddeutschen, das dürfen wir sagen, ist mehr leichter Muth, mehr Angriffslust; in den Norddeutschen mehr Standhaftigkeit und Ausdauer. Ich will unsere Landsleute gewiß nicht herabsetzen, aber sieh einmal auf Schleswig-Holstein! Befände sich ein süddeutscher Stamm in derselben Lage, wer weiß, es wäre einmal drunter und drüber zugegangen; ob er dann aber auch so stramm ausgehalten hätte? Das ist fraglich. Es muß immer wieder gesagt werden, daß die zierlich gekräuselten Bramarbasse, die sich naserümpfend in Gasthöfen und an öffentlichen Orten herumflötzen, nicht die Vertreter des norddeutschen und überhaupt nicht Vertreter des Volkes sind. Das ist ein ernstes, stilles, aber an Herz und Geist in sich starkes Geschlecht; großgezogen in stetiger strenger Arbeit und Gewissenhaftigkeit.

Wir Süddeutschen haben, ohne Ruhmredigkeit sei's gesagt, ein Jeder ein Stück Uhland im Gemüthe, etwas von jenem singenden, klingenden, durch Geschichte und Gemüth reichen innern Leben, das sich aber auch, wie der Meister selbst — den wir gottlob noch unter uns haben — vor Allem den vaterländischen Anliegen zuwendet. Bei dem Norddeutschen dagegen finde ich, daß Jeder ein Stück Immanuel Kant in der Seele hat; jenes Herbe, Straffe, Unbeugsame, in dem aber auch jetzt, da er zum bewußten Staatsleben erwacht ist, eine kernkräftige, staatenbildende Macht lebt.

Das Vorurtheil, welches offene und heimliche Feinde der deutschen Einheit zwischen Nord und Süd nähren, ist eben nur ein

Vorurtheil und verschwindet vor der klaren Einsicht. Die Norddeutschen sind viel unbefangener gegen uns, als wir gegen sie, und das eben ist ein Vorzug, der manche Eingebildete fast beleidigt. Wie schon einmal zur Rettung Deutschlands (ich empfehle dir hierbei ein vortreffliches kleines Buch: die Erhebung Europa's gegen Napoleon I. von Sybel) die norddeutsche Kraft den Ausschlag gab, so wird sie es auch zur Einigung Deutschlands. Der Norddeutsche ist nicht so leicht entflammt, dafür aber auch zäh und ausdauernd. Der Norddeutsche ist förmlicher als wir, darum fehlt es ihm aber nicht an innerm Gehalt; im Gegentheil, dieser ist nur strenger geborgen. Unser Landsmann erklärte mir, gewiß ganz richtig: Bei uns sagt man zu einem Kinde: sei brav! In Mitteldeutschland: sei gescheit oder sei geschickt! In Norddeutschland: sei artig! Im Grunde genommen will man aber eins und dasselbe.

Wir Süddeutschen, so behauptet unser Landsmann, haben eine ältere und darum auch in weitere Kreise verbreitete politische Bildung, in Norddeutschland dagegen seien die Gebildeten uns eine gute Strecke voraus an nüchterner staatsmännischer Haltung. — —

Hoffentlich kann ich dir aus eigener Wahrnehmung über's Jahr, wenn das fünfzigjährige Jubiläum der Turnerei in Berlin gefeiert wird, oder auch erst 1863, wenn wir bei Leipzig das fünfzigjährige Gedächtniß der Befreiungsschlacht feiern, mehr davon sagen.

Hoffentlich ist bis dahin auch der Zeiger der Geschichte weiter gerückt, und die deutsche Jugend, aller Orten turngeübt, ist frisch und freudig.

Es geht ein tiefes Weh durch das Herz, wenn man bedenkt, wie eine menschenverachtende und vaterlandknechtende Staatsweisheit seit nun bald fünfzig Jahren das Turnwesen ächtete und niederhielt. Man hat viel gesprochen von väterlicher Fürsorge! War das väterliche Fürsorge, den Söhnen des Landes die Ausbildung und Stärkung ihrer körperlichen Kraft versagen? Man klagt über Blutarmuth und Verkommenheit der heranwachsenden Geschlechter; man hat das Militärmaß herabsetzen müssen, und doch hat man die Kräftigung der heranwachsenden Geschlechter von Kindheit an mit Acht und Bann belegt, weil Metternich also befahl. — —

Man klagt über Sitten- und Zuchtlosigkeit, die da und dort ausbreche und die man mit polizeilichen Flickschneiderkünsten heilen will, und man hat das Turnwesen unterdrückt, das, wie Niemand leugnen kann, eine sittliche Hebung der Genossen zu Wege brachte, wo Einer der Wächter des Andern war und die Gesammtheit ihre sittliche Ehre bewahrte.

Man klagt — doch nein, darüber klagt man nicht, viel lieber möchte man anklagen. Die Vaterlandsliebe, das Herz für die Gesammtheit, vor Allem für das gesammte deutsche Vaterland, sollte ruhen, bis man sie in Zeiten der Noth durch Commando aufweckt, und jetzt, da wieder Gefahr von Außen droht, möchte man's gelten lassen, daß es ein Deutschland gibt oder geben soll. Ja, es gibt viele vaterländisch Gesinnte, die da glauben, erst durch einen Krieg nach Außen werde ein in sich geeinigtes Vaterland erstehen. Es mag sein; aber im Herzen wird es bestehen durch lebendige Heranbildung eines gesunden Körpers und eines gesunden Geistes.

Es ist eine Bleichsucht auch über die Seelen gekommen. Die Schulbildung, die erst in einem frischen Staatsleben ihre Vollendung erhält, hat uns vielfach mattherzig und zaghaft gemacht. Die Dornen, die gegen Zudringliche schützen, sind vom Stamme des veredelten Rosenwildlings abgefallen; der Mensch aber kann seine Wehrkraft erneuern.

Mag die Versprechung, die eben in diesen Tagen Napoleon III. in Baden gegeben, daß er den Bestand des deutschen Gebietes nicht antasten wolle, mag das wahr sein oder nicht; die Bürgschaft, daß es nicht geschehe, liegt nur in uns, wenn jeder deutsche Jüngling und jeder deutsche Mann kraftgeübt und von vaterländischem Geist erfüllt ist. Darum rufe ich: Gut Heil! Die Turnerei ist eins der edelsten und untrüglichsten Mittel, die Menschen gesund, sittlich und fähig zum Zusammenschluß in die große vaterländische Gemeinschaft zu machen.

Wir lesen mit Entzücken und auch mit stillem Neid von den olympischen Festen in Griechenland, da lebte nicht sein Leben lang jeder Einzelne für sich, da „kauzte sich nicht Jeder in seine Ecke“, wie schon Meister Goethe klagt; man fühlte sich als fröhlicher Genosse eines großen Ganzen.

Unsere Zeit und unser deutsches Vaterland vor Allem kann noch Schöneres bringen als die olympischen Feste waren; denn uns ist der vielstimmige Männergesang gegeben, der tausend Stimmen bindet zu Einem Ton. Das kannten die Griechen nicht.

Und die Eisenbahnen! Da ist eine Einigung ermöglicht, die Alles, was je gewesen, überragt, und der Telegraph spricht zu versammelten Festgenossen von Ort zu Ort.

Die Schweiz hat ihre Schützenfeste, wo die Eidgenossen, Männer und Jünglinge, in Ernst und Heiterkeit sich ihrer Gemeinsamkeit freuen.

Unsere deutschen Turnfeste können und werden sich zu Nationalfesten herausbilden, die an Ernst und Heiterkeit, an frohem Bewußtsein des Lebensglückes, wie an festem Zusammenschluß für jegliche Gefahr keinem Nationalfest aller Zeiten und aller Länder nachstehen.

Gut Heil!

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.



Eigene Erfahrung.

Schade, daß man den Namen des Mannes nicht nennen darf, dem die Geschichte passirt ist, sonst könnte Niemand daran zweifeln, daß sie wahr und wirklich geschehen in der Hauptstadt — sie ist keine von den größten und keine von den kleinsten und hat keinen Fluß und keinen Berg in der Nähe, vielleicht erräthst du hieraus, welche gemeint ist, und kannst einmal selbst nachforschen. Den Namen des Majors und vielleicht ihn selber kannst du kennen lernen Abends nach elf Uhr im Casino auf der Stube Nr. 7, genannt „zum Hausschlüssel", denn da darf Niemand mitzechen und mitplaudern, der nicht seinen Hausschlüssel aufweisen kann. Noch ein Merkmal will ich dir geben: an der Wand hinterm Tische ist ein schwarzer Fleck, denn das ist seit Jahrzehnten der feste Platz des eben so braven als unverheiratheten Regierungsraths Fremdensacher, und an diesen Fleck lehnt der allbeliebte Mann seinen mit einer zierlichen Perrücke

bedeckten Kopf an, wenn er sich auf dem Stuhle rückwärts schaukelt, und er thut das immer, wenn er nur kurze Bemerkungen macht oder den anderen Genossen zuhört.

Nun hast du Merkmale genug und kannst dich überzeugen, daß die Geschichte wirklich und wahrhaftig ist. Vor dem Major aber, dem sie passirt ist, laß dir nichts davon merken, es verdrießt ihn doch, wenn er auch sonst gern mitlacht.

Der Major also ist noch einer von den alten Wetterharten, und er wird besonders grimmig darüber, wenn er hört, wie zimperlich man jetzt mit den Menschen umgeht. Darum war er auch ein eifriger Vertheidiger der Prügelstrafe, und als man ihm einstmals vorhielt, daß die Strafe doch gar zu grausam und hart sei, sagte er:

„Pah, daraus macht sich ein gesunder Mensch gar nichts. Ich lasse mir Zwölf aufzünden und kehre mich gar nicht daran."

Der Major ist einer von Denen, die Ernst machen aus dem, was sie sagen, und heimlich auf seiner Stube wurde die Execution ins Werk gesetzt. Der Feldwebel ließ sich nur schwer dazu bestimmen, an seinem Vorgesetzten das Dictirte zu vollziehen, aber der Major befahl:

„Du verpfändest dein Ehrenwort, du gibst mir mein volles Dutzend, nicht stärker und nicht schwächer als jedem Andern."

Der Feldwebel mußte willfahren. Der Major ließ sich auf die Bank schnallen und das Werk begann. Die ersten vier Schläge hielt der Major aus und lachte dabei, aber es war doch etwas Gezwungenes in dem Lachen; beim fünften schrie er:

„Jetzt ist's genug! Ich geb' dir dein Wort zurück, du kannst aufhören."

Der Feldwebel aber blieb dabei, daß er nicht dürfe, und so erhielt der Major sein volles Dutzend.

Seitdem ist er vollständig bekehrt, und wenn man von der Prügelstrafe spricht, hat er immer etwas an seiner langen Pfeife zu thun und die Rauchwolken entströmen schneller seinem Munde.

Vor Kurzem war natürlich auch vom Prügellande Mecklenburg in der Stube „zum Hausschlüssel" die Rede, und der Regierungsrath sagte in seiner lächelnden Weise:

„Prächtig ist's doch, daß es keinen Mecklenburger Junker mehr gibt, der nicht selber geprügelt ist.“

„Wie das?“ wurde allgemein gefragt.

„Mir berichtete ein Studiengenosse von dort, daß seit Wiedereinführung der Prügelstrafe die Junker unversehens bei Nacht und im Walde die ausgetheilten Prügel mit Zinsen heimgezahlt bekommen, und sie erhalten ihre Tracht ungezählt und müssen sie im Stillen verschmerzen.“

Alles lachte und der Major lachte besonders laut.

Mahnung eines alten Schulmanns.



Man sollte jedem Kinde, das den Robinson gelesen hat, sagen:

Merke dir! Der Mann, der dies herzige Buch geschrieben, hieß Daniel Defoë, und er schrieb auch zwei Schriften, von denen die eine gegen die Herrschsucht der Geistlichen und für das Recht der Freidenker eintrat; die andere Schrift aber zeigte, daß die Lehre von der göttlichen Herrschermacht eine falsche sei. Für diese Schriften hat der Verfasser des Robinson öffentlich am Pranger stehen und zwei Jahre im Kerker büßen müssen. Er ertrug das, was ihm zur Schmach werden sollte, mit Gleichmuth und heiter in dem Bewußtsein, der Wahrheit gedient zu haben.

Ihr, die ihr den Robinson gelesen, merkt euch das!

Mittel gegen Horcher.



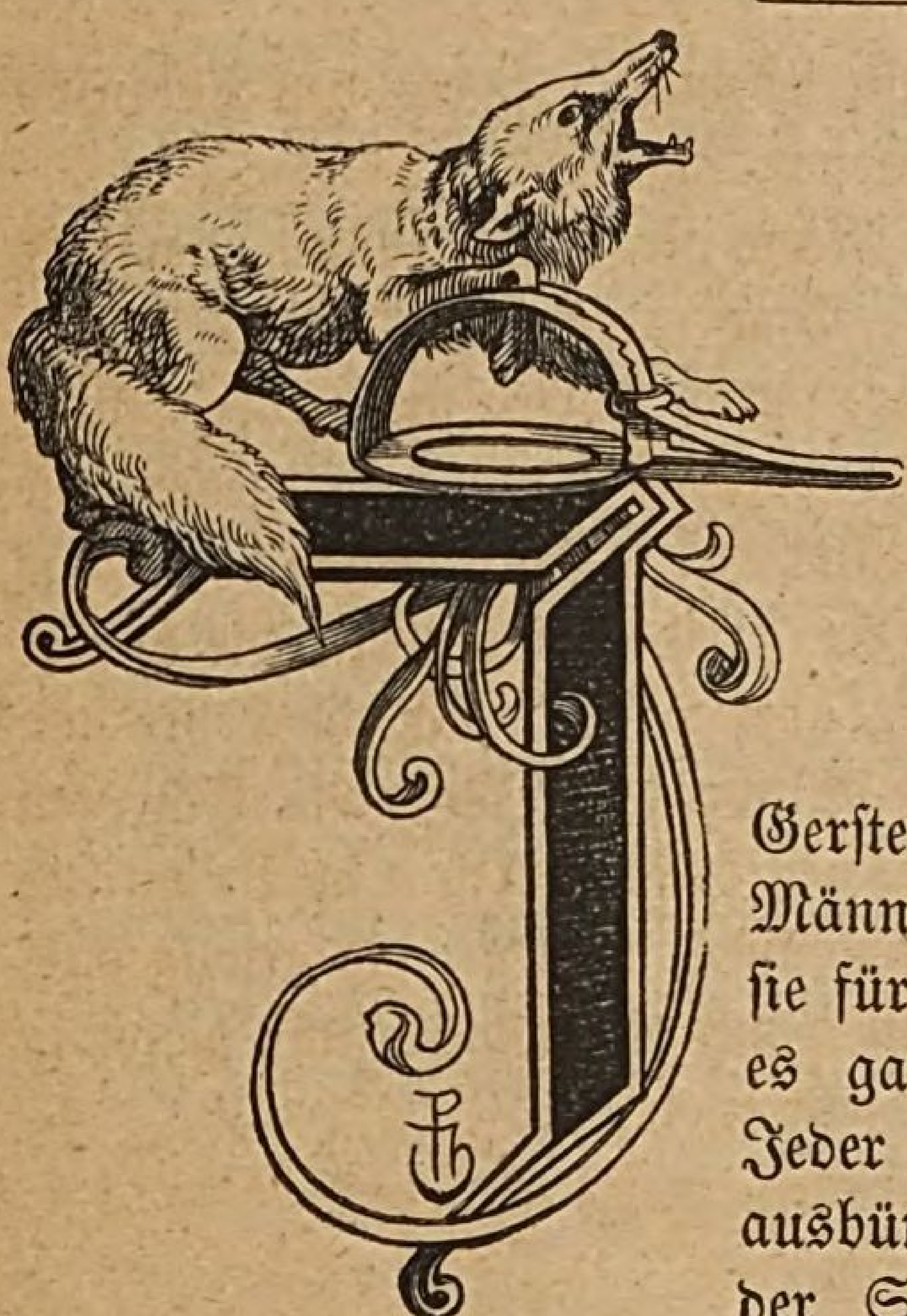
Der Rosenwirth hatte eine Magd, welche eine, wie man sagt, nicht seltene Gewohnheit hatte, nämlich, wo sie nur konnte, zu horchen.

„Die will ich schon kuriren," sagt er eines Tages. Er sitzt in seiner Stube und berichtet seiner Frau:

„Ich weiß nicht, wie ich's der Magd beibringen soll — so eben erfahre ich, daß ihre Mutter ertrunken ist."

Die Magd stürzt zur Thür herein und rast und jammert.

„Sei nur ruhig," sagt der Rosenwirth, „so, du wirst künftig nicht mehr horchen. Es ist nichts an der Sache."

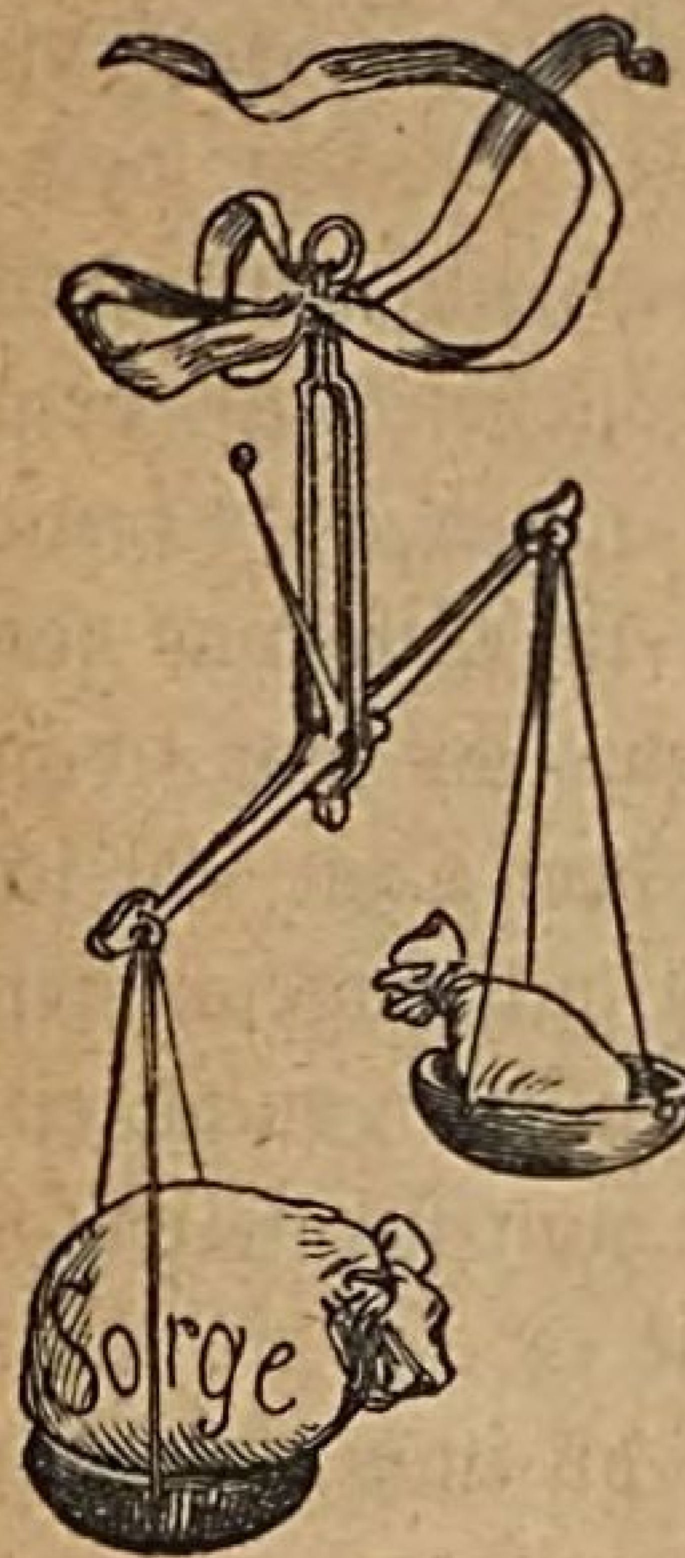


Traue Einer den Weibern.

Ja, die Weiber! hieß es in dem Bierhause, wo die Männer um den runden Tisch saßen und sich gütlich thaten bei Tabak und Gerstensaft. Ja, die Weiber! Kein Männerverstand kann ausklügeln, was sie für Schliche haben! Und nun gab es gar reiche und seltsame Berichte; Jeder meinte, seine Geschichte sei die ausbündigste von allen. Da sagte endlich der Schwertfeger Georgi: „Was will das Alles heißen, was ihr da erzählt? Mir ist das Unbegreiflichste passirt. Ich habe mir einen Nothpfennig gespart — es waren so

120—130 Thaler, genau kann ich's nicht angeben, aber weit gefehlt werde ich nicht haben. — Ich habe mir das Geld zurückgelegt, ich weiß nicht für was, man weiß ja nicht, was einmal kommt, und da thut's gut, eine Reserve zu haben, von der die Frau nichts weiß. Da werde ich vergangene Woche zur Jagd eingeladen, ich mache das ganze Jahr Büchsen und Stutzen, und das Schießen auf dem Scheibenstand ist doch nicht das rechte. Ich muß sagen, ich freue mich wie ein Schneekönig, daß ich wieder einmal ein Wild vor den Lauf kriegen soll, und auf Hochwild geht die Jagd. Es war schön kalt, so ein echtes und gerechtes Jagdwetter, und drei Tage soll ich ausbleiben. Ich nehme meine Doppelflinte, die ich gut eingeschossen habe — nur um Gottes willen bei solchen Gelegenheiten nicht ein neues Gewehr mitnehmen, man ärgert sich, daß man sich selbst in die Flinte laden möchte — also Morgens früh, wie es auf die Reise geht, denke ich: Halt! deinen Sparpfennig, den du immer bei dir trägst, den nimmst du nicht mit. Man kann nicht wissen, wie man so etwas verliert, und wenn auch das nicht, man ist unruhig und greift immer nach der Brusttasche, ob man's auch noch bei sich hat. Nein, das thust du ab! Aber wohin? Den Schlüssel zum Geldschrank geb' ich der Frau, und sie führt mir ja auch das Buch und führt es gut, besser als ein gelernter Kaufmann. Also wohin mit dem Geld? Ich nehme den Schlüssel zum Wäschschrank und denke, da liegen die Sommerstrümpfe, meine Frau hält viel darauf, daß immer das volle Dutzend daliegt, schön zusammengewickelt. Jetzt im Winter, denke ich, kommt sie nicht darüber, und husch! habe ich mein Geld da hinein gesteckt, und es ist mir, wie wenn mir ein Stein vom Herzen gefallen wäre, da ich das Geld nicht mehr drauf trage. Ich nehme Abschied, reise ab und habe eine glückliche Jagd. Ich komme heim, und meine Frau sagt: ‚Denke dir nur, was uns geschehen ist! Vorgestern Nacht war ein Dieb im Hause und hat den ganzen Wäschschrank ausgeleert!‘ Nun frag' ich euch, ihr Männer, wie kann man sich auf die Frauen verlassen?"

Bei einer Schätzung der Steuerumlage.



Der Bürgermeister: Also Sie behaupten, Herr Schmidt, daß wir Sie viel zu hoch eingeschätzt haben?

Schmidt: Viel, viel zu hoch.

Bürgermeister: Und Sie würden das an Eidesstatt betheuern?

Schmidt: Leider, ja.

Bürgermeister: Gut. Wir wollen also die Sache noch einmal überlegen. Sie können jetzt gehen.

Schmidt: Ach, lassen Sie mich noch eine Weile hier sitzen! Hier sitz' ich als reicher Mann und in meinem Hause bin ich ein sorgenvoller.

Stahlfeder-Wohlthätigkeit.



Leser, du kannst dich und deinen Nebenmenschen daran kennen lernen, je nachdem das, was ich hier zu erzählen habe, angesehen wird — ob lächerlich oder anmuthend.

Meister Hämmerlein — so nannten wir immer den Mann, weil er wie der gleichnamige im Schullesebuch überall, wo er etwas Schadhaftes sieht, einen Nagel einzuschlagen sucht — also Meister Hämmerlein ist ein Mann von einem guten Herzen, wie es wenige gibt auf der Welt. Er hat nichts Großes zu Stande gebracht, aber er hat Manchem, der ihm begegnet, eine Lebensstunde oder auch nur eine Minute erleichtert oder erheitert; seine Gutherzigkeit ist immer wach und nichts ist ihr zu gering, sich daran zu bethätigen. Er ist auch unverdrossen, denn gar vielen Menschen erscheint Gutmüthigkeit

als Zudringlichkeit. Er hat schon oft einen mürrischen Blick dafür bekommen, wenn er z. B. einem Einsteigenden auf der Eisenbahn das Handgepäck abnehmen oder ihm gar zur Bequemlichkeit die Hand reichen wollte; das stört ihn aber nicht.

Meister Hämmerlein ist viel auf Reisen in seinem Geschäft, und wenn er in einem Gasthofe übernachtet, hört man in der ersten Stunde oft ein Rücken und Schieben in seinem Zimmer, denn er stellt die Möbel um, daß Bett und Schreibtisch lichtgerechter sind, und macht überhaupt die ganze Anordnung wohnlicher. Er denkt nicht: du bleibst ja nur einen oder zwei Tage; er freut sich, daß der nach ihm Einziehende auch Alles bequemlicher und wohnlicher finde.

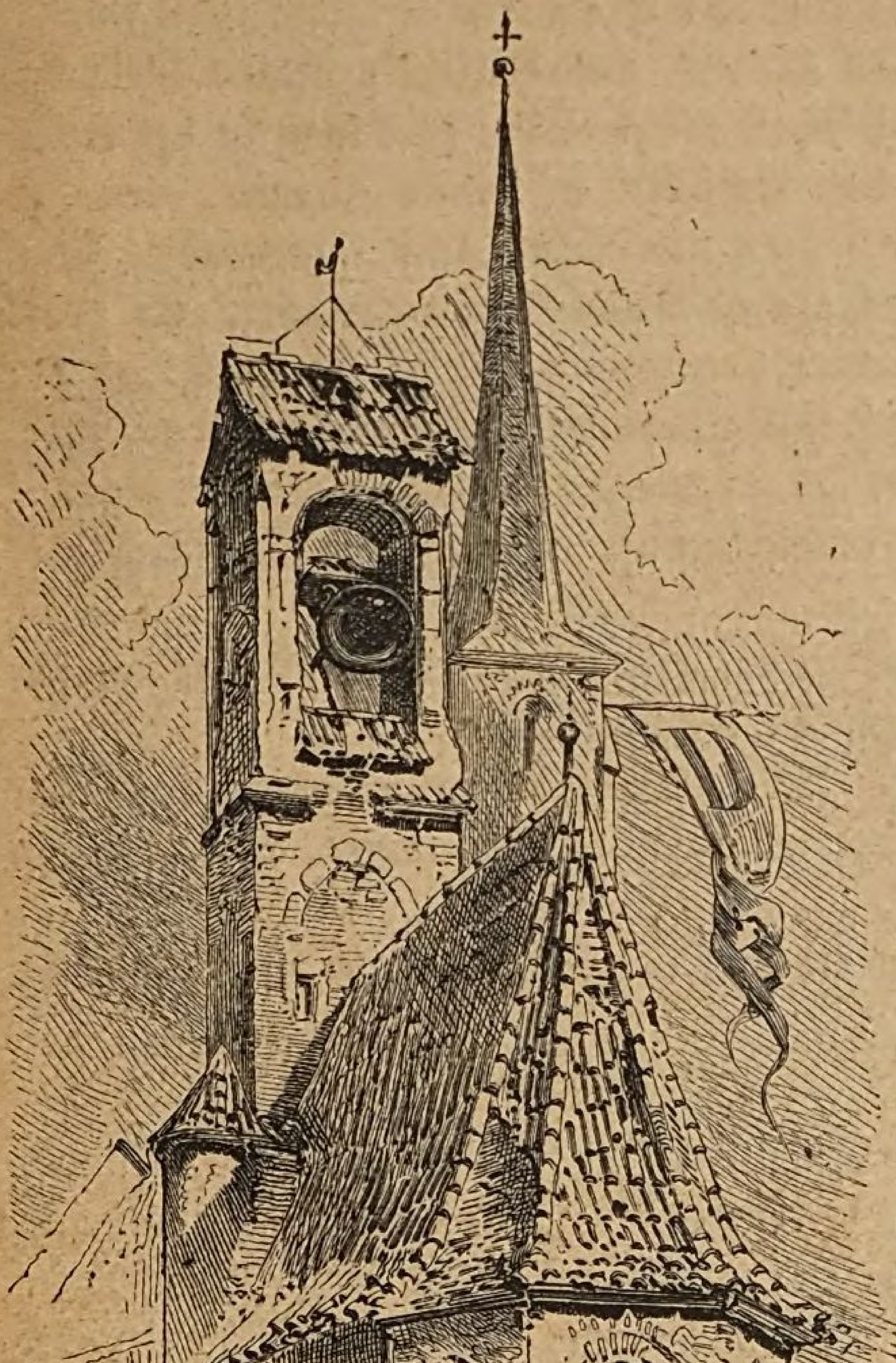
Die Wirthe kennen ihn, necken ihn und lassen ihn gewähren.

Nun hat er sich neuerdings noch eine geheime Wohlthat ausersehen.

Gewiß hast du auch schon gefunden, daß in allen Gasthöfen unbrauchbare Federn beim Dintenzeug liegen.

Meister Hämmerlein läßt nun überall, wo er übernachtet, eine gute, rein gehaltene Feder im Halter zurück für die, die nach ihm kommen.

Frage dich nun noch einmal: ist das anmuthend oder lächerlich?



Zwei Feuerreiter.

Die Glocken klangen im Thüringer Land, sie verkündeten Trauer. Einer der edelsten und tapfersten deutschen Männer, Karl August von Sachsen-Weimar, war nach zwei- und fünfzigjähriger Regierung gestorben.

Es war am Sonntag Mittag im halben Juni des Jahres 1828, die Glocken hatten ausgeklungen und ein großer Theil der Bewohner des Dorfes Vogelsberg saß in der Schenke. Man plauderte allerlei: vom Tode des Herzogs, von der Heuernte, von einer Holzversteigerung im Domänenwald, von einem neuerbauten Hause im obern Dorf und vom Krieg der Russen gegen die Türken. Schumla war ein vergnügliches Wort, das sich gut

behalten ließ, und es war, wie der Dichter seinen beschränkten Pfahlbürger sagen läßt:

Nichts Bessres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.

„Da kommt der alte Luzner!" hieß es plötzlich. „Ja, dem muß es hart angehen, daß unser Herzog gestorben ist. Man sagt ja, sein Vermögen rührt vom Herzog her. Heute muß es ihm doch zu einsam auf seiner Mühle sein. Steh du auf da. Wenn er sich zu uns setzen will, soll er auf dem guten Stuhl sitzen." So hieß es hin und her in der Schenke, während ein alter schlanker Mann, wohl siebzig Jahre alt, aber noch fest und aufrecht gehend, in die graue Müllertracht gekleidet, die Straße daher kam. Er trug eine weiße Rose im Munde, die ihm sein Enkel unterwegs gebracht hatte.

Der alte Luzner kam in der That in die Schenke und nahm den ihm bereit gehaltenen Großvaterstuhl ein. Man saß damals noch nicht so viel im Freien wie heutigen Tages, und die Dorfbewohner sind auch heute noch beim Ausruhen immer unter Dach und Fach. Während draußen Rose und Hollunder blühte, öffnete man in der Schenke kaum ein Fenster.

Der alte Luzner bestellte sich auch einen Krug Bier, und als er den Geldbeutel heraus that und bezahlte, nahm er auch ein gehenkeltes Thalerstück heraus und sagte: „Das ist von Ihm, das hat er mir selber gegeben mit dem andern, und es hat mir viel Segen gebracht. Meine selige Frau hat das Geldstück vierzig Jahre lang an ihrer Granatenschnur getragen. Schaut, so hat er damals ausgesehen."

„Ja, wer denn?" fragte ein pfiffig aussehender Bauer und winkte den Anderen.

Der alte Luzner sah ihn zuerst mit Zorn und dann mit stiller Wehmuth an und sagte: „Wer denn? Wer denn? Natürlich unser Herzog. So kommt Keiner mehr auf die Welt. Er war nur ein Jahr älter als ich, und damals hättet ihr ihn sehen müssen. Ja, damals! Unser Herrgott im Himmel muß seine Freude an ihm gehabt haben,

wenn er ihn hierunten gesehen hat. Tolle Streiche hat er genug gemacht, er und sein Freund da.“ Der Müller deutete hierbei auf die in der Stube hängenden Bilder von Karl August und Goethe, und fuhr fort: „Ja, damals ist man viel lustiger gewesen als heutigen Tages, und wenn's darauf angekommen ist, hat man sich doch wieder in gehörigen Respekt setzen können. Unser Herzog ist lustig gewesen, er hat aber auch geholfen, wo Noth an Mann gegangen ist, und Kraft hat er gehabt für Drei, heißt das in jungen Jahren, ehe er dick geworden ist. Er hätte Jeden von euch im Ringen mit der linken Hand niedergeworfen, und wie wir mit einander gearbeitet haben, das war eine Kraft, die Mauern einreißt; ja, die Menschen werden immer schwächer. So gibt's keine mehr. Ich meine, es ist, wie unser Bezirksarzt mir schon oft gesagt hat: die Kartoffeln sind dran schuld, die machen die Menschen auch nur knollig, aber nicht fest. Nicht umsonst hat man sich — ich kann mich noch ganz gut dran erinnern — so hartnäckig gegen den Anbau von Kartoffeln gewehrt. Ich will euch das ein andermal erzählen.

„Jetzt also unser Karl August. Ja, er ist stehend gestorben, aufrecht, er war der Mann dazu; er hat sich nicht niedergelegt, der Tod hat ihn niederwerfen müssen. Hätte man ihn zum deutschen Kaiser gemacht, es sähe jetzt anders aus in Deutschland. Ich weiß wohl, es ist auch unter euch viel junger Nachwuchs, der uns fast auslacht über die schweren Kämpfe, die wir ausgestanden haben. Wir haben dem Bonaparte den Garaus gemacht, und Niemand hätte geglaubt, daß dann wieder Alles so verschnitzelt sein wird, und die im Coburger Land, im Meininger Land und in Gera und in Schleiz und im Hessischen — Jedes thut, als ob sein Land ein eigener Welttheil wäre. Das wird schon einmal wieder anders werden. Ich möchte es noch erleben, und dem Herzog wär's wohl zu gönnen gewesen, daß er's auch erlebt hätte. Er hat, was an ihm war, seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, und ich und der Vater von der Wirthin da, wir waren drunten in Weimar, wie der Herzog die Verfassung gegeben und beschworen hat. — Aber, ich habe noch ganz Anderes zu erzählen.“

„Ja, erzählt. Wie ist denn das gewesen? Man hört immer nur so davon munkeln. Ja, erzählt, daß man's auch einmal ordentlich weiß.“

So drängten Alle, und der Müller nickte und sagte: „Aber ihr müßt still sein und mir nicht so ins Gesicht hineinrauchen. Freilich,



er hat auch gern geraucht, und seine Pfeife und seine Hunde hat er immer bei sich gehabt."

„Fanget von vorn an."

„Gut. Ich vergesse natürlich den Tag nicht, und es ist auch schon eine gute Zeit, daß ich daran zu denken habe. Also es war am

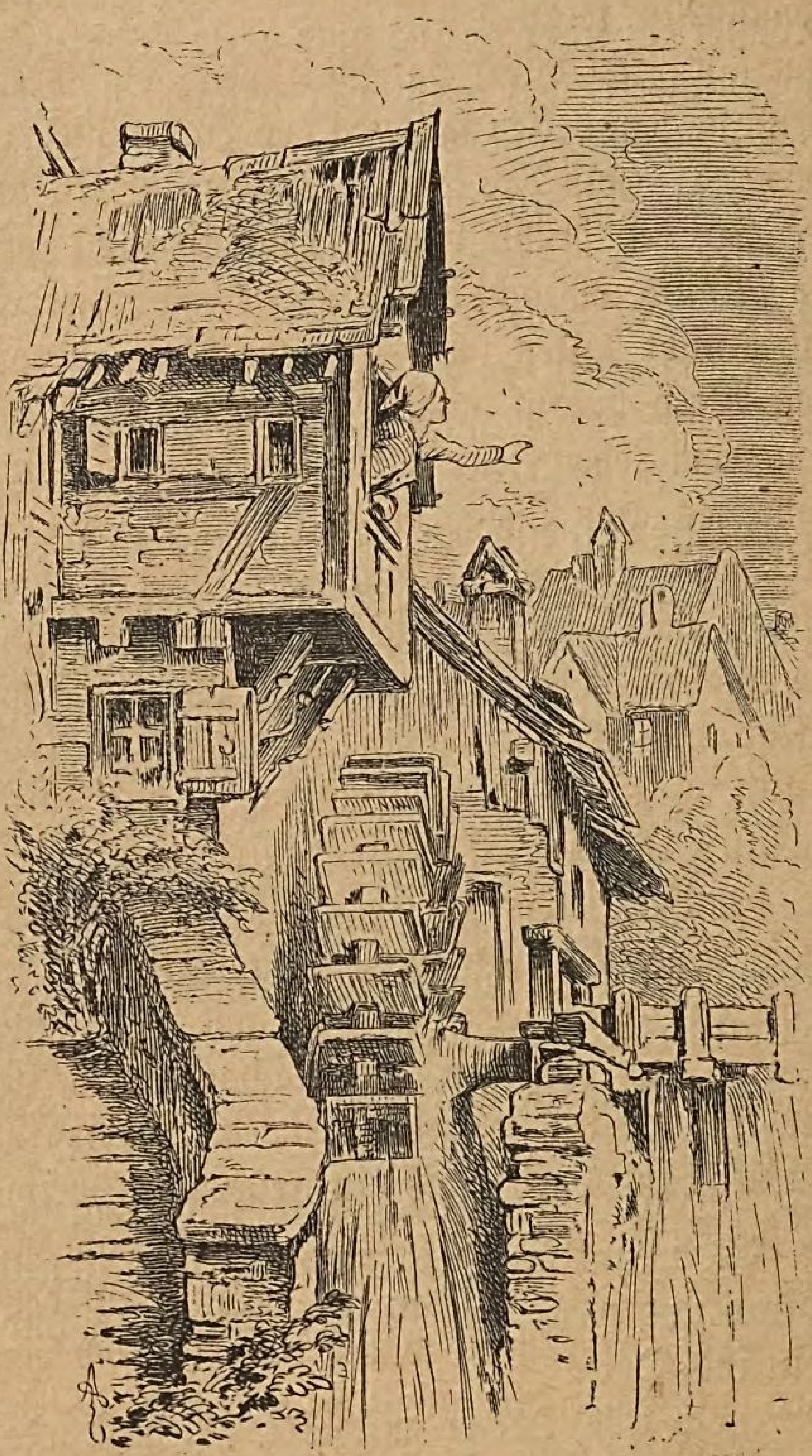
3. März Anno 1779. Wir haben das vergangene Jahr einen prächtigen Sommer gehabt, eine gute Ernte, zu mahlen gibt es genug, und unser Bach, die Scherkonde, ist dazumal doppelt so groß wie heutigen Tages und das ganze Jahr, denn damals hat es bis weit hinein auf der Finne und Hageleite noch nichts als Wald gegeben, da trocknen die kleinen Wässerlein nicht so aus und viele Wässerlein geben einen Bach. Die Müllerei war auch viel leichter als jetzt, höchstens einmal ein bischen Vorlaß als Weißmehl und das Uebrige lauter nährsames Schwarzmehl. Ich fürchte, es kommt bei uns noch so weit wie in England drüben, wo man, wie ich mir habe sagen lassen, gar kein Schwarzbrod mehr backt.

Ich bin also selbige Nacht allein in unserer Mühle. Ich bin damals Mühlknappe gewesen bei dem Müller Heyde, von dem nur noch eine Tochter lebt in Kuhköln, oder Kölleda, wie sie's heißen; es ist jetzt preußisch. Ich gehe also auf und ab, schütte aus und ein. Damals hat man sich die Arbeit noch nicht so leicht gemacht wie heutigen Tages, und wir sind doch gesünder gewesen. Ich weiß nicht, was mir selbige Nacht ist, es ist mir immer, als wenn mich Jemand draußen auf dem Weg oder im Dorf riefe, wie wenn mir etwas Besonderes beschert wäre; und auf Einmal ist mir's doch wieder so bang, daß ich nicht übel Lust hätte, den Meister zu wecken. Es rast ein Wind, daß man meint, er nimmt die ganze Mühle mit fort. Ja, ich glaube nicht an Ahnungen; ich habe hundertmal in meinem Leben erfahren, daß man sich da allerlei einbilden und sich unnöthig plagen kann; und doch ist es auch wieder manchmal, als wenn etwas, was erst kommt, an Einem zupfen und zerren möchte.

Ich sehe zum obern Fenster hinaus, ich weiß nicht warum. Herr Gott! was ist das? Es brennt im Dorf! Ich springe schnell hinunter, stelle das Mühlrad und wecke den Meister, die Frau und die Kinder, und eile hinein ins Dorf.

Damals waren hier noch alle Dächer mit Stroh gedeckt und von einer Feuerversicherung hat man noch nichts gewußt. Ich weiß nicht, ob es jetzt gut ist. Man sollte es fast wieder machen, wie's der Herzog mit einem überwiesenen Brandstifter gemacht hat; er hat ihn — wie es noch von Kaiser Karls Zeiten her Rechtens ist — drüben in Jena hängen lassen. So ist's recht. Man geht jetzt viel zu säuber-

lich mit den schlechten Menschen um. Freilich, es hat damals auch nicht viel genützt, und: heut Nacht hat's da gebrannt, heut Nacht hat's dort gebrannt, hat man jeden Morgen sagen hören. Hinter dem Ettersberg — da ist's am ärgsten; es ist, als wenn die Leute nicht ohne Brand leben könnten. Der Herzog hat jede Nacht mitgeholfen, ist Nachts aus dem Bett und immer auf dem Fleck gewesen, denn von Strapazen hat er gar nichts gewußt. Da hat der Herzog endlich befohlen, daß man den Dörfern hinter dem Ettersberg gar nicht mehr zu Hülfe kommen darf, wenn's brennt. Das hat geholfen. Jetzt also, jenen Mittwoch brennt's in unserm Dorf. Ich bin einer der Ersten auf dem Platz, ich wecke den Schultheiß und den Schmied — der Spritzenmeister ist —, und den Küster, daß er Sturm läutet. Das Sturmläuten hat aber nicht viel genützt. Der



Wind reißt den Glocken das Wort vom Mund weg, und man hört kaum im Dorf was davon, geschweige in den Nachbardörfern. Da sagt der Schultheiß: Es müssen gleich Feuerreiter nach allen Dörfern im ganzen Umkreis. Du, Luzner, geh heim,

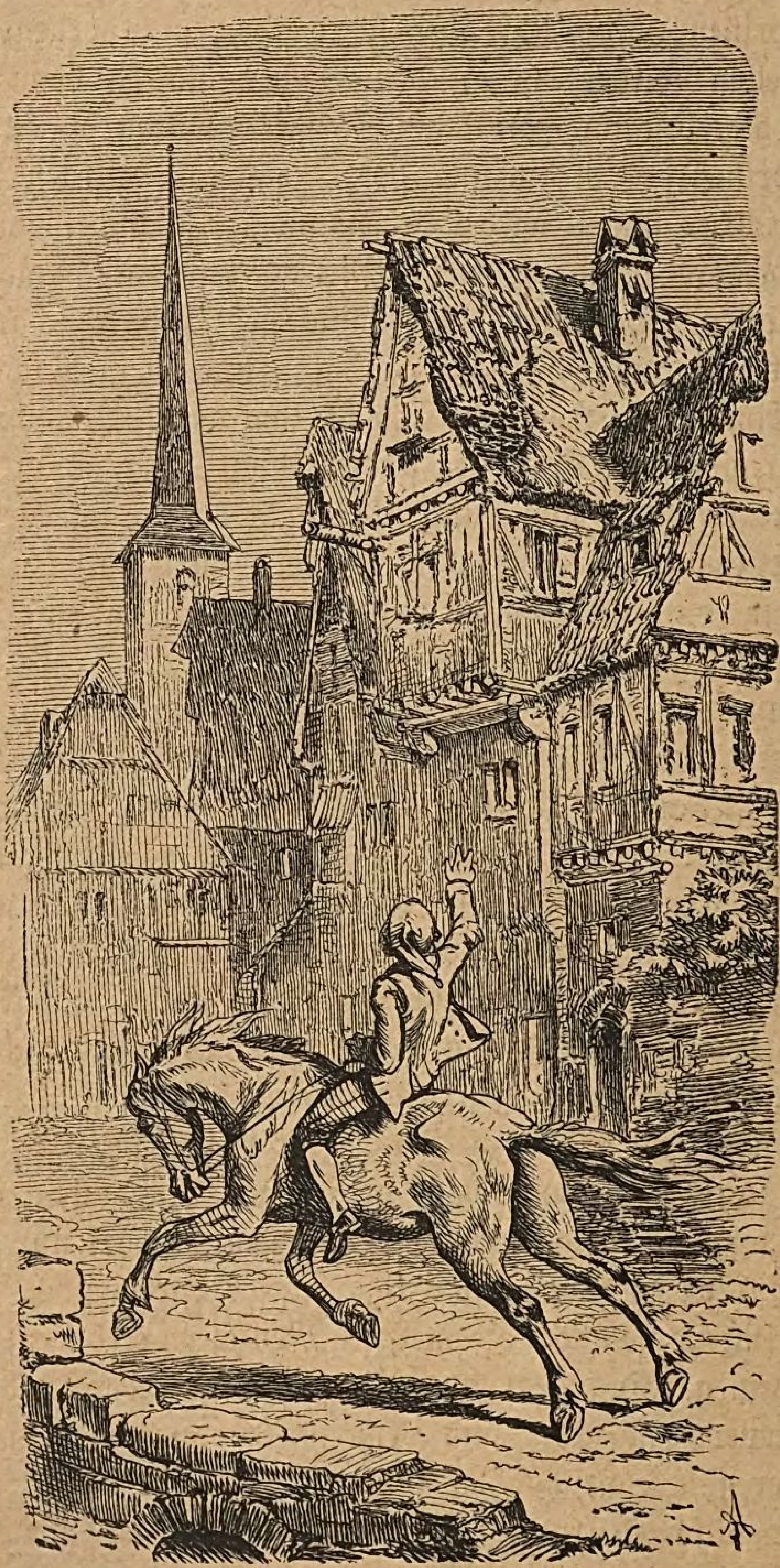
nimm dein Pferd heraus und reit', was du reiten kannst, nach Großnenhausen.

Ich sag': Wir sollten doch zuerst noch unter uns Ordnung herstellen und uns selber helfen, ehe wir nach Anderen rufen. Da sagt der Schultheiß: Still! Kein Wort mehr. Du weißt, was darauf steht, wenn du nicht augenblicklich folgst.

Ich folge und kann fast nicht durch vor Menschen, die ihren Hausrath retten, und wenn sie jetzt helfen möchten den Brand niederlegen, statt zu retten, wäre es gewiß das Beste. Aber was will ich machen? Ich muß fort. In der Mühle wollen sie mich nicht fort lassen, man weiß ja keine Minute, ob nicht ein Flugfeuer auch hierher kommt. Ich lasse mich aber nicht halten, und im gestreckten Galopp reite ich davon durch den Wald hinauf nach Großnenhausen. Ich bin das einzige Mal in meinem Leben Feuerreiter gewesen und dann nie mehr. Ich weiß wohl, es gibt Viele, die sich gern als Feuerreiter fortschicken lassen, weil es leichter und — Gott verzeih mir's — auch lustiger ist, da im Galopp hinfliegen, als sich daheim beim Brand herumstoßen und ausschimpfen zu lassen; aber mir ist's nicht so, mir ist es schrecklich, daß ich fort soll und hinter mir ist Noth und Jammer. Wie ich nun durch das Nachbardorf reite und durch die stillen Gassen rufe: „Feuerjo! Feuerjo! Hülfe!“ mir selber stehen die Haare zu Berg, wie wenn ich selber all den Schreck spürte von den Menschen, die ich jetzt aufwecke. Ich muß ein ganzes Dorf in Aufruhr bringen, und ich hab' geschrieen, ich bin acht Tage lang heiser gewesen; vielleicht aber auch von dem, was nachgekommen ist.

Die Großnenhauser sind rasch auf dem Fleck, die Spritze ist bald heraus; ich sorge dafür, daß von da aus ein Feuerreiter weiter geschickt wird in das nächste Dorf, und ich reite der Spritze voraus heimwärts. Wie wir aus dem Wald kommen, da droben auf dem Berg — die Linden, die jetzt dort stehen, waren damals noch viel kleiner, und ihr wisset ja, da sollen die alten deutschen Kaiser begraben liegen — da ist es jetzt so hell, man hätte eine Nadel auf dem Boden finden können. Das halbe Dorf steht in Flammen, und die Flamme frißt immer weiter hinein bis zur Kirche. Daheim hat Alles den Kopf verloren, die Leute rennen einander um und helfen doch nicht; die Kinder schreien, die Weiber heulen, die Männer

fluchen. Ich will Ordnung machen, aber was ist ein einziger Mensch in so einem Durcheinander? Man möchte hundertfach sein und überall. Und da stehen die Einfältigen und thun sich was zugute auf ihren Glauben und sagen: „man muß es gewähren lassen, Gott wird schon helfen.“ Ja wohl, Gott hilft, aber er hilft auch nur; wir müssen selber Hand anlegen, wenn er soll helfen können.



Da an Einem Ort befehlen Zehn auf Einmal und Keiner folgt, und da drüben steht ein Trupp und sie strecken die Köpfe zusammen, und Keiner gibt an, was zu thun ist.

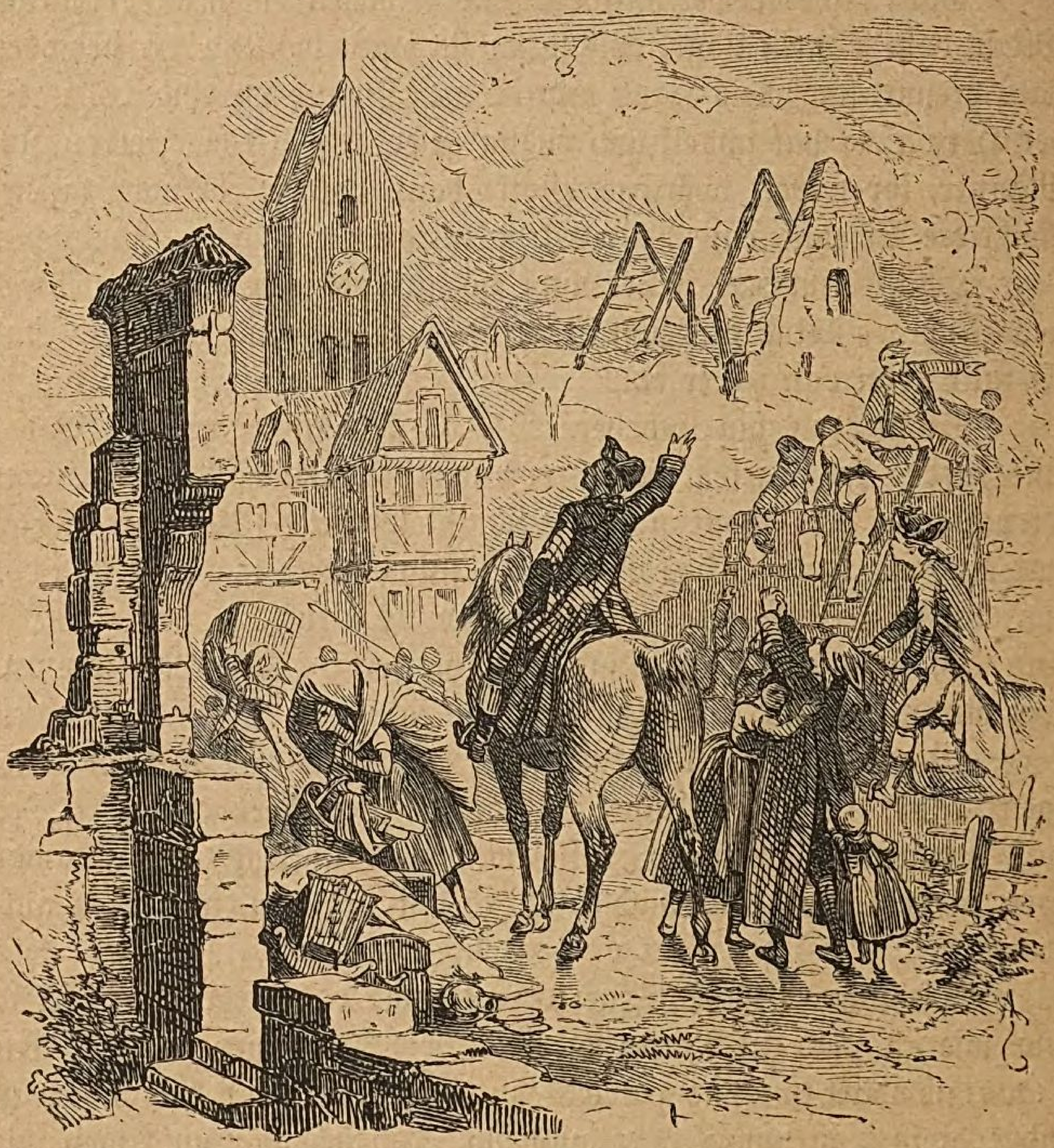
Ich gebe mir alle Mühe, Ordnung herzustellen, es gelingt mir auf eine kurze Weile, die Spritzen schnaufen, das Wasser zischt und es ist Alles still. Dann heißt es aber bald: „Du junger Bursch, was willst du? Stell'

dich in die Reihe, du bist nicht mehr als ein Anderer." Ich hab' mir mein Lebtag nicht eingeredet, daß ich was Besonderes sei; aber wenn Niemand da ist, der Ordnung machen kann oder mag, da muß es unternehmen, wer da sieht, wo es fehlt.

Es sind Spritzen genug da, aber sie werden nicht ordentlich bedient. Wir stellen Ketten bis an den Bach, und da heißt es plötzlich wieder: hier braucht man keine Spritze, da und da ist sie nöthiger; die Spritzen fahren hin und her, die Ketten werden zerrissen und sind nicht so schnell wieder bei einander. Manche wollen sich davon schleichen, ich halte fest, wen ich kriege, und muß manchen Puff unbezahlt lassen. Der böse, böse Wind geht immer schärfer und — „es nützt doch nichts," heißt es bald, und mein Nachbar nimmt mir den Eimer nicht mehr ab, den ich ihm gebe. Ich schreie was ich kann, da gießt mir Einer — ich sehe nicht, wer es ist — einen vollen Eimer über den Kopf, und Alles lacht mitten im Elend. Aber das ist mir zugute gekommen, ihr werdet's schon hören. Ich trete aus und denke: du gehst heim, es sind Andere auch auf und davon; du hast das Deinige gethan, mehr als genug.

Da! Schaut auf! Dort vom Kaiserberg herunter kommen zwei Reiter im gestreckten Galopp; der auf dem Braunen mit den Hunden daneben, das ist der Herzog, und der auf dem Schimmel, das ist sein Herzbruder, den er sich aus Frankfurt geholt. „Der Herzog kommt! Der Herzog ist da!" heißt's auf einmal, und war schon vorher keine rechte Thätigkeit, so hört jetzt vollends Alles auf. Der Schmied auf der Spritze schreit sich heiser und flucht, daß kein Wasser mehr aus dem Schlauch dringt, aber das nutzt Alles nichts. Sie schauen Alle nach dem Herzog, wie wenn der allein helfen könnte; jetzt hat Keiner mehr was zu thun. Ihr werdet schon gehört haben, daß man wirklich geglaubt hat, der Herzog kann allein mit dem Feuer fertig werden, er kann einen Feuersegen, er darf nur die Worte sprechen, und es ist wie: „Feuer lösch' aus," vorbei ist's. Ja wohl, was natürlich ist, wollen die meisten Menschen viel weniger sehen; lieber haben sie eine geheime Lust an einem Aberglauben. Wenn es einen Feuersegen gäbe, und wenn ihn der Herzog gekannt hätte, da hätte er sich nicht der Lebensgefahr ausgesetzt und gearbeitet, daß der Schweiß an ihm heruntergelaufen ist, wie ihr

gleich hören werdet. Jetzt also, da kommt der Herzog und sein Freund, sie haben fast wie Brüder einander ähnlich gesehen. Sie reiten ganz nahe heran, der Andere steigt vom Schimmel und der Herzog bleibt noch eine Weile oben sitzen und hält still eine Hand



in die Höhe. Er ist gescheit, er merkt, wo der Wind herkommt, und dreht sein Pferd, da versteht man ihn, denn man hat vor dem Wind sein eigen Wort kaum gehört, und jetzt ruft der Herzog — er hat eine mächtige Stimme — daß man Fassung behalten und den Anordnungen unweigerlich Folge leisten soll. Jetzt steigt er ab und der Geheime Rath macht Ordnung, und er hat eine Stimme und

ein Wesen und ein Auge, daß Jeder ihm gehorchen muß, und damals war er noch schön, bildschön, und er hat auch selber mitgeholfen und sich in die Kette gestellt. Aber das nutzt jetzt nichts mehr, es ist zu spät!

Ganz nahe bei der Kirche brennt schon eine Scheune, und die Glocke vom Thurm klagt, wie wenn sie sagen wollte: „Helfet doch, bald brennt auch mein Haus und ich muß stumm werden.“ Da ruft der Herzog, er hat schnell und richtig gesehen, wie's hier steht: „Ihr Männer, ihr werdet doch euer Gotteshaus nicht verbrennen lassen? Reißt die Scheune ein und rettet die Kirche.“

„Man kann dem Feuer nicht zu nahe kommen, das ist lebensgefährlich ... Und vielleicht ist die Scheune noch zu retten ... Und sie fällt schon von selber ein.“

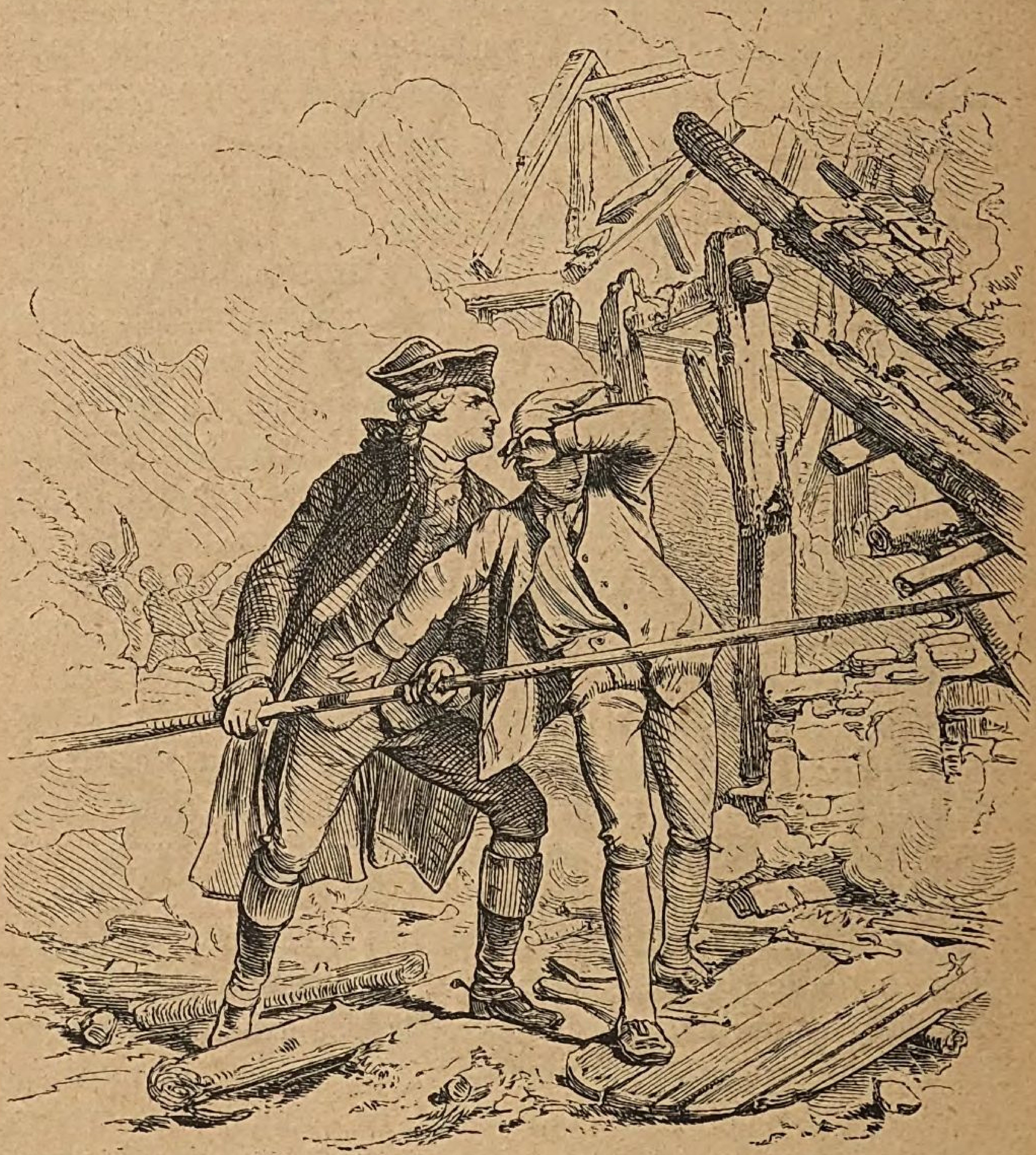
So heißt es hin und her. Der Herzog stampft auf den Boden und ruft: „Ja, warten, bis es von selber einfällt! Reißt ein, sonst ist verloren, was noch zu retten ist. Reißt ein!“ Und der Herzog hat noch ein paar saftige Scheltworte dran gehängt. Das ist recht.

Aber Alles bleibt stumm und starr. Da ruft der Herzog wieder und faßt einen Feuerhaken und hebt ihn hoch: „Wer folgt mir und legt mit Hand an?“

„Ich,“ sag' ich. Und von dem Augenblick an hab' ich nichts mehr gespürt von der Kälte, die mir am Leib herunter rieselt; ich fasse mit an und ich sage: „Lasset mich vornhin stehen, Durchlaucht, Herr Herzog; sie haben mich mit Wasser übergossen, ich brenne nicht so leicht.“

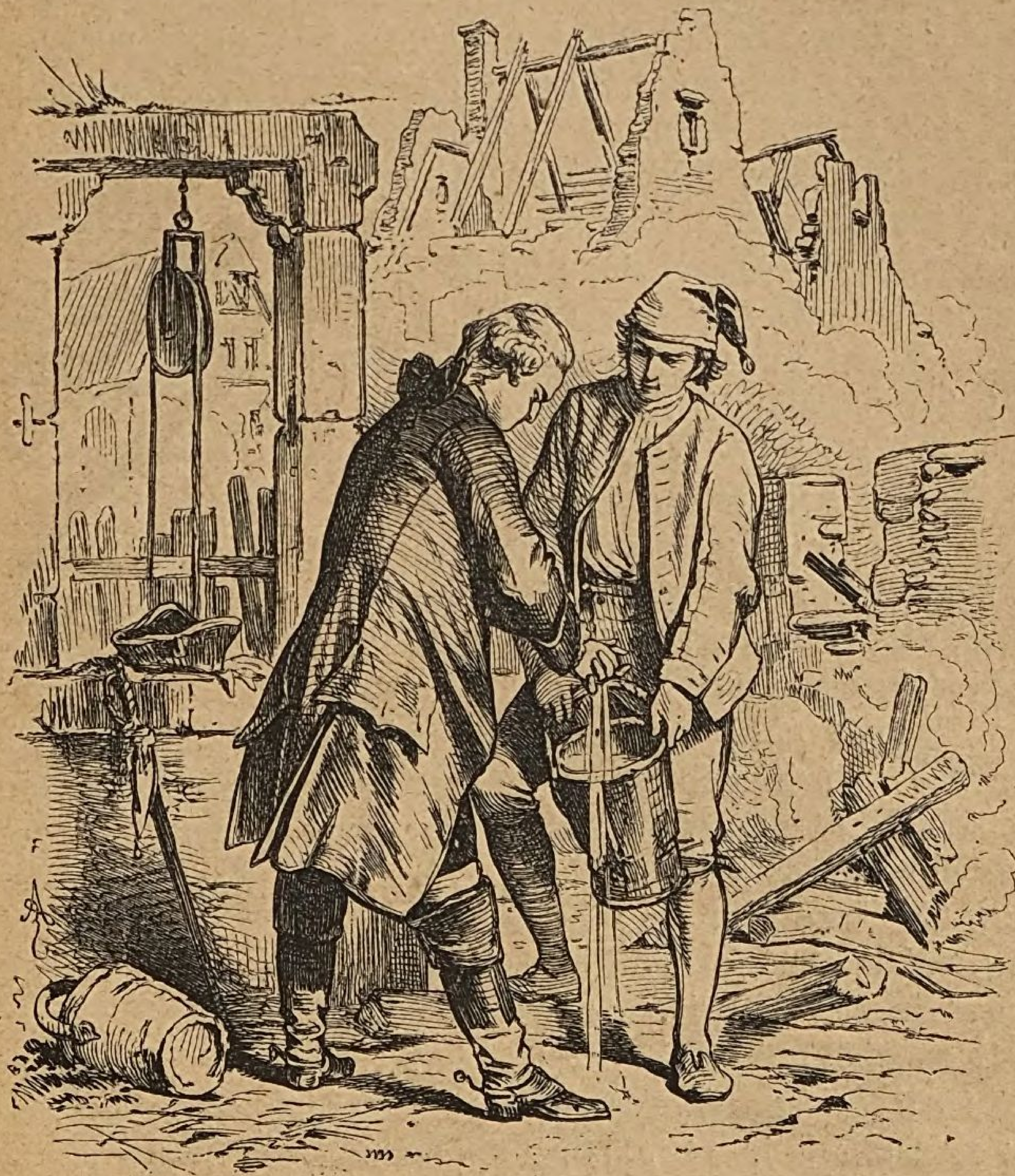
Wir legen also den Feuerhaken an und ziehen mit aller Macht, und wie ich nach der Vorderwand sehe, da schwindelt mir's; das Haus schwankt vor und zurück, mir ist's, wie wenn sich die ganze Welt dreht, mir wird ganz taumelig. Ich sehe gar nicht mehr hin und reiße aus aller Kraft, und krach! da fallen die brennenden Balken herunter, und ich meine, ich läge im Feuer; ich fasse zurück nach dem Herzog, ob er auch mit mir im Feuer liegt. Sehen kann ich nichts vor Rauch und Feuer, und es brennt mir die Augbrauen ab und meinen ersten Bart, mit dem man sich in jungen Jahren so sehr freut. Ich bin nicht verbrannt und der Herzog auch nicht, aber trocken bin ich gewesen, plötzlich wie aus dem Backofen heraus. Und

der Herzog sagt: „Nun besser! Kamerad! Wir haben's ungeschickt gemacht; wir müssen das brennende Sparrwerk ins Feuer werfen, nicht zu uns her.“ Wir legen nochmals an, und richtig, es gelingt uns. Und jetzt — ja, so ist's, wenn Einer vorangegangen ist, da



kommen sie nach — jetzt kommen auch die Anderen und helfen uns, sie schämen sich doch, daß sie den Herzog so für sich arbeiten lassen, aber der tritt nicht aus und geht nicht vom Fleck, bis die Scheune nieder ist. Das Feuer bekommt einen andern Weg und wird niedergehalten, die Kirche ist gerettet.

Der Herzog wäscht sich in einem Feuereimer die Hände, ich steh' daneben und thu mir auch etwas Wasser ins Gesicht, meine Augen brennen mich und mein Kinn, wo mir der Bart abgebrannt ist. Da fragt mich der Herzog:



„Wie heißt du?"
„Luzner."
„Und du bist?"
„Mühlknappe."
„Komm mit in die Kirche."

Ich gehe mit dem Herzog. Der Hund, der uns gefolgt ist, legt sich auf ein Wort des Herzogs an der Thür nieder.

Wir treten ein.

Der Herzog geht voran bis an den Altar. Ich folge ihm. Dort steht er eine Weile still, dann, ohne ein Wort zu reden, greift er in die Tasche, holt eine Börse heraus, leert sie auf den Altar und sagt: „Luzner, nimm das, nimm's nur." Ich lasse mir das natürlich nicht zweimal sagen. Ich nehme das Geld, stecke es ein, der Herzog nickt. Das Geld ist doppelt gesegnet, durch die Hand und durch den Altar ... Das ist mir nachher tausendmal durch den Kopf gegangen; damals aber habe ich kein Wort reden können, ich glaube, ich habe nicht einmal Dank gesagt. Ich habe dem Herzog nur die Hand dargereicht und er hat mir die Hand gedrückt. Und diese starke Hand ist jetzt auch starr und todt ..."

Der alte Luzner hielt inne, drückte die weiße Rose mehrmals an die Nase, dann fuhr er fort:

„Der Herzog mag auch müde gewesen sein von dem Ritt und von der Arbeit. Er setzt sich still in eine Kirchenbank und legt die Hände über einander. Von draußen beginnt's zu tagen, und ich sehe, wie der Herzog die Augen schließt.

Damals war's der Brauch und er sollte auch heute noch sein, daß man nach einem Brand die Abdankung hält. Die Kirche wird voll von Weibern und Kindern, und vom Empor herunter braust es plötzlich mit mächtigem Orgelklang: „Nun danket Alle Gott!" Die ganze Gemeinde singt mit, und der Herzog schlägt die Augen auf. Wie muß es ihm gewesen sein, wie er so erwacht! Wenn er jetzt drüben in der Ewigkeit aufwacht und hört die himmlischen Heerschaaren, es kann ihm nicht wohler sein ... Er greift an den Kopf und merkt, daß er noch den Hut mit der Goldborde auf hat; er zieht ihn ab und so steht er da, bis der Gesang vorüber ist.

So lange ich lebe, habe ich keinem Gottesdienst beigewohnt, der heiliger gewesen wäre als der, und Alles war himmlisch froh und der Jammer der Abgebrannten ist zur Ruhe gekommen. Wie ich jetzt den Herzog so ansehe, ist er mir gar kein Herzog mehr gewesen; wir sind Alle Eins vor Dem da, zu dem wir jetzt reden; auf dem Platz, wo wir jetzt stehen, da ist es eins, ob man in einem

Schloß oder in einer Strohhütte daheim ist. Ich hätte zu ihm hingehen und ihm sagen können: Bruder! vor Gott sind wir Alle gleich,



aber du hast es gut, du kannst mehr Gutes thun als Andere, und du thust es. Sei froh und danke Gott für alle die tausend Dank, die du dir einernten kannst.

Jetzt ist dem Herzog sein goldbordiger Hut auf den Boden gefallen, und ich bin froh, daß ich ihn aufheben und doch auch etwas thun kann, und ich hab' in den Hut hinein gesagt: Ich danke dir, und du sollst nicht an den Unrechten gekommen sein, verlaß dich



drauf . . . Ich hab's in mir gespürt, daß ich von der Stunde an ein braver Kerl sein muß. Ich bin's schuldig.

Wir gehen jetzt Alle aus der Kirche, die Sonne steht hoch am Berg, der ganze Himmel ist Eine rothe Pracht, und ich habe dem Herzog ins Gesicht gesehen, das im Morgenroth glänzt, und neben ihm steht sein Freund, und der Herzog sagt: „Wo warst du?"

„Ich will's dir auf dem Heimweg erzählen," sagt der Freund; sie haben einander geduzt wie Brüder.

Da ist der Schmied vorgetreten und sagt:

„Durchlaucht, der Herr — er hat nicht gewußt, daß er Goethe heißt — hat die Kette bis zum Bach geordnet und selber mit geschöpft und, Alles so gut und streng gemacht, daß wir ihm tausendmal Dank sagen müssen."

Die Pferde wurden herbeigeführt und die zwei Feuerreiter steigen auf. Ja, das sind andere Feuerreiter als Unsereins! Der Herzog sagt noch zu den Umstehenden: „Ich will für euch sorgen so gut als ich kann."

Und die Beiden reiten davon in den jungen Tag hinein, in das Morgenroth . . .

Jetzt ist der Herzog todt. Ja, ja, die Sonne geht auf und geht unter, und Brandstätten werden wieder neu bebaut, und es sterben Menschen, von denen man hätte glauben mögen, der Tod könne gar keine Gewalt über sie haben, und es kommen neue Menschen und die Welt fängt immer wieder von vorn an.

An jenem Morgen, mitten unter dem Elend, habe ich zum Erstenmal gesehen, was es heißt: auf der Welt sein und darin Einen finden, der ein echter, rechter Mensch ist, und dem man alles Gute, was auf der Welt ist, zusammensuchen und bringen möchte.

Ich wünsche nur, daß Jedem einmal die Sonne so aufgehe, wie mir damals . . ."

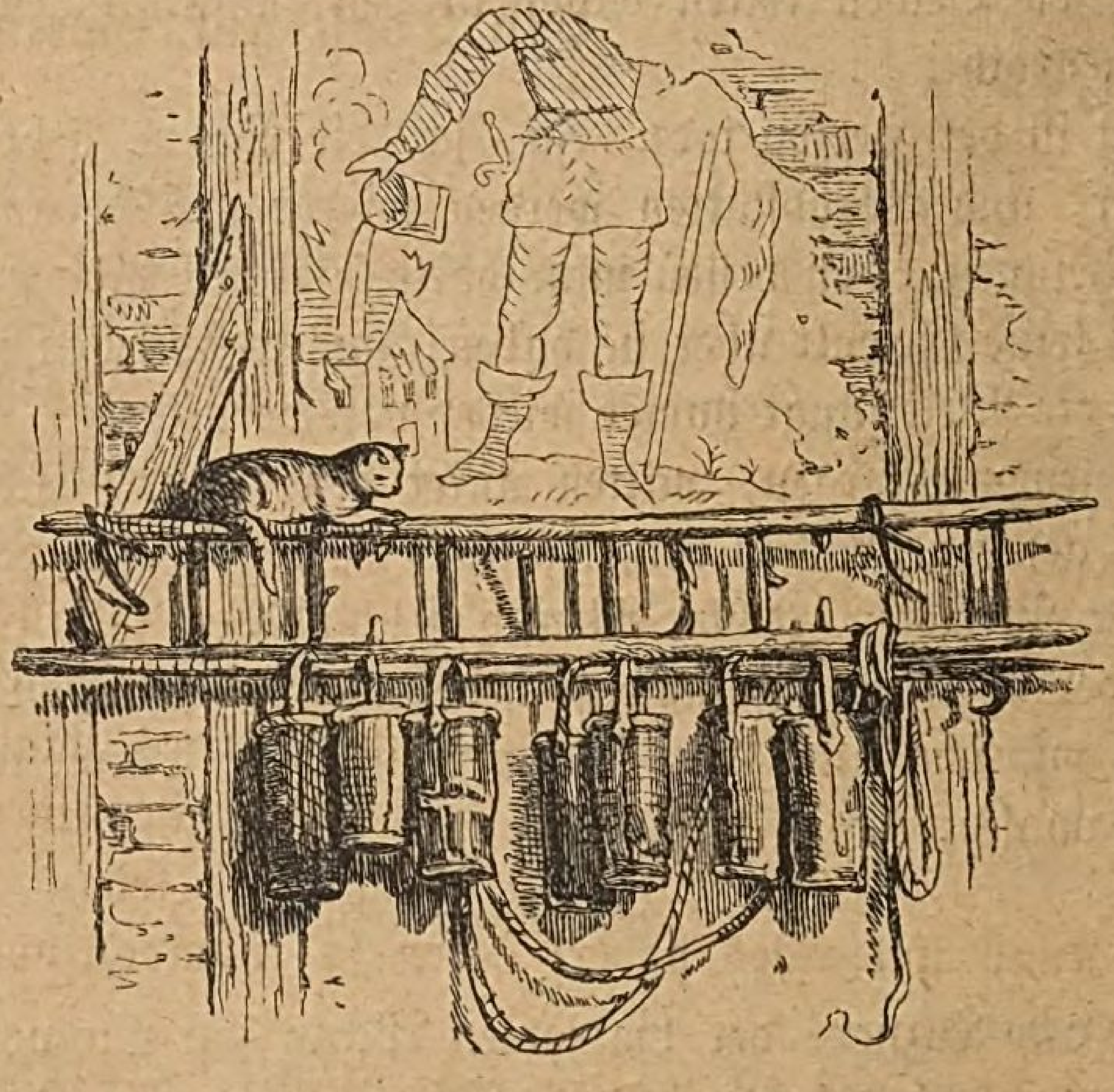
Der alte Luzner, der die letzten Worte fast nur vor sich hinmurmelnd gesprochen hatte, schwieg jetzt, und auch im Zuhörerkreise war eine Weile Stille. Endlich fragte der pfiffig aussehende Zuhörer wieder:

„Nun habt Ihr aber doch nachgezählt, wie viel es gewesen ist, was Euch der Herzog geschenkt hat? Saget ehrlich, wie viel war's?"

„Brauchst mich nicht zu ermahnen, es ehrlich zu sagen. In Geld waren es gradaus 75 Thaler, und das war zur damaligen Zeit so viel als heutigen Tages das Dreifache; aber es hat noch

etwas darin gesteckt, was man nicht zählen kann. Das doppelt gesegnete Geld hat mir doppelten Segen gebracht. Ich habe Alles ausgegeben bis auf das eine Stück, das meine selige Frau vierzig Jahre lang an ihrer Granatenschnur getragen hat. Schaut, so hat unser Herzog damals ausgesehen."

Es war während der Erzählung Abend geworden. Wiederum ertönten die Trauerglocken, und unter ihrem Klange ging der alte Luzner heim nach seiner Mühle.



Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.



Ein Toast auf Goethe.

Vor dem Jahr 1848 — dieses Jahr hat auch hierin einen Einschnitt gemacht — wurde in vielen Kreisen, namentlich in Berlin, Goethe's Geburtstag festlich begangen. Es ist zu hoffen, daß jenseits der Kämpfe um ein einiges Vaterland, die mit dem Jahr 48 begonnen, und in welchem wir heute noch stehen, sich die großen Gedenktage des deutschen Volkes wieder erneuen. Denn erst, wenn ein gesundes, staatliches Leben errungen ist, geziemt es, in neuer Weise das Andenken Derjenigen zu feiern, welche die deutsche Kunst und alles höhere Leben so ruhmvoll vor aller Welt begründet haben.

Auch schon vor 48 fühlten freie Geister, daß die Gegenwart nichts darzubringen habe, mit dem sie in dem Tempel des höheren Lebens, Feste feiernd, eintreten können. Zu diesen für Vaterland und Freiheit wirkenden Männern gehörte der geistvolle Professor Eduard Gans in Berlin. Nun war er auch einmal am 28. August bei einem Festmahle zur Erinnerung an Goethe, und nachdem viele Trinksprüche ausgebracht waren, die den Ruhm und die schönen Werke des großen Dichters priesen, sagte Professor Gans, sich erhebend:

„Meine Herren, ich will Ihnen zu dieser Festfeier eine Geschichte erzählen. Mein Vater wohnte in der Kurstraße und uns gegenüber wohnte ein lustiger, aber nicht eben der Mäßigkeit huldigender Schuster, der sich indeß immer einen Grund dafür suchte, wenn er einen frischen Trunk zu sich nehmen wollte. Da ließ mein Vater eines Tages unser Winterholz führen. Der Nachbar Schuster sieht zum Fenster hinaus und sagt: ‚Ei, ei, was da der Herr Gans für schönes buchenes Holz führen läßt — darauf muß ich eines trinken.‘ — Meine Herren, trinken wir auf Goethe!“

Zeit für Kinderbücher!



Zwei, drei Tage vor Weihnachtsabend, ja oft erst am Vorabend desselben heißt es: Karl, Wilhelm, Lina wünscht sich auch ein Buch! Und der Mann sagt: Besorge du das, liebe Frau! Oder wenn's besonders gut steht, geht er auch noch mit in den Buchladen. Da ist Alles bunt ausgelegt, Einbände, wie man sie schöner nicht wünschen kann. Man trägt seinen Wunsch vor und der Buchhändler fragt: Wie alt ist das Kind? Ist's ein Knabe? Ist's ein Mädchen? Er legt eine ziemliche Auswahl vor, natürlich Alles mit Bildern, bunten oder schwarzen, denn ohne das geht's nicht mehr. Man entscheidet sich je nach Preis und Ansehnlichkeit für ein bestimmtes, und in den vielbewegten Weihnachtstagen ist man froh, daß mitten in aller Unruhe das Kind in sein Buch versenkt ist und in nichts stört.

Was aber liest das Kind? Das weiß weder Vater noch Mutter. Sie sind in religiösen Dingen frei gesinnt, und das Kind liest vielleicht frömmelndes Zeug; sie sind stark und rüstig, arbeitsam und klar, und das Kind schlürft Süßlichkeiten ein, die noch verderblicher sind als allerlei Zuckerwerk; sie sind aller Phan-

tasterei und gewaltsamen Aufregung abhold, und das Kind liest schauerliche Abenteuer von Blutaussaugern und Menschenfressern, die ihm freilich das Blut nicht aussaugen, aber es unnatürlich erhitzen und ihm das einfache Menschengefühl aufzehren.

So ist's. Die Polizei warnt vor Spielzeug mit giftigen Farben, die Eltern sind sorgsam bedacht, daß das Kind nichts genießt, was seine Gesundheit schädigt. Aber die giftigen Farben der Bücher, die verderblichen Genüsse der Schrift lassen sie sorglos und unbekümmert in seine Seele dringen.

Allerdings wäre es besser, wenn die Kinder nichts zu lesen brauchten, wenn sie sich im Freien tummeln könnten, oder wenn ihnen die Eltern erzählen könnten. Aber Beides ist in unseren Verhältnissen nicht mehr anders zu gestalten. Das städtische Leben, die Abgemessenheit der Wohnräume läßt das freie Tummeln der Kinder nicht mehr aufkommen, und Vater und Mutter, zumal der Ernährer des Hauses, ist von der Strenge des Berufes und der Arbeit, wie sie heute erfordert wird, derart ermüdet, daß nur noch selten Einer dazu kommt, seinen Kindern Geschichten zu erzählen. Man muß ihnen also Bücher geben. Am besten wär's, sie kämen mit Grimms Kinder- und Hausmärchen und etwa noch mit Gustav Schwabs Sagen des Alterthums aus; aber das ist auch bald verbraucht und die Kinder werden es überdrüssig. So muß man also zu Neuem greifen, und hier tritt die Mahnung an die Eltern, dem Kinde kein Buch in die Hände zu geben, das sie nicht selbst ganz oder doch größtentheils durchgelesen haben. Was nicht werth ist, daß es die Eltern durchsehen, ist gewiß auch nicht werth, den Kindern in die Seele gepflanzt zu werden.

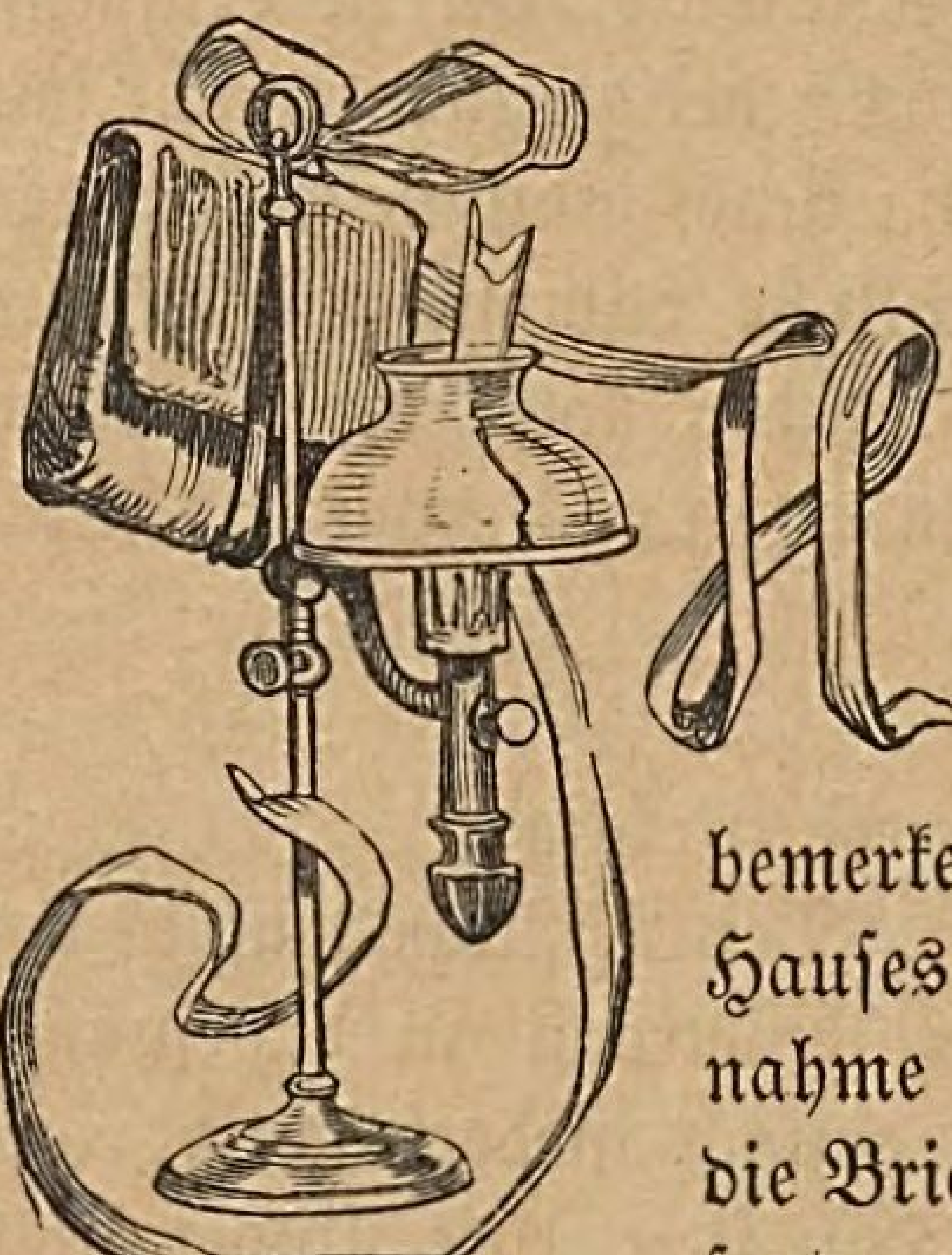
Der „Pädagogische Verein" in Berlin hat ein Verzeichniß von Kinderbüchern herausgegeben, das den Eltern die Auswahl erleichtern kann; aber bei diesem Verzeichniß scheinen Rücksichten obgewaltet zu haben, die allerdings, wie sich von selbst versteht, nicht geradezu Schädliches, aber doch Läppisches und Verwaschenes aufnehmen ließen.

Das Beste also ist und bleibt, daß Vater und Mutter sich in den Wochen vor Weihnachten Zeit nehmen, die Bücher, die sie ihren Kindern geben wollen, selbst durchzulesen, und es wird ihnen daraus

nicht nur Beruhigung, sondern auch neue Freude werden: Wenn sie das Kind in sein Buch versenkt sehen, werden sie wissen, welche Bilder und Gedanken jetzt in seine Seele dringen, und sie können mit ihm davon reden und sich erzählen lassen, seine Auffassungsfähigkeit und seinen Charakter immer besser erkennen und leiten lernen.

Wer es nicht nur mit dem körperlichen, sondern auch mit dem geistigen Wohl seines Kindes ernst nimmt, der lasse sich diese Erinnerung zu Herzen gehen.

Ein vornehmer Lehrling.



Hochgeehrter Herr Geheimer Rath!

Es ist mir sehr erfreulich, daß Sie mir Ihren Sohn in die Lehre geben wollen. Ich muß Ihnen aber bemerken, daß es nach dem Herkommen unseres Hauses unmöglich ist, mit demselben eine Ausnahme zu machen. Er wird daher nicht nur die Briefe zur Post tragen und abholen müssen, sondern ist auch verantwortlich für Herrichtung der Lampen u. s. w. und muß dabei selbst mit Hand anlegen.

Ich halte es daher für besser, Ihnen dies schon jetzt im Voraus mitzutheilen u. s. w.

Werner, Kaufmann.

Hochgeehrter Herr Werner!

Indem ich Ihnen für Ihre Mittheilung danke, sage ich Ihnen, daß ich durchaus nichts dagegen habe, wenn mein Sohn als Lehrling in Ihrem Geschäft die Lampen herrichtet u. s. w. Dies wird meinem Sohne nichts schaden, und ich wünsche nur, daß es Ihren Lampen nichts schade u. s. w.

Korn, Geheimer Rath.

Wer ist niederträchtig?



Es ist doch schrecklich,“ sagte ein vornehmthuerischer Kaufmann jüdischer Confession zu einem Glaubensgenossen, „es ist doch schrecklich! Ich lasse meine beiden Töchter — um keine Trennung und kein Aufsehen zu erregen — in der Schule, die sie besuchen, auch den christlichen Religionsunterricht mit anhören, und da brach nun in der letzten Stunde der Geistliche mit einem so bittern Haß gegen die Juden los, die Christum gekreuzigt haben sollen, daß meine Kinder ganz verzweifelt heimkamen und vor Weinen fast vergehen wollten.“

„Das ist niederträchtig.“

„Nicht wahr, Sie finden es auch niederträchtig?“

„Ja wohl, aber zunächst von Ihnen. Der Geistliche mag es vor seinem Gewissen verantworten, daß er Zwietracht in die jungen Herzen pflanzt; von Ihnen aber ist es einfach niederträchtig, aus Furcht und Zaghaftigkeit oder gar aus Lässigkeit Ihre Kinder nicht daran zu gewöhnen, offen ihren Glauben zu bekennen und sie darum theilnahmslos oder mit Widerspruch in der Seele in eine Unterrichtsstunde zu versetzen, die ihnen fremd bleiben soll.“

Der Angeredete ließ den Klagenden stehen, der ihm staunend nachsah.

Der gute Kamerad.



Es war ein Regentag in Reichenhall. Regentage sind überall schlimm, wenn man auf gut Wetter wartet; da stehen die Berge ringsum, aber man hat eben so viel davon, als wenn man in Prenzlau wäre, und Prenzlau hat einen der besten Männer zu seinem Bürgermeister; das macht aber noch keine schöne Gegend aus.

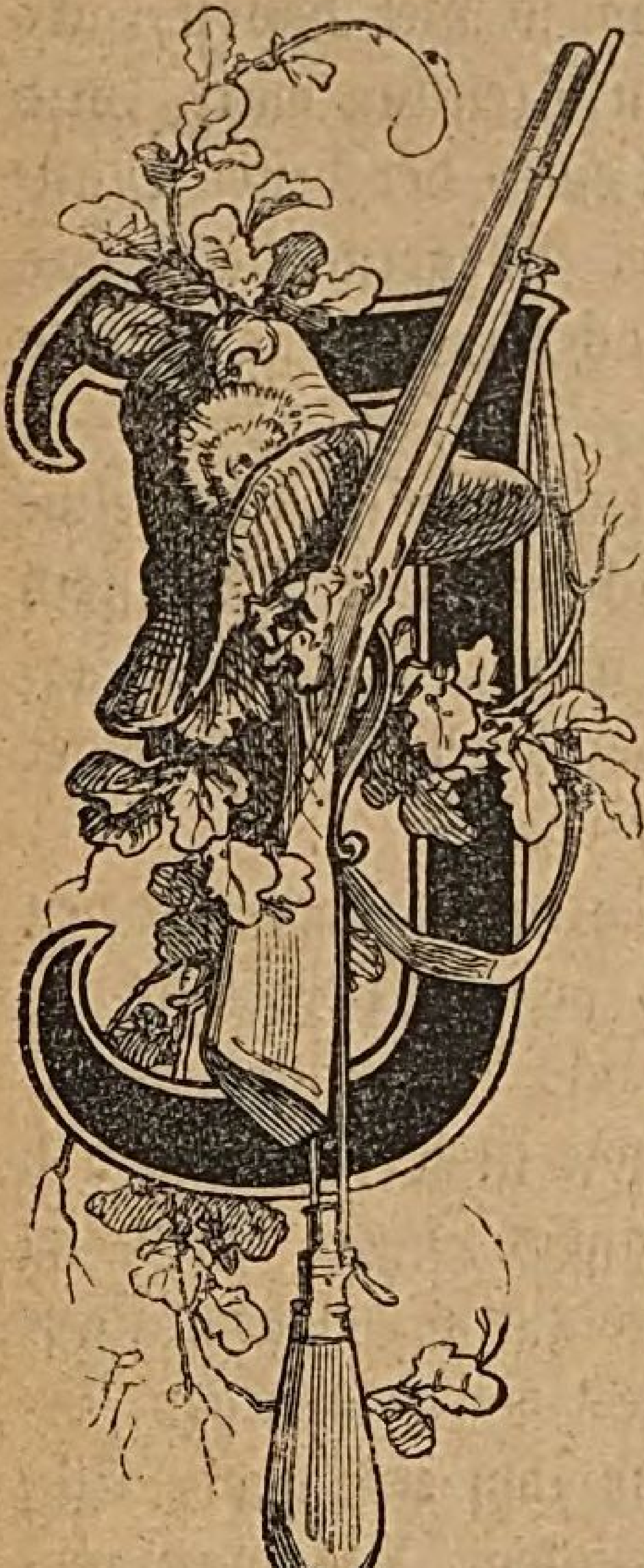
Nun saß eine Gesellschaft, welche die Eisenbahnfahrt nach Traunstein zusammengekoppelt hatte, beisammen. Es wurde Mancherlei erzählt. Eine Geschichte, die ein eben so behäbiger als liebenswürdiger Major erzählte, ist werth, daß man sie wieder erzählt:

Da war in der Garnison ein junger Lieutenant, der mit den Kameraden täglich am gemeinsamen Tisch aß, beliebt, aber nicht besonders beachtet war, denn er konnte nur wenig Aufwand machen. In diesem Lande ist nicht der schöne Brauch wie in Oesterreich, daß alle Officiere des ganzen Landes „du" zu einander sagen, sofort bei der ersten Begegnung, wenn sie auch einander nie gesehen. Der stille Kamerad machte aber doch eines Tages eigenmächtigen Gebrauch von dem vertraulichen „du". Es war ihm eine große Erbschaft von einem Onkel in Südamerika zugefallen. Als man nun am Montag zu Tische kam, fand jeder Officier unter seiner Serviette einen versiegelten Brief, des Inhalts:

„Mein guter Kamerad! Mir sind reiche Glücksgüter zugefallen und ich möchte nun vor Allem meinen Genossen damit ein Gutes thun. Schreib' mir also genau auf einen Zettel und schick' mir ihn versiegelt, wie viel Schulden du hast. Ich will sie dir bezahlen und bitte mir nur das Eine dafür aus, daß du mir nicht dankest. Aber noch das Eine bitte ich dazu: Falls du der Glückliche bist, der keine Schulden hat, so theile Niemand davon mit und thue

nichts dergleichen, damit der neben dir sich nicht scheue, mein Anerbieten anzunehmen."

Nun, lieber Leser, denke dir selbst aus, was für einen Rumor das in der Garnison machte; es ist eine Freude, sich so viel Glück auszudenken.



Eine Heerschau über die mannhaften Bürger.

In dem freundlichen Städtchen B . . . machte sich die Nachwirkung des großen deutschen Schützenfestes geltend. Es ist nichts damit gethan, daß man einige Tage jubelte, Hoch rief und von Brüderlichkeit überfloß; es galt nun, auch in dem Städtchen einen Schützenverein zu gründen.

Der junge Bierbrauer Haberland ist ein frischer und schmucker Mann. Er ist seit zwei Jahren verheirathet und doch erst siebenundzwanzig Jahre alt. Das ist ein großes Glück; denn es ist das Beste, die volle Jugendkraft mit in die Ehe zu bringen und nicht, wie die verderbte Welt glaubt, erst dann eine Familie zu gründen, wenn man, wie die Redensart geht, sich ausgetobt hat oder, wenn man das gradaus sagt, sich im Laster verbraust hat. Stramm und frisch steht Haberland seinem Gewerbe vor und hat die Freude, daß er denken darf, einst, wenn er noch in voller Manneskraft steht, seine Kinder erwachsen zu sehen und mit hineinzuschauen in die Zukunft, was aus ihnen wird. Der junge Haberland hatte es freilich gut, denn sein Vater baute ihm ein schönes Haus, draußen an der freien Straße, wohin sich jetzt das Städtlein immer mehr ausbreitet. Er las die Berichte vom Schützenfeste mit großer Begierde. Eines Abends, als

mehrere seiner Jugendgenossen oder auch seiner Turngenossen — denn das ist jetzt eine rüstige Mannschaft, die aus dem Turnerleben erwachsen ist — sich bei ihm einfanden, nahm er die Genossen mit in die Wohnstube, denn er hatte etwas mit ihnen zu besprechen. Und da war der Zimmermann Jacobi, ein starker und besonnener Mann, der gleichfalls bereits seinen Hausstand gegründet, der Fuhrmann Albrecht, der eben Bräutigam war; ein junger Kaufmann, ein Arzt, ein Postbeamter, diese Drei waren noch ledig. Haberland trug nun seinen Plan vor, daß es nöthig sei, auch in ihrem Städtchen einen Schützenverein zu gründen. Ja, wir haben hier keine Leute, hieß es. Diejenigen, die gern bereit wären, haben meist kein überflüssiges Geld, um sich die Stutzen anzuschaffen, und Diejenigen, die das im Stande wären, haben allerlei kleinliche Furcht und Rücksichten. Denn noch fürchtet oder besorgt man, daß die Regierung, die jede Selbständigkeit mißtrauisch ansieht, es allen Denen, die irgendwie in öffentlichem Amte stehen oder sonst von der Regierung abhängig sind oder sich abhängig glauben, zur Pflicht machen werde, sich davon zurückzuziehen.

„So laßt uns Heerschau halten,“ rief Haberland, „fangen wir bei der oberen Gasse an. Der Oberförster, der am Ende des Städtchens wohnt . . .“

„Thut nicht mit,“ hieß es, „mischt sich nicht gern unter die Menschen, müßte natürlich Schützenmeister werden und würde nur besten Falls mitthun, wo es eine Parade gilt, um ein wohlgefälliges Nicken von oben einzuernten. Weiter um ein Haus,“ hieß es. „Der Bäcker Zwiebel war bei den früheren Schützen; aber wenn er nicht Fahnenträger werden kann, will er von der Sache nichts, und er hat eine besondere Angst, mit Leuten, die nichts besitzen, Kameradschaft zu machen.“

Weiter um ein Haus! Nein. Da wohnt gegenüber der Tischler Greif, der Mann arbeitet sich halb zu Tode, um seine sieben Kinder mit Ehren zu erhalten. Ja, dem wäre es zu gönnen, daß er einmal auch eine freudige freie Stunde hätte, aber er wird sich nicht dazu verstehen.

„Ich wäre bereit, ihm die Summe zur Anschaffung eines Stutzen vorzuschießen,“ rief Haberland. Aber er thut das nicht, hieß

es, er ist zu stolz, er borgt nicht und will von Niemand eine Gefälligkeit.

Schade! Sein Nachbar, der Schiffer Martin, der ist dabei. Er ist zwar ein arger Händelsucher, aber er wird sich schon fügen. Gut, haben wir also Nummer 1. „Vergeßt mir meinen Schneider Schnurr nicht," rief der Doktor, „der wird glücklich sein; und wenn wir uns braune Joppen mit grünen Kragen und Aufschlägen anschaffen, wollen wir ihm die Sache übergeben. Und dazu bläst er im Geheimen das Waldhorn. Er wird unser Signalist sein und mit Vergnügen Tagwach blasen."

Gut. Also Nummer 2. „Und mein Chirurgus, oder, da er das lieber hört, Herr Doktor Maus, wie könnt ihr mir den nur vergessen?" sagte der Doktor.

„Ja, er wird aber zu viel reden, und wer weiß, ob er nicht seine sämmtlichen Aecker, die Rasirgesichter des Amtes und der beiden Geistlichen, zu verlieren fürchtet."

„Seid ohne Sorge; er hilft sich heraus."

„Also Nummer 3."

„Daß mein Herr Vetter, der Schnittwaarenhändler Zierlein, dabei ist, versteht sich von selbst. Die Joppe wird ihm gut stehen, und dadurch wird er ein eifriger Schütze."

„Der Sägmüller Braus, an dem haben wir einen festen Stamm. Es gibt nichts auf der Welt, wobei er nicht mit Freuden Hand anlegt."

„Ja," rief der Doktor, „es ist ein wahres Glück, daß es noch solche ehrenhafte Männer in der Welt gibt. Wir haben gemeinschaftlich zwei Zeitungen, und wenn ich ihm begegne, da strahlt sein ganzes Gesicht, wenn er von etwas Gutem gelesen, das in der Welt vorgegangen, und alles Schlimme, Hinterlistige, geht ihm zu Herzen, wie ein persönliches Unglück. Es ist jammerschade, daß sein großes Gewerbe ihn verhindert, Landtagsabgeordneter zu werden. Das ist das Elend in unserer Zeit, daß diejenigen Männer, die unabhängig sind und mit freiem Blick die Welt ansehen, so ins Geschäftsleben hineingerissen sind, wie ein Mann, den das Schwungrad erfaßt hat und ihn ganz mitnimmt. Unsere Hoffnung beruht darauf, daß die Männer von Bildung und freiem Denken, die nicht angestellte Beamte sind

— Fabrikanten, Kaufleute, Gutsbesitzer — unser Volk vertreten sollten, wie sie in Wahrheit seine meisten Interessen vertreten. Nun aber heißt es immer: ich kann von meinem Geschäft nicht fort. Seht, da geht der Sägmüller eben vorüber, ich will ihn hereinrufen."

Der Mann wurde hereingerufen. Es war eine keineswegs derbe, sondern eigentlich feine Gestalt, und er lächelte zufrieden, als man ihm mittheilte, was man hier vorhabe. Er war sofort bereit, beizutreten, nur mit dem Vorbehalt, daß er eben wenig Zeit verwenden könne.

Nun wurde die Heerschau weiter ausgedehnt. Der Müller nannte zuerst seinen Schwager, „den halben Mond". Man stimmte bei, obgleich eigentlich Niemand rechte Liebe zu dem Manne hatte; denn man konnte sagen, was man wollte, der halbe Mond gab Jedermann Recht. Er lächelte still einverständlich, wenn ein Freisinniger mit ihm sprach, und gab auch einem Reactionär zu verstehen, daß die Leute, die Etwas zu vertreten haben, Grund und Boden, nichts von Umsturz und derlei Dingen wissen wollen. Er hatte neben seiner großen Wirthschaft ein beträchtliches Bauerngut, und doch war es ihm eine wahre Lust, der gehorsame Diener aller Welt zu sein. Die anderen Wirthe des Städtchens — und es hat deren viele — wurden auch sogleich genannt, denn ein Verein muß darauf denken, keinen Wirth hintan zu setzen, vielmehr jeden ins Interesse zu ziehen.

„Wollen wir nicht auch den Amtmann auffordern?"

„Allerdings, und die beiden Actuare ebenfalls."

„Der Amtmann wird wohl zuerst bei der Regierung anfragen, was sie zu dem Schützenverein denkt."

„Ich hoffe," sagte der Müller, „daß die Regierung so gescheit sein wird, den Schützenverein nicht zu einer Oppositionssache zu stempeln. Freilich, wer weiß, was sie da oben denken. Sie haben den Grundsatz: Verboten ist, was nicht befohlen ist. Wir fordern die Amtleute derenthalben auf, warten aber nicht, bis Antwort von oben da ist, sondern gehen gleich morgen vor. Mein Werkführer wird mit dabei sein, und überhaupt wäre es gut, wenn wir recht viele ehemalige Soldaten dabei hätten."

„Der Ankerschmied, der ehedem auch Soldat war, wird ein eifriges Mitglied sein."

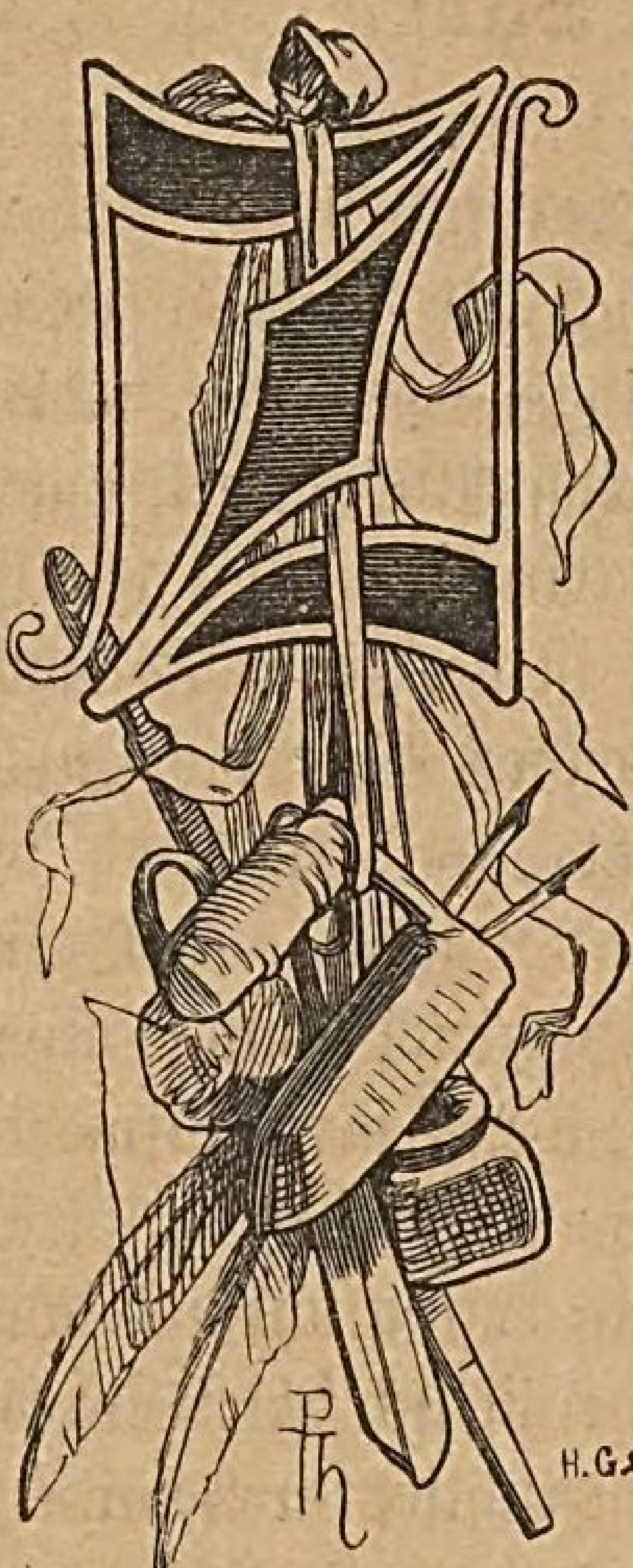
„Der Schuster Heim ist brav, der Maurermeister Zink, der Töpfermeister Grund; da hätten wir nun schon ein gutes Contingent. Aber draußen in der Vorstadt, wo die armen Leute wohnen," sagte der Doktor, „da sind ebenfalls tüchtige Männer. Die Steinbrecher, die Holzhauer, die Schiffsknechte, die gehören eigentlich viel mehr dazu als ich mit meiner Brille. Leider können sich diese Männer nicht Stutzen verschaffen."

„Da ist leicht geholfen," rief Haberland, „ein Jeder von uns steuert, je nach Kräften, eine gewisse Summe bei, aus der den Armen zur allmäligen Abzahlung Stutzen angeschafft werden."

„Das ist gut," sagte der Müller, „aber wir wollen noch ein wenig weiter gehen. Keiner schafft sich seinen Stutzen selbst an, weder wir, die wir sie sofort baar bezahlen können, noch die, die sie nur in Groschen wochenweise abzahlen können. Es werden etwa fünfzig Stutzen, und wir werden kaum Männer genug dazu haben, auf Kosten des Vereins angeschafft, und Jeder hat das Recht, den Stutzen zu eigen zu haben oder ihn als Eigenthum des Vereins zu lassen."

Dies wurde nun beschlossen, und in dem kleinen Städtchen B . . . besteht seit dem August 1862 ein Schützenverein in voller Blüthe, und auf dem Bremer Schützenfest hat Haberland auf der Scheibe Germania den drittbesten Schuß gethan. Die Beamten sind zwar nicht dabei, aber man scheint doch von Seiten der Regierung vorläufig nichts dagegen thun zu wollen. Man ist doch nicht mehr so schnell bei der Hand, mit Mißtrauen und Verbot drein zu fahren; man hat warten gelernt. Wer weiß, ob man nicht einmal den festen Arm und den sichern Blick der freien Bürger brauchen kann.

Bezahlte Herablassung.



Zwei Freunde machten mit einander eine Gebirgsreise. Der Eine, mächtigen Körperbaues, hatte sogar etwas Ueberfracht geladen, die er nun auf der Fußwanderung los werden wollte; der Andere, eine Gestalt von feinem Gliederbau, war von Beruf Regierungsrath. Sie waren Beide Männer der Freiheit und widmeten sich dem Vaterlande mit treuer, unablässiger Hingebung.

Nun trafen sie auf ihrem Wege einmal mit dem Pechmännlein zusammen, das der geneigte Leser vielleicht von anderswoher kennt. Das treuherzige Wesen des Pechmännleins sprach die Beiden an, und sie wanderten mit ihm den Berg hinan, durch den Wald bis da, wo die Wege sich schieden.

Als man Abschied nahm, konnte der Schlanke sich nicht enthalten, dem Pechmännlein zu sagen und bei aller Freigesinntheit mit etwas herablassendem Gönnertone:

„Es war uns recht angenehm, mit Euch zu gehen. Ja, wenn man so das ganze Jahr eine sitzende Lebensweise führen muß, thut solches Wandern wohl."

„Sie sind wohl ein Schneider?" sagte das Pechmännlein und war, ehe man sich's versah, im Walde verschwunden.

Der dicke Kamerad neckte noch lange seinen Genossen mit dieser Bezeichnung, und wenn du ihm einmal begegnest, lieber Leser, laß dir nicht merken, daß du die Geschichte weißt, denn sie verdrießt ihn jedesmal doch.



„Das liebe Vieh".

Kein anderes Volk der Erde und keine andere Sprache hat diesen Ausdruck, er ist dem Deutschen allein eigen. Allerdings hat diese zutrauliche Bezeichnung einen wesentlich mitleidigen Inhalt, aber auch schon darin liegt eine gewisse Innigkeit, die weit entfernt ist von jeder Rohheit, welche die neben uns lebenden Geschöpfe nicht nur unbarmherzig ausnutzt, sondern auch oft rücksichtslos und muthwillig abquält. — Es ist ein Gradmesser für die Herzensbildung eines Volkes und eines Menschen, wenn man aufmerkt, wie sie die Thiere betrachten und behandeln.

Die Vereine gegen Thierquälerei sind ein erfreuliches Zeichen eines schönen Edelsinnes, der in allen Gebieten menschlichen Lebens und Empfindens sich zur Gemeinsamkeit zusammenschließt und fördert. Nur sollten solche Vereine erst im äußersten Fall die Polizeigewalt anrufen. Jedes auf das Sittliche gerichtete Bestreben sollte nur sittliche Mittel anwenden.

Wir hätten es nicht mehr geglaubt, und doch haben wir dran glauben müssen, daß auch in unserer Zeit das Elend der Hungersnoth stattfinden kann. In Ostpreußen wüthete die Hungersnoth mit allen ihren Schrecken, und der Eifer der Wohlthätigkeit, von keiner anderen Zeit übertroffen, bewährte sich. Wenn man aber die Listen der Geber durchlas, konnte man oft lesen: Ungenannt so und so viel. Es lohnt sich wohl der Mühe, darüber nachzudenken, ob es wohlgethan ist, bei Uebung der Wohlthat seinen Namen zu verschweigen; dieses Verschweigen kann ebensowohl Bescheidenheit als Stolz sein.

Jesus hat zwei scheinbar widersprechende Behauptungen in Bezug auf Wohlthätigkeit.

Da heißt es Matthäus Kap. 5, V. 16:

„Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen."

Schnurstracks dagegen ebenfalls bei Matthäus Kap. 6, V. 3:

„Wenn du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut."

Dieses Verhüllen mag sich aber nur auf Privatwohlthätigkeit beziehen, von Mensch zu Mensch, wo der Begüterte dem Bedürftigen hilft; da aber, wo es sich um öffentliche Wohlthätigkeit handelt, da sollte man sich ohne Scheu nennen; denn einerseits dient das zur Aneiferung und Erweckung für den lässigen Nachbar, andererseits stellt sich eine Selbstbesteuerung nach Pflicht und Gewissen dabei heraus. Ueberlege dir die Sache weiter.

Auerbach, Berthold, / Artaria, Mathias / Hoff, Karl

Deutsche illustrirte Volksbücher

Bd.: 2

[ca. 1890]